Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen rc.

Als eine Fortsetzung

von Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehn.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1756.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Von dem Ursprunge der Japaner, S. 1

Zweytes Capitel.

Von der alten Geschichte, und den fabelhaften Traditionen der Japaner, 13
1. Art. Fabelhafte Epoche; ebend.
2. Art. Ungewisse Epoche, 16
3. Art. Gewisse Epoche, 18

Drittes Capitel.

Wie die Japanische Monarchie unter zwey Beherrscher getheilt worden. Ursprung der Cubo oder weltlichen Kayser, 21

Viertes Capitel.

Allgemeine Beschreibung von Japan, S. 27
1. Art. Inseln von Japan, ebend.
2. Art. Von den eigentlich so genannten Provinzen von Japan, 30
3. Art. Von den Inseln, und auswärtigen Provinzen, die zu Japan gehören, 39

Fünftes Capitel.

Von den Städten und Dörfern in Japan, 59

Sechstes Capitel.

Von öffentlichen Häusern und Privatgebäuden der Japaner, 77
1. Art. Von Japanischen Häusern, ebend.
2. Art. Häuser der Großen; Palläste der Statthalter, 84
3. Art. Tempel, 88
4. Art. Brücken, Wege, Japanische Art zu reisen. Ihre Fahrzeuge zu Wasser 96
5. Art. Wirthshäuser, Gasthöfe, Theehäuser, lüderliche Häuser, 112

Siebentes Capitel.

Von dem, was Japan hervorbringt, S. 116

1. Art. Clima und Erdreich von Japan ebend.
2. Art. Japanische Bergwerke, 124
3. Art. Japanische Pflanzen, 134
4. Art. Vierfüßige Thiere, Vögel, Gewürme, und Fische, 150

Achtes Capitel.

Regierungsform von Japan, 165

1. Art. Vom Cubo, oder weltlichen Monarchen, ebend.
2. Art. Vom Dairi, oder geistlichen Kayser, 171
3. Art. Von den Daimio, oder Fürsten des Reichs, 178
4. Art. Von den Siomio, 180
5. Art. Von den Tonosama, oder Statthaltern der Kayserlichen Städte, 181
6. Art. Von Stadtmagistraten und andern Unterbedienten, 185

Neuntes Capitel.

Von der Sprache, und von den Künsten und Wissenschaften der Japaner, S. 199

1. Art. Von der Japanischen Sprache, ebend.

2. Art. Von den Studien der Japaner; vortreffliche Erziehung der Jugend; ihre Känntniß der Physik, Astronomie, und Medicin 201

3. Art. Beredtsamkeit, Poesie, Musik, Mahlerey, und mechanische Künste 213

Zehntes Capitel.

Von den Religionen in Japan 217

1. Art. Von der Religion Sintos genannt 218

   1. Gesetzmäßige Ceremonien 222
   2. Die Feyrung der Rebi, oder Religionsfeste 224
   3. Die Wallfahrt nach Isje 231
   4. Geistliche Gesellschaften und Brüderschaften 239

2. Art. Von der Religion Budsdo genannt, S. 251
3. Art. Von der Religion Siuto genannt, 278
4. Art. vom Christenthum, 282

Eilftes Capitel.

Von der Lebensart, den Sitten, und merkwürdigen Gebräuchen in Japan. Beschreibung der Einwohner, 302
1. Art. Gebräuche bey Gastmahlen und Besuchen; Pracht des Cubo. Ceremonie bey seiner Zusammenkunft mit dem Dairi, ebend.
2. Art. Kleidung der Manns- und Weibspersonen, 314
3. Art. Von Heyrathen, 317
4. Art. Von der Trauer, und von Begräbnissen, 321
5. Art. Von Festen, Schauspielen, und besonders vom Matsuri, 328
6. Art. Von merkwürdigen Gesetzen und Gebräuchen, 336
7. Art. Abbildung der Japaner, 344

Zwölftes

Zwölftes Capitel.

Von dem ehmaligen und ietzigen Zustande der Handlung der Ausländer in Japan, S. 347

1. Art. Handlung der Portugiesen, ebend.
2. Art. Handlung der Holländer, 356
3. Art. Von der Handlung der Chineser, 383
4. Art. Versuche, welche die Engelländer und Franzosen gemacht, sich in Japan niederzulassen, und wie weit ihnen solches geglückt, 388

Dreyzehntes Capitel.

Ob es dem Japanischen Reiche vortheilhaft sey, auf eine solche Art, wie heutiges Tages, den Fremden verschlossen zu seyn, so daß kein Volk in der Welt die Erlaubniß hat, darinnen anzulanden, und seine eignen Unterthanen nicht ausser Landes gehen dürfen. 396

Geschichte

Geschichte
der
Japaner.

Erstes Capitel.

Von dem Ursprunge der Japaner.

Die meisten unsrer Erdbeschreiber haben davor gehalten, daß die Japaner ursprünglich von den Chinesern abstammen. Diese Meynung ist auf verschiedne Zeugnisse gegründet, die man aus der Geschichte dieser beyden Völker gezogen, und auf einige mündliche Sagen, die sich unter ihnen fortgepflanzet. Die Chinesischen Jahrbücher melden uns in der That, daß gegen das Ende der zweyten Dynastie, ungefehr

zwölfhundert Jahr vor Chr. Geb. verschiedne Colonien aus China gegangen, und sich auf den Inseln des orientalischen Meers ausgebreitet. Da aber Japan den schönsten und ansehnlichsten Theil dieser Inseln ausmacht, so kann man ganz natürlicher Weise glauben, daß die Chinesischen Colonien sich darauf vorzüglich niedergelassen. Auf der andern Seite ist es bey den Japanern eine gewisse Sage, daß eine Chinesische Colonie von dreyhundert Jünglingen, und eben so viel jungen Mädchen ehmals in dem mittäglichen Theile von Japan angelandet, und verschiedne Inseln darinn bevölkert. Die Geschichtbücher *) des Landes sagen uns folgendes von der Unternehmung und den besondren Umständen dieser Reise. Ein Chinesischer Kayser, der sein Leben sehr lieb hatte, und beständig von dem fürchterlichen Gedanken gemartert wurde, daß seine Macht und Größe künftig mit ihm in ein Grab gelegt werden würde, bildete sich ein, es sey nicht unmöglich einen Trank zu erfinden, der ihn unsterblich machen könne. Voll von dieser schmeichelhaften Hoffnung entschloß er sich, in alle Theile der Welt versuchte Personen auszuschicken, und vertraute diesen Einfall seinem Arzte. Dieser überredete den Kayser, daß die Kräuter, so zu dem Tranke der Unsterblichkeit erforderlich wären, auf einer benacht-

*) Siehe Kämpfers Beschreibung von Japan im vierten Theile der übersetzten Chinesischen Geschichte des du Halde.

nachtbarten Insel des Reichs wüchsen, aber daß sie von reinen und unschuldigen Händen gesammelt werden müßten, wenn sie nicht ihre Kraft verlieren sollten; es sey am besten, dreyhundert Jünglinge, und eben so viel Mädchen von bekannter Unschuld, und von noch zartem Alter dahin zu schicken, die aber doch schon stark genug wären, die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise auszuhalten. Der Kayser willigte hierein, und trug seinem Arzte auf, diese kleine Colonie selbst zu führen. Sie giengen zu Schiffe, und langten nach einigen Tagen glücklich in Japan an. Aber an statt vergeblicher Weise nach den Pflanzen zu suchen, die sie dem Kayser versprochen hatten, ließen sie sich auf einer Insel des Landes nieder, und entschlossen sich darauf zu bleiben. Man zeigt noch heutiges Tages den Ort, wo sie ausgestiegen, und den Tempel, den sie erbaut, und dem Gedächtnisse ihres Führers gewidmet. Aber, wie Kämpfer angemerkt, wäre die Ankunft dieser Chineser erst vier bis fünfhundert Jahr nach der Errichtung des Japanischen Kayserthums geschehn, und kann also auf keine Art beweisen, daß die Japanische Nation ursprünglich von den Chinesern abstamme. Die Japaner gestehn zwar, daß sie die meisten ihrer Künste und Wissenschaften dem berühmten Führer dieser Colonie zu danken hätten; sie erkennen ihn aber auf keine Weise für ihren Stifter.

Eben so muß man von den andern Chinesischen Colonien urtheilen, deren ich im Anfange

erwehnt, und die, wie es heißt, sich unter der zweyten Dynastie in die orientalischen Inseln von China zerstreut. Diese Zerstreuung, die zwölfhundert Jahr vor Christi Geb. geschehn seyn soll, wäre fünfhundert und vierzig Jahr früher vorgegangen, als die Errichtung der Japanischen Monarchie, welche, wie wir bald sagen werden, nicht höher als sechshundert und sechzig Jahr vor Chr. Geb. heraufgeht; folglich kann man auch aus dieser Begebenheit keine Folgerung machen.

Was **Linschoot** vorgiebt, hat eben so wenig Gewißheit. Er sagt, ehmals hätten verschiedne Familien wieder einen Chinesischen Kayser, den er nicht nennt, sich verschworen; als dieser Monarch die Urheber dieser Verschwörung entdeckt, habe er sie alle zum Tode verdammt; weil aber die Anzahl der Schuldigen allzugroß gewesen, und selbst die Henker müde geworden, so viel Menschen hinzurichten, habe sich der Käyser durch die gethanen Vorstellungen bewegen lassen, das Todesurtheil zu einer Verbannung zu mildern, und habe die Missethäter nach den Japanischen Inseln geschickt, die damals noch wüste und unbewohnt gewesen. Sie bevölkerten dieselben, sagt **Linschoot**, und von ihnen stammt die mächtige Nation ursprünglich ab, die heutiges Tages Japan bewohnt. Allein die Erzehlung dieses Schriftstellers ist von keinem glaubwürdigen Zeugnisse unterstützt, und weder die Chinesische noch Japanische Geschichte erzehlt etwas von

den

den besondern Umstånden dieser vorgegebenen Verschwörung.

Der P. Couplet,*) ein Jesuit, und sehr erfahrner Schriftsteller in der Chinesischen Geschichte, scheint geneigt zu seyn, die Japaner von den Tartarn abzuleiten. Er gründet seine Muthmaßungen auf eine Begebenheit, die in den Chinesischen Jahrbüchern erzehlt wird. Diese Jahrbücher sagen, unter der Regierung des Yu-ye, des fünf und zwanzigsten Kaysers der zweyten Dynastie, als die barbarischen Nationen, die gegen Norden von China gewohnt, (unter denen man die Tartarn verstehn muß,) allzuzahlreich geworden, hätten sich verschiedne Colonien davon abgesondert, und die Inseln des orientalischen Meers bevölkert, welches Japan zu bezeichnen scheint. Diese Begebenheit fällt mit der oben berührten Zerstreuung der Chinesischen Colonien in einen Zeitpunkt, und ist vielleicht im Grunde eben dieselbe. Sie ist aber in Ansehung der Chronologie eben den Schwierigkeiten unterworfen, und geht zu sehr vor der Epoche der Stiftung des Japanischen Reichs her, daß man keinen entscheidenden Beweis daraus herleiten kann, die Meynung des P. Couplets zu unterstützen. Es bleibt in der That ein leerer Zwischenraum, von der ersten Ankunft dieser Colonien an, (es mögen nun Chinesische oder Tartarische gewe-

 sen

*) In seiner Einleitung zu der Philosophie des Confucius.

sen seyn) bis auf die Stiftung der Japanischen Monarchie. Das einzige Mittel, diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, wäre, wenn man sagte, die Tartarn, welche ein irrendes herumstreifendes Leben gewohnt gewesen, hätten diese Lebensart verschiedne Jahrhunderte auch in Japan fortgesetzt, ohne Gesetze, ohne Führer, ohne gewisse Wohnungen zu haben; jeder hätte für sich gelebt, oder sie wären aufs höchste, wie ihre alten Landsleute, nur in gewisse Horden eingetheilt gewesen; da aber ihre Sitten sich mit der Zeit gemildert, hätten sie sich einander mehr genähert, und sich endlich unter einem *) Oberhaupte vereinigt.

Kämpfer, der Verfasser einer vortrefflichen Beschreibung von Japan, aus dem ich die merkwürdigsten Umstände entlehnt habe, welche so wohl die politische Historie, als die Naturgeschichte dieses Landes betreffen, Kämpfer behauptet, daß die Japaner weder von den Chinesern noch Tartarn, oder einigem andern bekannten Volke abstammen. Er ist hauptsächlich sehr weit von der Meynung derer entfernt, welche sie von den Chinesern ableiten, und wider-

*) Dieses ist auch sehr wahrscheinlich, da fast alle wilden Völker wie die Tartarn leben, ehe sie zahlreich genug geworden ordentliche Republicken aus zu machen. Wenn man des Herrn von Büffon Abhandlung von den verschiednen Arten der Menschen liest, so wird man noch mehr überzeugt, daß die Japaner, wie die Chineser, dem ersten Ursprunge nach Tartarn sind.

widerlegt diese Meynung mit vieler Gründlichkeit. Es ist keine Gleichheit, sagt er, zwischen den Sitten, den Neigungen, den Gebräuchen, und dem Gemüthscharakter dieser beyden Nationen. Die Verehrung der Cami, welches die erste Religion der Japaner ist, hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Religion der Chineser. Dieser Götzendienst, der so alt, als die Monarchie ist, hat seinen Ursprung in Japan, und man sieht nicht die geringste Spur davon in China. Hieraus erhellet, daß die Japaner nicht ursprünglich von den Chinesern abstammen; denn, wenn sie eine Chinesische Colonie wären, so ist es klar, daß sie zum wenigsten einige Ueberreste von der Religion ihrer Stammväter behalten hätten. Zwar hat sich die Lehre des Confucius auch in Japan ausgebreitet, aber dieß ist eine neuere Religion, die kaum geduldet wird, und weit neuer ist, als die Stiftung der alten und ersten Religion der Japaner. Endlich ist auch die Japanische Sprache zu sehr von der Chinesischen unterschieden, so wohl in Ansehung des Klanges, und der Zusammensetzung der Wörter, als auch in der Art sie zu schreiben, und auszusprechen. Kämpfer besteht hauptsächlich auf diesem Unterschied der Sprache, der ihm ein entscheidender Beweis scheint, nach dem Grundsatze, der ziemlich allgemein wahr ist, daß die Sprachen und ihre Eigenschaften, die sichersten und gewissesten Beweise sind, die man nur aufbringen kann, den wahren Ursprung einer Nation zu ent-

entdecken. So kann man zum Exempel leicht aus der bloßen Sprache zeigen, daß die Pohlen, Böhmen, und Moskowiter eigentlich Sklavonier sind; daß die Italiäner, Spanier und Franzosen von den Römern abstammen; und daß die Deutschen, Holländer, Dänen und Schweden von dem Geschlechte der alten Gothen herkommen. Diese Anmerkung, sagt unser Verfasser, findet in andern Welttheilen so gut statt, als in Europa, und wenn wir die Sprachen der Einwohner von Java, Ceylon, Malabar, und andrer indianischen Nationen besser verstünden, so würden sie uns ohne Zweifel Mittel an die Hand geben, den Ursprung dieser verschiednen Völker, ihre Vermischung mit den benachtbarten Völkern, und die unter ihnen vorgefallenen Veränderungen zu entdecken. Wenn man die Japanische Sprache, fügt Kämpfer hinzu, recht im Grunde untersucht, so wird man keine Gleichheit, weder mit ihr und der Chinesischen, noch sonst einiger andern Sprache finden. Aus allen diesen Gründen schließt unser Verfasser, daß die Japaner ein eignes ursprüngliches Volk vor sich sind, das sein Daseyn und seine Abkunft keinem andern Volke zu danken habe, und daß ihre Sprache eine von denen sey, welche die Vorsehung bey dem Babylonischen Thurmbau einzugeben für gut befunden, um die Urheber dieser thörichten Unternehmung zu verwirren, und zu zerstreuen. Kämpfer, der seine gelehrten Muthmaßungen noch weiter treibt, versucht so

gar

gar zu erklären, wie damals durch diese Sprachenverwirrung so wohl Japan, als andre Länder, bevölkert worden. Die Einwohner von Babylon, sagt er, da sie einander nicht verstehn konnten, waren unumgänglich genöthigt sich zu zerstreuen. Sie theilten sich in verschiedne Haufen, und breiteten sich in verschiedne Länder aus; indem diejenigen, welche einerley Sprache redeten, zusammen blieben. Einige nahmen ihren Zug gegen das schwarze und Caspische Meer, welche nicht weit von Babylon entfernt sind. Sie bevölkerten einen Theil von Persien, und andern benachtbarten Gegenden. Andre giengen viel weiter; einige davon folgten dem **Tanais** und der **Wolga**, und zerstreuten sich gegen die Nordseite, welches der Ursprung der Scythen, Tartarn rc. ist; Andre zogen an den orientalischen Küsten des Caspischen Meers hin; fanden die Mündung des Flußes **Oxus** und verfolgten ihren Weg an seinen Ufern fort, indem sie sich beständig nach seiner Qvelle hinaufhielten, von da es ihnen leicht wurde, nach Indien zu dringen. Auf diese Art wurden Indostan, Bengala, Pegu, Siam, und andre Indianische Reiche bevölkert. Endlich setzten auch einige ihren Weg nach den orientalischen Küsten von Asien fort, und dieß war der Weg, den die Chinesischen und Japanischen Colonien nahmen. Diese letztere, welche unerschrockner, als die andre, war, und vielleicht auf dem festen Lande keinen beqvemen Sitz finden konnte, entschloß sich nach Japan zu gehn, dessen Küsten

auf der Spitze von Corea zu sehn sind, und begab sich bey stillem Wetter in leichten Kähnen auf das Meer. Auf die Art kamen unsre Reisende, nach einem Laufe von sieben bis acht Monathen, *) glücklich auf dieser großen Insul an, wo sie ihre Wohnung aufschlugen.

Es ist wahrscheinlich, daß die ersten Einwohner von Japan sich auf der größten ihrer Inseln, Nipon genannt, niedergelassen, und daß sie zuerst die Provinz Isje bevölkert, welche an dem mittäglichen Ende dieser Insel liegt. Die Japaner betrachten diese Provinz noch heutiges Tages als die Wiege ihrer Vorfahren, und stellen deswegen oft Wallfarthen dahin an. Es ist gleichfalls zu glauben, daß diese Colonie, die vielleicht im Anfang nicht sehr zahlreich gewesen, verschiedne Jahrhunderte ein sehr einfaches Leben geführt, indem sie sich von der Milch der Thiere, oder den Früchten der Erde ernährt. Mit der Zeit wuchs sie stärker an, und vermehrte sich, entweder von selbst, oder durch die Verbindung mit andern Colonien, welche die Nothdurft, die Neugier, der Zufall, oder wohl gar Schiffbrüche, verschiedentlich an die Japanischen Küsten getrieben. Da die verschiednen

*) Wenn auch nichts wider diese Art von der Bevölkerung Japans einzuwenden wäre, so würde doch schwer zu begreifen seyn, wie Leute in leichten Kähnen sieben bis acht Monathe auf dem Meer hätten seyn können, ohne daß sie von Sturm oder Hunger aufgerieben worden.

schiednen Inseln, welche dieses weitläuftige Reich ausmachen, von einem stürmischen Meere umgeben sind, so haben nothwendig viele Schiffe an seinen Küsten scheitern müssen; und das Volk darauf, das glücklich genug gewesen, sich zu retten, hat sich auf einigen dieser Inseln niederlassen können. Die Japaner geben vor, daß die Insel Cubitesima, die in dem nordlichsten Theile von Japan liegt, von einem unbekannten Volke bewohnt sey, welches sich von den andern Japanern, sowohl durch seine Gebräuche und seine Sprache, als auch durch seine Leibesgestalt, die außerordentlich klein ist, unterscheide. Deswegen nennen sie diese Insel, die Insel der Zwerge. Vor einigen Jahrhunderten entdeckte man gegen Süden von Japan einige bisher unbekannt gewesene Inseln. Die Japanische Geschichte, indem sie einer dieser Inseln, Genkaisima genannt, Erwehnung thut, sagt, daß sie von den Onis, oder schwarzen Teufeln, bewohnt sey; dieß wird diejenigen weniger befremden, welche wissen, daß die Japaner alle fremden Länder, Umakokf, oder Länder der Teufel nennen. Diese Oni waren unstreitig Malayische Kaufleute, oder andre Indianer, die an diesen wüsten Inseln Schiffbruch erlitten, und sich darauf niedergelassen. Eben dieses kann man von den Völkern in Cubitesima schließen, die sonder Zweifel ihren Ursprung von einigen aus dem Schiffbruch entkommenen Seeleuten haben. Eben wie das erste Portugiesische Schiff,

welches

welches Japan entdeckte, durch Sturm dahin geworfen wurde. Ohne diesen Zufall wäre dieses schöne Königreich vielleicht den Europäern noch unbekannt.

Ich will hier nicht wiederhohlen, was ich weiter oben von diesen Colonien, es mögen nun Chineser oder Tartarn gewesen seyn, erwehnt habe, als welche die Chinesischen Geschichtschreiber ungefehr 1200 J. vor Chr. Geb. nach Japan übergehn lassen. Wenn die angeführten Gründe nicht glauben machen, daß die Japanische Nation von einem dieser beyden Völker ursprünglich abstamme, so wird man wenigstens nicht in Abrede seyn können, daß diese Nation ihren Wachsthum den Colonien aus der Tartarey, Corea, und hauptsächlich aus China, zu danken habe, von welchen leztern die Japaner selbst gestehn, daß sie ihnen ihre Künste und Wissenschaften zu danken haben.

Der Unterschied endlich, welchen man sowohl in Ansehung der Gestalt, als der Sitten und Gebräuche, zwischen den Einwohnern verschiedner Japanischer Inseln findet, welchen Unterscheid ich zu seiner Zeit anmerken werde, dieser Unterscheid ist ein sehr starker Beweis, daß von Zeit zu Zeit neue und verschiedne Zweige auf den Hauptstamm der Nation eingepfropft worden.

Dieses mag von dem Ursprunge und dem Wachsthume der Japanischen Nation genug seyn. Wir wollen zu der Epoche von der Stiftung ihrer Monarchie schreiten, nehmlich zu den

Zeiten,

Zeiten, da diese Völker ihrer Freyheit und ihres herumschweifenden Lebens überdrüßig geworden, sich einander mehr genähert, sich unter einerley Gesetze vereinigt, und für gut gefunden, sich ein Oberhaupt zu erwählen. Ehe wir aber diese Epoche fest stellen, welche verschiedne Jahrhunderte später fällt, als die erste Niederlassung dieses Volkes in Japan, so wollen wir etwas von der alten Geschichte, und sogar von den fabelhaften Traditionen der Japaner, beybringen.

Zweytes Capitel.

Von der alten Geschichte, und den fabelhaften Traditionen der Japaner.

Um die Geschichte der Japaner desto beßer zu erläutern, will ich sie in drey Epochen eintheilen. Die erste davon ist offenbar fabelhaft, die zweyte ungewiß, und die dritte wahr.

Erster Artikel.

Fabelhafte Epoche.

Obgleich die Japanische Monarchie erst gegen das sechshundert und sechzigste Jahr vor Chr. Geb. angerichtet worden, und sie folglich fast zwey-

zweytausend Jahr neuer ist, als die Chinesische, so rühmen sich doch die Japaner eines Alterthums, welches alles übersteigt, was die Chineser nur jemals fabelhaftes vorgegeben haben. Sie setzen nicht allein, wie ihre Nachbarn, die Stiftung ihres Reichs, weit über die Zeit hinauf, in welcher die heilige Schrift die Erschaffung der Welt feststellt; sondern, ihrer Abkunft einen noch größern Glanz zu geben, fangen sie ihre Jahrbücher mit zwey Dynastien von Gottheiten an, die verschiedne Millionen von Jahren regiert haben sollen. Sie sagen das Chaos, der Vater und Schöpfer aller Wesen habe diese Götter hervorgebracht, als es sich angefangen zu bewegen; und wären sie das erste Werk seiner unsichtbaren Kraft gewesen. Die erste dieser Dynastien enthält sieben Gottheiten, welche sie große Götter, oder himmlische Götter nennen. Dieses waren ganz geistige Wesen, ohne Vermischung mit einer materiellen Substanz. Sie beherrschten Japan nach einander während einer unendlichen und unbestimmten Folge von Jahrhunderten. Die drey ersten hatten keine Weiber; die drey folgenden aber verheyratheten sich, und jeder zeugte mit seiner Gemahlinn einen Sohn, aber ohne alle fleischliche Beywohnung, und auf eine dem menschlichen Verstande ganz unbegreifliche Art. Der siebente, Namens *Isanagi*, da er gesehn, wie der Vogel *Sekire*, sonst auch *Isitataki* genannt, sein Weibgen liebkosete, versuchte eben diese Liebkosungen bey der Göttinn *Isanami*,

sei-

seiner Gemahlinn, und zeugte Söhne und Töchter, welche der Stamm der zweyten Dynastie wurden. Dieses Geschlecht, welches lange nicht so vollkommen als das erste war, brachte nur irdische Geister, oder Halbgötter hervor, fünf an der Zahl, die nach einander in folgender Ordnung regierten.

I. Tensio=dai=dsin. Dieser Name bedeutet eigentlich einen mächtigen Geist, der himmlische Stralen von sich schießt. Er war der älteste Sohn des Isanagi, und der einzige von seinen Kindern, der Erben erhielt. Er machte sich durch Heldenthaten beliebt, und that verschiedne Wunder vor und nach seinem Tode; man nannte ihn die Seele, das Leben, das Licht, und den obersten Monarchen der Natur. Die Japaner haben noch heutiges Tages vor sein Andenken die tiefste Verehrung. Sie halten ihn für ihre vornehmste Gottheit, und sogar für ihren ersten Stammvater. Alle Einwohner des Reichs, keinen ausgenommen, bilden sich ein, von dem Tensio=dai=dsin abzustammen; und der Dairi, oder geistliche Kayser, gründet sein Recht auf das Reich auf eine vermeyntliche Genealogie, die in gerader Linie männlichen Geschlechts bis an den ältesten Sohn dieses Monarchen aufsteigt.

II. Oosiwo=nino. Dessen Leben und Regierung dreyhundert tausend Jahr einnimmt.

III. Ninikino, welcher dreyhundert und achtzehn tausend fünfhundert und drey und dreyßig Jahr regierte.

IV. Demino, der den Thron sechshundert sieben und dreyßigtausend achthundert und zwey und neunzig Jahr besaß.

V. Awase-dsuno. Dieser regierte achthundert sechs und dreyßigtausend und zwey und vierzig Jahr. In seiner Person endigte sich die zweyte Dynastie, welche Japan zwey Millionen zweyhundert und zwey und vierzig tausend Jahr und drüber beherrscht hatte. Aber eben dieser Awase-dsuno war der Vater und Stifter eines dritten Geschlechts, welches weit unvollkommner und zahlreicher, als die beyden andern war, und daher ist die Art von Menschen entsprungen, die man noch heutiges Tages in Japan sieht. Wir wollen diese lächerlichen Fabeln verlassen, und uns zu einer weniger erdichteten Epoche wenden.

Zweyter Artikel.

Ungewisse Epoche.

Unter dieser Epoche begreife ich die ganze Zeit, die seit der ersten Niederlassung der Japaner auf ihren Inseln, bis zu der Regierung des Sin-mu, ihres ersten Kaysers, des wahren Stifters ihrer Monarchie, verflossen ist. Zu welcher Zeit und auf was für Art auch diese Niederlassung geschehn seyn mag, so ist es doch gewiß, daß es verschiedne Jahrhunderte vor der Zeit gewesen, in welcher Sin-mu gelebt.

Denn als dieser Regent auf den Thron erhoben wurde, war die Japanische Nation schon sehr zahlreich, und die Geschichtbücher seines Reichs melden uns, daß gegen diese Zeit blutige Kriege im Reiche gewesen, und daß Pest und Hunger viele tausend Einwohner aufgerieben. Es ist sehr wahrscheinlich, sagt Kämpfer, daß die Japaner in diesen alten Zeiten nach Art der Tartarn zerstreut lebten, in dem Stande der natürlichen Freyheit, von den übrigen Menschen durch ein stürmisches Meer abgesondert, ohne alle Wissenschaften, und ohne eine gewisse Regierungsform. Die Japanischen Schriftsteller, um die Nachläßigkeit ihrer Vorfahren gut zu machen, bey denen von den Zeiten vor den Sin=mu ein tiefes Stillschweigen herrscht, haben geglaubt diesen leeren Raum dadurch auszufüllen, daß sie in ihre Jahrbücher verschiedne Begebenheiten aus der Chinesischen Geschichte, mit den Namen einiger alten Kayser eingeschoben; zum Exempel **Fo=hi**, der die Chinesische Monarchie gegründet, **Chin=nun**, **Yu**, und eine große Menge anderer, bis auf **Kaiwo**, oder **Yu=yam**, den siebzehnten Kayser der dritten Dynastie, unter dessen Regierung Sin=mu, der Stifter der Japanischen Monarchie, gebohren wurde.

Dritter Artikel.

Gewisse Epoche.

Die erste gewisse Epoche, die man in der Japanischen Geschichte antrifft, muß man in die Regierung des Sin-mu setzen. Dieser glückliche Minus, wie ihn Kämpfer nennt, legte den Grund zu der Japanischen Monarchie sechshundert und sechzig Jahr vor Chr. Geb; fast zu eben der Zeit, als Romulus das Römische Reich aufrichtete. Sein rechter Name war Swa-fikono-mikotto. Man giebt vor, daß er in gerader Linie, von dem Tensio-dni-dsin, dem Stammvater der Japanischen Nation und zwar immer von den ältesten Söhnen desselben abstammt. Er hatte drey Brüder, welche älter, als er waren, und wie es heißt, vor ihm regierten. Ihr Leben aber war so kurz, und ihre Thaten so wenig merkwürdig, daß alle Geschichtschreiber einstimmig den Sin-mu als den Stifter des Reichs ansehn. Er milderte die Sitten seiner Landsleute, gab ihnen Gesetze, lehrte sie die Zeiten durch Jahre, Monathe und Tage unterscheiden, und gab der Regierungsform eine beständige, und gewisse Einrichtung. Dieß ist alles, was uns die Japanischen Geschichtschreiber von ihm melden. Diese Geschichtschreiber lassen sich in keine genauere Erzehlung in Ansehung seiner Nachfolger ein. Ihre Jahrbücher, wenigstens nach dem Auszuge des Dokter Kämpfers zu urtheilen, sind eigentlich nur

auf chronologische Tabellen eingeschränkt, in welchen die Namen und die Genealogie der Kayser, so wie der Anfang und die Dauer ihrer Regierung, mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt sind. Im übrigen wird darinn wenig von ihrem Leben, ihren Tugenden und Lastern und dem politischen Theile ihrer Regierung gemeldet; kurz, man trifft darinn nur wenig historische Begebenheiten an, die mit andern Erzehlungen überhäuft sind, welche nicht das geringste mit dem Leben dieser Monarchen zu thun haben, wie die Erscheinung der Kometen, der neuen Sterne, Erdbeben, Feuersbrünste, Hunger, Pest, vermeyntliche Wunder, und andre kindische und fabelhafte Begebenheiten. So wird zum Exempel in diesen Jahrbüchern erzehlt, daß unter Synin dem eilften Kayser, welcher neun und zwanzig Jahr vor Chr. Geb. regierte, aus Indien ein Pferd von einer erstaunenswürdigen Schnelligkeit, nach Japan gebracht wurde, welches in einem Tage über dreyhundert Meilen lief; daß ferner im zweyten Jahr der Regierung *Siunwa*, des drey und funfzigsten Kaysers, ein gewisser *Wrasima*, in einem Alter von dreyhundert und acht und vierzig Jahren, in Japan erschien, nachdem er diese ganze Zeit mit den Meergöttern unter dem Wasser gelebt, u. s. w. Man könnte hieraus, (und mich wundert, daß diese Anmerkung dem Dokter Kämpfer entwischt,) man könnte hieraus große Zweifel über die Chronologie dieser Jahrbücher machen, welche verschiedne Kayser weit über

die den Menschen vorgeschriebnen Grenzen leben lassen. Diesen Jahrbüchern zu folge lebte Sinmu 157 Jahr, Koan, der sechste Kayser 137. Korei, 128. Korkin 116. Siusin 119. Synin, 139. Keikor, 149. Entweder war das Japanische Jahr dazumal weit kürzer, als das unsrige, und in diesem Falle kann man den Sin-mu, der, wie diese Geschichtschreiber sagen, die Japaner die Zeiten durch Jahre zu unterscheiden gelehrt, für keinen sonderlichen Astronomen ausgeben, oder man muß alles dieses für Fabeln halten. Was mir am merkwürdigsten in der Geschichte wegen der Nachfolge der Japanischen Monarchen vorkömmt, ist dieses, daß von Sin-mu bis auf den itzigen *) regierenden Prinzen, also in einer Zeit von 2414. Jahren, das Reich niemals von einer einzigen Familie abgekommen, wovon man kein Exempel bey irgend einem Volke findet. Zwar ließen sich die rechtmäßigen Kayser, gegen das zwölfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, durch die Generals der Armee einen Theil ihres Ansehns rauben, welche letztern sich der Verwaltung politischer Sachen anmaßten, und sie seit der Zeit behalten haben; aber dieser Revolution, deren ich im folgenden Capitel weitläuftiger erwehnen werde, ungeachtet, haben die Nachkommen des Sin-mu ihren käyserlichen Titul beybehalten, und haben noch ihre Hoffstatt, und eine unumschränkte Gewalt in Religionssachen.

*) 1753.

Drittes Capitel.

Wie die Japanische Monarchie unter zwey Beherrscher getheilt worden.

Ursprung der Cubo oder weltlichen Kayser.

Die Nachkommen des Sin-mu beherrschten die Japanische Monarchie, sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen, über achtzehn hundert Jahr mit einem Ansehn ohne Schranken. Sie waren die Könige und Priester der Nation, und die Vereinigung dieser beyden Aemter gab ihnen alle Gewalt der Oberherrschaft in die Hände. Mit der Zeit da diese Prinzen mit den Religionssachen allzusehr beschäftigt waren, und die stillern Vorrechte des Priesterthums den beschwerlichen Gerechtsamen der Krone vorzogen, trugen sie die Verwaltung der weltlichen Sachen verschiednen Großen des Reichs auf. Sie theilten das Reich in verschiedne Statthalterschaften, deren Verwaltung in weltlichen Dingen sie diesen Ministern auftrugen. Diese Eintheilung geschah gegen das eilfte christliche Jahrhundert, fast zu eben der Zeit, in der die Päbste durch eine ähnliche Unvorsichtigkeit die geistliche Monarchie schwächten, und in verschiedne Lehne vertheilten, aus denen verschiedne kleine Fürstenthümer wurden, welche sich durch den Untergang der weltlichen Macht der Päbste erhuben. Eben dieses geschah in Japan. Diese

besondern Statthalter ließen nach und nach von dem Gehorsam ab, den sie den Kaysern schuldig waren; maßten sich eine unumschränkte Gewalt an; verbanden sich mit einander zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung, und zerrütteten das Reich durch ihre grausamen Uneinigkeiten. *) Diese bürgerlichen Kriege entzündeten sich hauptsächlich unter des Konjei Regierung, welcher 1142 Jahr nach Chr. Geb. den Thron bestieg. Dieses war der sechs und siebenzigste Kayser von dem Geschlecht Sin-mu, und es war dazumal achtzehnhundert und zwey Jahr, daß diese Familie den Thron besaß. In diesen traurigen Umständen stellte Konjei einen Großen seines Hofs, Namens Joritomo, an die Spitze seiner Armee, dem er den Titel Groß Seogon, oder Generalissimus ertheilte, und ihm völlige Gewalt gab, entweder mit Güte oder mit Gewalt die Zwistigkeiten dieser Fürsten zu schlichten, und die widerspenstigsten unter das Joch zu bringen. Joritomo, der von der ganzen Macht des Reichs Meister war, suchte nicht sowohl das Ansehn des Kaysers wieder her zu stellen, als sein eignes empor zu bringen, und sich in der Stelle fest zu setzen, in welche ihn das Glück gesetzt hatte. Er verband sich mit der mächtigsten Parthey, und dadurch glückte es ihm, alle die andern auszurotten. Als er die Feinde seines Herrn überwunden, wagte er es, ihm selbst Gesetze vorzuschreiben, und da er

in

*) Salmon im Staat von Japan.

in seiner Person alle die Macht vereint sah, die sonst unter die andern vertheilt gewesen, so fieng er an den Grund zu der Gewalt zu legen, welche seine Nachfolger in der Folge behaupteten. Der Titel Seogon wurde etwas beständiges, und es stand nicht mehr in der Macht der Kayser diese Bedienung abzuschaffen, die sich am besten mit der Stelle eines Majordomus vergleichen läßt, welche unter dem ersten Geschlecht unsrer Könige so unumschränkt herrschten, und die Stifter des zweyten königlichen Geschlechts wurden.

Zwar während den ersten vier Jahrhunderten hiengen diese Generale noch in gewissen Stücken von den Kaysern ab, die allein die Macht hatten, diese Stelle zu besetzen, und sie manchmal sogar ihren Creaturen, oder Söhnen ertheilten. Aber 1585 unter der Regierung Ookimats, des hundert und siebenden Kaysers, warf der neun und zwanzigste General Fidejos das Joch gänzlich ab. Er nahm den Namen Taikosama, oder Großherr an, und zwang den Kayser ihm den Titel Qvanbuku oder Reichsregent beyzulegen. Dieser stolze Monarch, dem zu Gefallen man Titel machen mußte, von denen seine Vorgänger nichts gewußt, war doch weiter nichts, als ein Baurensohn, der in seiner Jugend Haushofmeister bey einem vornehmen Herrn gewesen. Sein Stolz, seine Verwegenheit, und seine großen Eigenschaften erhoben ihn auf den weltlichen Thron von Japan, den er mit großem Ruhm beklei-

dete. Dieses war der erste weltliche Monarch, der eine unumschränkte Gewalt besaß. Er machte sich die Großen des Reichs unterwürfig, deren Stolz und Uneinigkeit viele Jahrhunderte lang das Reich zerrüttet hatten, und stellete aller Orten Gehorsam, Ordnung, und Frieden wieder her. Um alle Meutereyen vollends zu vertilgen, und sein Ansehn immer mehr und mehr zu befestigen, brachte er die Großen des Reichs dahin, daß sie unter der Anführung eines, ihm gänzlich ergebenen, Generals Corea mit Krieg überzogen. Kaum waren sie zu dieser gefährlichen Unternehmung abgegangen, so ließ **Taikosama** ihre Weiber und Kinder mit allen ihren Kostbarkeiten an seinen Hof kommen, unter dem Vorwand, in Abwesenheit ihrer Männer und Väter desto besser für ihre Sicherheit sorgen zu können. Er räumte ihnen prächtige Palläste ein, die er nahe bey dem seinigen aufrichten ließ. Nach einem siebenjährigen Kriege kamen die Japanischen Herren in das Reich zurück. Sie fanden den Monarchen auf seinem Thron mehr, als jemals, befestiget, da er noch überdieß ihre Gemahlinnen, Kinder, und Güter in seinen Händen hatte. Nachdem diese Herren in ihre Länder oder Statthalterschaften zurück gegangen, so behielt **Taikosama** dem ohngeachtet unter verschiedenem Vorwande ihre Kinder zurück, indem er sich dadurch ihrer Treue zu versichern, und sie selbst von Zeit zu Zeit an seinen Hof zu ziehen suchte, an welchem er sie

durch

durch seine Wohlthaten zu behalten sich bemühete; eine gefährliche Lockspeise, und ein untrügliches Mittel die Großen zu fesseln.

Dieses waren die weisen Maaßreguln, die Taikosama ergriff, Japan unter einer Monarchie zu vereinigen. Kämpfer schreibt ihm die Ehre dieser großen Revolution zu, und aus diesem Geschichtschreiber habe ich die meisten itzt erzählten Umstände genommen. Der P. Charlevoix behauptet, daß Nobunanga, der Vorgänger des Taikosama im Generalat, noch vor ihm dieses große Project gemacht, und sogar größtentheils ausgeführt habe. Dem sey, wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß der Kayser Taikosama mit weit mehrerm Ruhm und Ansehn regiert, als irgend einer seiner Vorgänger, und wenn Nobunanga diese Revolution vorbereitet, so gebühret dem Taikosama der Ruhm, sie vollendet zu haben. Nachdem er auf diese Art die Großen des Reichs gedemüthigt und unterwürfig gemacht hatte, so fiel es ihm nicht schwer, sich von dem Kayser Ookimatz ganz unabhängig zu machen, und das Joch vollends abzuwerfen, das seine Vorgänger noch getragen hatten. Er nahm ihm die Verwaltung weltlicher Angelegenheiten ganz und gar, und schränkte seine Herrschaft über bloß geistliche Sachen ein, deren Anordnung er ihm überließ. Indessen ließ er ihm seinen alten Titel Mikaddo, oder heiliger Kayser; ein stolzer prächtiger Titel, den die Nachkommen des Ookimatz bis auf den heutigen Tag beybehalten ha-

ben, und in welchem allein noch die ganze alte Größe dieser Familie besteht.

Nach der heutigen Japanischen Regierungsform, erkennt man also zwey Monarchen, einen geistlichen, und einen weltlichen. Der erste nennt sich **Mikaddo**, oder noch gewöhnlicher **Dairi**; dieser ist das Oberhaupt der Religion, und ich werde an einem andern Orte von ihm Meldung thun. Der weltliche Monarch nennt sich Cubo; und er hat alle weltliche Macht in Händen; ich werde ihn gleichfalls näher beschreiben. Die Familie der **Dairi**, oder geistlichen Kayser, stammt in gerader Linie männlichen Geschlechts von Sinmu, dem Stifter der Japanischen Monarchie, ab. Dieß ist unstreitig das alleralteste fürstliche Haus auf der Welt, weil es schon seit zweitausend vierhundert Jahren und drüber, wo nicht die Gewalt, doch wenigstens den Titel eines Kaysers besitzt. Im Jahr 1700 zehlte es 114 Prinzen. Die Regierungsfolge der Cubo ist, wie man gesehn, weit neuer, indem sie erst gegen die Mitte des zwölften christlichen Jahrhunderts angefangen. Sie zehlte 1700 nur sechs und dreyßig Monarchen aus verschiednen, mehrentheils niedrigen, Familien, wenn man die Söhne einiger **Dairi** ausnimmt, die in den ersten Zeiten zum Generalat gelangten, als die Kayser diese wichtige Bedienung noch vergaben.

Viertes Capitel.

Allgemeine Beschreibung von Japan.

Erster Artikel.

Inseln von Japan.

Das Japanische Reich liegt zwischen dem ein und dreyßigsten und zwey und vierzigsten Grade nordlicher Breite, und zwischen dem hundert sieben funfzigsten und hundert fünf und siebenzigsten Grade, und dreyßig Minuten der Länge. Seine Länge ist Osten und Westen, und etwas Ost-Nord-Osten. Nach dem P. Briet beträgt diese Länge zweyhundert und sechzig gemeine französische Meilen, und nach Kämpfers Rechnung zweyhundert deutsche Meilen. Die Breite geht von Norden gegen Süden; sie ist ziemlich ungleich, aber doch nicht sogar geringe, als einige Schriftsteller behaupten; indem sie niemals weniger, als sechzig bis sibenzig Meilen, und manchmal noch mehr beträgt. Dieses Reich grenzt gegen Norden und Nordosten an das Land Jesso, der Yeßo, und einen Theil der Tartarey; gegen Westen an China, und Corea; gegen Osten an Californien nnd Neu Mexico; gegen Südosten

osten an die Philippinischen Inseln, und gegen Süden an das Chinesische Meer.

Einige neuere Erdbeschreiber sind zweifelhaft gewesen, ob Japan mit dem festen Lande von Jeßo zusammenhänge, oder nicht; und ob man es folglich unter die Inseln oder Halbinseln zu rechnen habe. De l'Isle scheint zu glauben, daß Japan an das feste Land von Jeßo stoße, und führt verschiedene Zeugnisse zum Vortheil seiner Meynung an. Was indessen zu den Zeiten des de l'Isle noch ungewiß war, ist heutiges Tages ganz ausgemacht, und alle Welt giebt zu, daß Japan von dem Lande Jeßo, und von allem andern festen Lande gänzlich abgesondert ist. Alle in Japan verfertigte Charten, die hernach durch unsere besten Erdbeschreiber berichtigt worden sind, stellen dieses Reich aus verschiedenen großen und kleinen Inseln zusammengesetzt vor; wovon die ansehnlichsten Nipon, Saikokf und Sikokf sind.

Nipon ist die größte von diesen drey Inseln; sie hat ihren Namen dem übrigen Theile des Reichs beygelegt, welches die Japaner Nipon oder Nifon; die Chineser Si-ipon, und die Europäer Japon nennen. Nach der Meynung des Pater Charlevoix rührt der Ursprung dieses Namens daher, weil die Chineser die Japanischen Inseln vor Alters Ge-puan-qve, das ist das Königreich der aufgehenden Sonne, nannten. Hieraus haben die Portugiesen den Namen Japan gemacht, woraus hernach Japon geworden ist. Der Name

Nipon

Nipon bedeutet im Japanischen, Quelle der Sonne; und glauben diese Völker in der That, an der Quelle des Lichtes zu seyn, da sie den östlichsten Theil von Asien bewohnen. Nipon erstreckt sich meistens von Osten gegen Westen in Gestalt eines Kinnbackens, dessen gekrümmter Theil nach Norden steht.

Die Insel Saikokf, als die zweyte der Größe nach, liegt gegen Südwesten von Nipon, weswegen man ihr auch den Namen Saikokf, oder das westliche Land, gegeben. Man nennt sie auch Kiusin, oder das Land der Neune, weil sie in neun Distrikte eingetheilt ist. Sie hält hundert und acht und vierzig deutsche Meilen im Umkreiß, und vierzig bis funfzig in der Breite.

Die Insel Sikokf liegt zwischen Nipon und Saikokf. Sikokf bedeutet das Land der Viere, weil es in der That in vier Provinzen eingetheilt ist. Die Gestalt davon ist mehrentheils viereckigt.

Diese drey großen Inseln sind von einer unendlichen Menge kleiner andern Inseln umringt, von denen einige fruchtbar, sehr bevölkert, und zum Theil so groß sind, daß sie Herrschaften und Fürstenthümer ausmachen; andre aber sind arm, unfruchtbar, wenig bewohnt, oder ganz und gar wüste.

Dieses Reich wird durch steile Küsten, und durch ein stürmisches und klippenvolles Meer umgrenzt, worauf überdieß, weil es sehr seicht ist, nur kleine Fahrzeuge gehn können. Es scheint

scheint, sagt Kämpfer, daß die Natur aus diesen Inseln eine kleine, von allen andern abgesonderte und unabhängige Welt habe machen wollen, da sie den Zugang dazu so schwer gemacht, und sie dagegen mit allem versehn, was zum Leben nöthig ist, und dasselbe sogar angenehm machen kann. Dieser Schriftsteller behauptet, daß man Japan in vielen Stücken mit Grosbrittanien vergleichen könne, weil es auf eben die Art, aber nur noch mehr, von Vorgebirgen, Meerbusen, Buchten, und großen Bayen durchschnitten ist, und man drey große Inseln darinne zehlt, die einem Herrn gehorchen, so wie in Engelland drey Königreiche unter einem Oberhaupte stehn.

Zweyter Artikel.

Von den eigentlich sogenannten Provinzen von Japan.

Im Jahr 590. nach Chr. Geb. theilte der Kayser Siuszum, der drey und dreyßigste Dairi von Japan, das Reich in sieben Haupttheile. Ungefehr hundert Jahr darnach machte Tenmu, der vierzigste Kayser, aus diesen sieben Hauptabtheilungen sechs und sechzig Provinzen, und gab die Verwaltung davon an eben so viel Große seines Reichs, die in seinem Namen darinn regieren sollten. Mit der Zeit hat man noch mehrere Unterabtheilungen vorgenommen,

und

und die Anzahl davon ist so groß geworden, daß man heutiges Tages auf sechshundert und vier Distrikte in diesem Reiche rechnet. Einige davon gehören dem Cubo unmittelbar, und machen seine Domainen aus; die andern gehören den Unterthanen, theils als Lehngüter, theils als erbliche Fürstenthümer. Ich werde von beyden reden, und mit des Kaysers seinen den Anfang machen.

Die Seogons, oder Generale des Reichs, die nach und nach zur unumschränkten Beherrschung von Japan gelangt sind, waren im Anfang nichts anders, als Privat Edelleute, denen die Dairis die Verwaltung einer gewissen Provinz anvertraut hatten. Den ersten Schritt zur Oberherrschaft thaten sie dadurch, daß sie sich in ihren Statthalterschaften behaupteten, und Erbgüter daraus machten. Dieß ist der Ursprung der kayserlichen Cammergüter, von denen ich rede. Mit der Zeit sind diese Cammergüter sehr beträchtlich geworden, so wohl durch Erbschaften, welche die Cubos gethan, als auch durch Confiskationen, und andre gewaltsame Bemächtigungen im Kriege, oder sonst gewalthätiger Weise. Die Domainen des Kayser bestehen heutiges Tages in fünf Provinzen, deren Einkünfte den größten Reichthum der Cubos ausmachen; denn sie pflegen sich mit ihrem Eigenthume begnügen zu lassen, und fordern, wenigstens bey guten Zeiten, keine andern Beysteuren. Gewiß eine sehr lobenswürdige Mäßigung, hauptsächlich bey der un-

umschränkten Gewalt, die sie in Händen haben. Diese fünf Provinzen sind:

I. Jamasiro; dieß ist eine weitläuftige fruchtbare Landschaft. Ihre Länge von Süden nach Norden ist etwas weniger, als hundert deutsche Meilen. Man theilt sie in acht Distrikte, und zehlt man verschiedene ansehnche Städte darinne, auser einer grossen Anzahl von Flecken und andern wichtigen Plätzen.

II. Janatto. Diese Provinz ist eben so fruchtbar und weitläuftig, als die erste, und erstreckt sich gleichfalls von Süden nach Norden. Sie wird in funfzehn Distrikte getheilt.

III. Kawatzii, ein ziemlich reiches, aber nicht so großes Land, als die beyden andern, weil man nur zwey Tagereisen braucht, es der Länge nach durchzureisen. Man zehlt indessen doch funfzehn Distrikte darinne.

IV. Idsumi. Diese Provinz ist beträchtlicher in Ansehung ihrer Weitläuftigkeit, als Fruchtbarkeit. Die Länge von Süden nach Westen beträgt ungefehr neunzig deutsche Meilen. Auf der einen Seite ist ihre Grenze das Meer, und auf der andern eine Kette von sehr hohen Bergen. Die Küsten sind sehr fischreich; und das platte Land bringt schwarzes Korn, und einige Gartengewächse hervor, aber klein, und in geringer Menge. Es ist nicht zu verwundern, daß ein so armes Land nur in drey Distrikte getheilt wird.

V. Sitzu. Dieß ist die westlichste Provinz. Sie liegt an einem großen Meerbusen, und ist ihr Umfang nicht sonderlich groß, weil man in drittehalb Tagen herum kommen kann; Das Erdreich aber ist sehr fruchtbar, hauptsächlich im nordlichen Theile, wo man viel Reiß, Korn, Getraide, und Erbsen erndtet. Diese Provinz besteht aus dreyzehn Distrikten.

Wir wollen nun zu der Eintheilung der Provinzen gehn, welche die Domainen des Reichs überhaupt ausmachen. Man kann Japan, von dieser Seite betrachtet, nach der alten vom Siusium vorgenommenen Abtheilung, in sieben Hauptlandschaften theilen. Fünfe von diesen Landschaften gehören zu der Insel Nipon; die sechste gehört zu Saikokf, und die siebente zu Sikokf. Jede Landschaft enthält eine gewisse Anzahl Provinzen, und jede Provinz verschiedne Distrikte, wie schon erinnert worden. Hiervon werde ich eine allgemeine Idee geben, ohne mich in besondre Beschreibungen einzulassen, die uns allzuweit abführen würden.

Die erste dieser großen Landschaften heißt Tookaido; oder die Landschaft von Südost. Sie enthält funfzehn Provinzen, wovon die wichtigsten sind 1) Isje, ein sehr fruchtbares Land voller Hügel und Ebnen dazwischen, welches seine Lage sehr angenehm macht. Diese Provinz, die sich drey Tagereisen von Süden nach Norden erstrecket, ist fast aller Orten mit Meer umgeben. Sie theilt sich in funfzehn Distrikte. Die Japaner behaupten, wie ich schon

angemerkt habe, daß in dieser Gegend ihre Vorfahren zuerst gewohnt 2) **Owari**; erstreckt sich gleichfalls fast in eben der Länge von Süden nach Norden; dieses Land ist sehr fruchtbar, und eines von den volkreichsten im ganzen Kayserthum. Es ist völlig vom Meer abgesondert, und zehlt man neun Distrikte darinn. 3) **Tootomi** und **Surunga**. Diese zwey Provinzen halten jede nach Japanischer Art zu rechnen, drittehalb Tagereisen in der Länge von Osten nach Westen, oder ungefehr fünf und zwanzig unsrer gemeinen Meilen. Durch die Fruchtbarkeit ihrer Felder, durch die Menge und den Reichthum ihrer Städte und Flecken, durch ihre lachenden Hügel und die große Anzahl Seen und Flüsse, die sie durchschneiden, sind sie sehr beträchtlich. Die erste enthält vierzehn, und die andere sieben Distrikte. 4) **Kai**, oder **Kaisiu**. Dies ist ein ebnes Land, welches an Reiß, Wiesewachs, Gartengewächsen, Bäumen, Vieh, und Pferden einen großen Ueberfluß hat. Es beträgt zwey Tagereisen in der Länge von Süden gegen Norden, und theilt sich in vier Distrikte. 5) **Musasi**. Dieß ist eine große Provinz, die sechstehalb Tagereisen im Umfange hat. Der Boden ist eben, und ohne Gehölze und Berge; sie ist sehr fruchtbar an allen Arten von Getraide, Gartengewächsen, Pflanzen und Früchten. Man theilt sie in ein und zwanzig Distrikte. 6) **Fitats**. Sie ist drey Tagereisen lang und breit. Ihr größter Reichthum besteht in Seidenwürmern, die

sie

sie in Menge hervorbringt; in Vieh, womit sie einen großen Handel treibt; in ihren schönen Manufakturen, und in dem Fleiße der Einwohner. Denn das Land überhaupt ist eben keins von den fruchtbarsten. Sie enthält eilf Distrikte.

Die zweyte Landschaft nennt sich Toosado, oder das bergigte Land gegen Morgen; sie besteht aus acht großen Provinzen, wovon die merkwürdigsten sind: 1) Oomi, welche viertehalb Tagereisen im Umfange hat, und dreyzehn Distrikte begreift. Diese Provinz, deren Lage ausserordentlich angenehm ist, hat Reiß und Korn im Ueberfluß. Ein Japanischer Schriftsteller, der von der Fruchtbarkeit ihrer Felder redet, sagt, daß sie tausendfältige Frucht bringen. 2) Mino; sie erstreckt sich von Süden gegen Norden drey Tagereisen lang, und bringt Reiß, Korn, und die meisten zum Leben nöthigen Dinge im Ueberfluß hervor. Sie begreift achtzehn Distrikte. 3) Koodsuke. Diese Provinz, welche vier Tagereisen in der Länge von Osten gegen Westen enthält, theilt sich in vierzehn Distrikte. Ihr Clima ist sehr heiß, und deshalb hat sie Maulbeerbäume und Seidenwürmer im Ueberfluß. Die Seide aber ist nicht die beste, man macht nur grobe Stoffe daraus, die aber doch die Provinz ernähren. 4) Mutsu. Dieß ist die gröste Provinz von dieser Landschaft, und sogar von ganz Japan; sie hat sechzehn Tagereisen in der Länge von Süden gegen Norden, und enthält vierhun-

dert und vier, oder wie einige wollen, fünfhundert und fünf Distrikte. Sie gehörte vormals einem einzigen Fürsten, und ist auf alle Weise ein sehr gutes Land. 5) Dewa; Diese Provinz machte ehemals einen Theil von dem großen Fürstenthum **Mutsu** aus; Ihre Länge ist fünf Tagereisen, und sie theilt sich in zwölf Distrikte. Es ist ein fruchtbares Land an Weide, Gartengewächsen und allen Arten von Bäumen. Das Clima ist sehr angenehm, weswegen die Japaner zu sagen pflegen, daß der Frühling funfzehn Tage eher darinn anfange, als in andern Provinzen.

Die dritte Landschaft, welche man **Fokurokkudo**, oder die Landschaft von Norden nennt, enthält sieben Provinzen, welche eben nichts merkwürdiges haben, als **Sado**, eine Insel von viertehalb Tagereisen im Umfange, die sehr fruchtbar ist an Weide, Korn, Reiß, und verschiednen Arten von Erbsen. Von den andern Provinzen ist weiter nichts zu sagen, als daß man Eisengruben darinn findet, und daß sie viel Fische, besonders Meerkrebse, haben, und Hanf und Seide, und einige Zeugmanufakturen, wovon das Land meistens lebt, und die Unfruchtbarkeit des Erdreichs dadurch ersetzt.

Die vierte Landschaft nennt sich **Sanindo**, oder die Berggegend von Norden. Sie enthält acht Provinzen, und ist noch weit ärmer als **Rokkudo**. Die einzige Provinz, so einige Bemerkung verdient, ist **Idsumo**, ein Land welches sich von Osten gegen Westen erstreckt

und

und fast gänzlich von dem Coreanischen Meer umringt ist. Man theilt sie in zehn Distrikte. Das Erdreich dieser Halbinsel ist sehr fruchtbar, und überdieß machen sie ihre Seidenmanufakturen beträchtlich, ob gleich nur grobe Stoffe daraus gemacht werden.

Die fünfte Landschaft wird Sanjodo, oder die bergigte Landschaft gegen Mittag genannt. Man zehlt acht Provinzen darinn, wovon die vornehmsten sind 1) Farina, ein fruchtbares Land schon an und vor sich, das aber durch seine Papier- Tuch- und Stoffmanufakturen noch ansehnlicher wird. Es enthält viertehalb Tagereisen im Umfange, und wird in vierzehn Distrikte getheilt. 2) Bitsju; sie hat nur anderthalb Tagereisen, in der Länge von Osten gegen Westen, und theilt sich in neun Distrikte. Es ist ein vortrefliches Land, in dem man überflüßig und wohlfeil alle zum Leben nöthigen Sachen findet. Alle Landschaften, von denen ich bisher geredet habe, und alle Provinzen und Distrikte, die davon abhängen, gehören zu der großen Insel Nipon.

Die sechste Landschaft, welche zu der Insel Saikokf gehört, und welche man Saikado, oder die Landschaft der westlichen Küsten nennt, besteht aus neun großen Provinzen. Die vornehmsten sind 1) Tsikudsen, von vier Tagereisen in der Länge von Süden gegen Norden. Diese Provinz, welche vier und zwanzig Distrikte enthält, bringt im Ueberfluß Reiß und Getraide hervor. Wie Kämpfer sagt, fin-

det man darinn verschiedne Porzellanfabriken. 2) Tsikungo, hat fünf Tagereisen in der Länge von Süden gegen Norden und theilt sich in zehn Distrikte. Es ist ein fruchtbares Land an Getraide und Gartengewächsen, und die Küsten sind sehr fischreich. 3) Figo, man findet darinn ebenfalls viel Getraide, und Fische im Ueberfluß; man trifft darinn alle Arten von Bauholz an; sie hat im Umkreis fünf Tagereisen, und zehlet man darinn vierzehn Distrikte. 4) Oosumi. Diese Provinz hat nur zwey Tagereisen in ihrer grösten Länge von Osten gegen Westen. Sie hat alle zum Leben nöthigen Sachen im Ueberfluß, und findet man darinn verschiedne Papier- und Seidenmanufakturen. Sie theilt sich in acht Distrikte.

Die siebente und letzte Landschaft nennt sich Nankaido, oder die Landschaft der südlichen Küsten. Sie gehört zum Theil zu der Insel Sikokf, und zum Theil zu zwey benachbarten Inseln, wovon die eine Awadsi, und die andre Kiinokuni heißt. Die erste dieser Inseln liegt gegen Nordosten von Sikokf: die andre erstreckt sich gegen die mittägliche Seite von Nipon. Das ganze Land ist in sechs Provinzen getheilt, wovon die meisten sehr arm sind, und nichts merkwürdiges an sich haben.

Drit-

Dritter Artikel.

Von den Inseln, und auswärtigen Provinzen, die zu Japan gehören.

Ausser den Inseln und Provinzen, deren ich eben erwehnt habe, giebt es noch andere entferntere Länder, die unter der Bothmäßigkeit oder dem Schutz der Japanischen Kayser stehen. Ich muß etwas von diesen verschiednen Ländern erwehnen, um eine richtige Idee von der Weitläuftigkeit dieses Reichs zu geben.

1. Die Inseln **Liquejo.** Diesen Namen geben ihnen unsere Erdbeschreiber, die Japaner aber nennen sie **Riuku.** Die liegen gegen Südwesten von *Satzuma*, einem Fürstenthum in der Insel *Saikokf*; und machen einen ansehnlichen Theil der Güter aus, welche einen besondern Herrn haben, der aber übrigens ein Vasall vom Kayser ist. Diese Inseln sind vormals von einem Fürsten von *Satzuma* erobert worden, und seit dieser Zeit bezahlen sie einen Tribut an seine Nachfolger. Dieses Land ist so fruchtbar, daß man des Jahrs zwey Reißerndten darinn thut. Die mehresten Einwohner legen sich auf den Ackerbau, oder die Fischerey. Sie sind sanftmüthig, lieben Tanz und Musik, und spielen auf verschiednen Instrumenten, welches ihre gewöhnliche Ergetzlichkeit nach ihren Arbeiten zu seyn pflegt. Sie führen ihre musikalischen Instrumente sogar bey

sich, wenn sie auf die Jagd oder Fischerey gehn. Ihrer Sprache nach scheinen sie von den Chinesern abzustammen. **Kämpfer** behauptet, daß in der letzten Chinesischen Revolution, welche die itzige regierende Tartarische Familie auf den Thron gesetzt, verschiedne Chineser ihr Land verlassen, sich in die Inseln **Liquejo** geflüchtet, und sie sehr bevölkern helfen. So viel ist gewiß, daß diese Insulaner, entweder aus Liebe gegen ihren ehmaligen Oberherrn, oder aus Staatsklugheit und Furcht, alle Jahr an den Chinesischen Kayser einen Tribut bezahlen, den sie ihm als ein freywilliges Geschenk übersenden. Diese Völker haben ebenfalls, wie die Japaner, ihren **Dairi** oder besondern Oberpriester, gegen den sie einen unendlichen Respekt haben. Dieser **Dairi** residirt zu *Jajuma*, der ansehnlichsten von allen diesen Inseln. Die Einwohner der Inseln **Liquejo** haben die Freyheit nach Japan zu handeln, aber sie dürfen jährlich nicht mehr Waaren, als für drey und zwanzig Kasten Silber verkaufen, und dieß muß in einem Hafen der Provinz *Satzuma* geschehn. Sie bringen verschiedne Sachen aus ihren Inseln dahin, Chinesische Seide, und **Coris**, welches eine Art von Muscheln ist, die man im Ueberfluß an den Küsten findet. Diese Muscheln dienen in vielen Gegenden von Indien statt der Münze, und die Japaner machen blaue Farbe daraus, sich darmit zu schminken.

II. Die Provinz **Tsiosiin**. Dieses Land macht einen Theil von **Corea** aus. Ich habe

schon

schon anderswo bemerkt, daß die Coreaner, welche von drey mächtigen Völkern, den Chinesern, Tartarn, und Japanern umgeben sind, verschiedentlich von diesen drey Nationen unter das Joch gebracht worden. Im Jahr Christi 201. eroberten die Japaner *Corea*, und machten es zinßbar. Bald hernach warfen die Coreaner mit Hülfe der Tartarn das Japanische Joch ab. Unter der Regierung des *Taikosama*, nehmlich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhundertes, wurden die Coreaner von neuem unter das Joch gebracht, und unterwarfen sich dem Japanischen Kayser. Nach dieser Zeit haben die Chineser die Coreaner von der Herrschaft der Japaner befreyt, welche von ihren alten Eroberungen nichts übrig behalten haben, als die am Meere gelegene Provinz *Tsiosiin*. Diese Provinz steht heutiges Tages unter der Regierung von Iki und *Tsussima*, zwey besondre Inseln, wovon ich noch nicht geredt habe, und die die Japaner gleichfalls, unter der Regierung des *Taikosama* bey der Coreanischen Eroberung, in Besitz nahmen. Sie liegen zwischen dem festen Lande von *Tsiosiin* und der Insel *Nipon*, sechzig deutsche Meilen von *Tsiosiin*, und eben so weit von *Nipon*. Sie haben einen besondern Fürsten, der gleichfalls über die Provinz *Tsiosiin* gesetzt ist, in welcher der Staat eine kleine Besatzung unterhält. Bey jeder Reichsveränderung müssen die Einwohner von *Tsiosiin* Gesandten an den Hof schicken, um dem neuen Kayser zu huldigen. Die Ja-

paner ziehen verschiedne Waaren aus diesem Lande, als Stockfisch und andre gesalzene Fische, Nüsse, medicinische Kräuter und besonders Gin-seng.

III. Jesogasima, oder die Insel Jeso. Dieß ist die nordlichste Insel, welche die Japaner ausser den Grenzen ihres Reichs besitzen. Wie es heißt, wurde sie von Joritomo, dem ersten General des Reichs erobert. Er verknüpfte die Verwaltung davon mit dem Fürstenthum Matsumai, einer benachbarten Insel, welche einen Theil der großen Provinz Mutsu ausmacht. Jesogasima liegt unter dem zwey und vierzigsten Grad nordlicher Breite, Mutsu gerade gegen über, funfzehn bis sechzehn deutsche Meilen weit. Diese Insel ist ziemlich groß, aber so voll Holzungen und Wälder, daß die Japaner fast gar keinen Nutzen davon haben. Alle Waaren, die sie daraus nehmen, bestehn in Pelzwerck, und gesalzenen Fischen, hauptsächlich Kurasaki, welche man in großer Menge um die Insel herum fängt und woraus die Japaner viel Wesen machen. Diese Insulaner sind, nach der Beschreibung der Japaner, starke harte Leute, aber Wilde, die lange Bärte tragen, sehr gut mit dem Bogen schiessen, übrigens aber säuisch, und der Fischerey ergeben sind, wovon sie auch die meiste Zeit leben.

IV. Das Land der Kurilski. Hinter der Insel Jesogasima, nach Norden zu, ist ein großes festes Land, welches die Japaner

Okujeso, oder das hohe Jeso, die Russen Kamschatka, und die meisten unserer Erdbeschreiber das Land Jeßo oder Yeßo nennen. Dieses Land, wovon einige geglaubt, daß es mit dem festen Lande von Japan zusammenhänge, ob es gleich durch einen Arm des Meeres davon geschieden wird, liegt zwischen dem 150. und 170. Grad der Länge und dem 41. und 60. Grade nordlicher Breite. Es wird von verschiedenen Nationen bewohnt, wovon einige, die gegen die Mitte wohnen, den Russen zinßbar sind. Eines von diesen Völkern nennen die Russen Kurilski, und sehn sie als eine Japanische Colonie an. So viel ist gewiß, daß das Volk, welches in dem mittäglichen Theile von Jeßo wohnt, unter dem Japanischen Kayser steht, in dessen Namen es von einem Prinzen von Matsumai regieret wird, und zwar von eben demselben, der die Regierung von Jesogasima verwaltet, wie ich schon erwehnt habe.

Kämpfer und sein englischer *) Uebersetzer sagen uns nichts besonders in Ansehung der Sitten dieses letzten Volks. Der Pater de Angelis, ein Sicilianischer Jesuit, welcher ihnen 1620. das Evangelium geprediget, breitet sich etwas mehr über diese Materie aus. Folgenden Auszug hat der Pater Charlevoix **) aus seinen Briefen gemacht. „Die Einwoh„ner

*) Caspar Scheuchzer.

**) In seiner Japanischen Geschichte im XV. Buch.

„ner von Yeßo, sagt er, sind groß, stark,
„und weisser, als die Japaner. Sie lassen
„ihren Bart wachsen, der ihnen manchmal bis
„an den Gürtel geht; sie scheeren sich aber vorn
„das Haupt, und Manns- und Weibesperso-
„nen durchbohren sich die Ohren; die etwas im
„Vermögen haben, tragen silberne Ringe
„darinne, die armen aber bedienen sich in Er-
„mangelung des Silbers, seidner Schnüre.
„Der Wein ist in diesem Lande sehr gemein,
„und jedermann trinkt welchen, aber, ob sie
„ihn gleich eben nicht gar mäßig gebrauchen,
„so betrinken sie sich doch selten, welches man
„dem Oele eines Fisches, namens Todo Noe-
„vo zuschreibt, womit sie den Reiß kochen, der,
„wie in Japan, die gewöhnliche Nahrung des
„Volks ist. - - - - - Die Kleidung von bey-
„den Geschlechten besteht in langen seidnen Rö-
„cken, oder auch von Cattun oder Leinwand, mit
„Quasten von dem nehmlichen Zeuge besetzt und
„eingefaßt, die wie Creutze oder Rosen von ver-
„schiedener Größe gestaltet sind. - - - Ihre
„Waffen sind Bogen und Pfeile, eine Lanze,
„und eine Art von Sebel, der nicht viel länger
„als ein Japanischer Dolch ist. Sie sind sehr
„zanksüchtig, und haben die abscheuliche Ge-
„wohnheit ihre Pfeile zu vergiften. Bey allem
„dem sollen doch wenig Mordthaten unter ih-
„nen geschehn. An statt des Harnisches tra-
„gen sie eine Art von Jacke aus kleinen hölzer-
„nen Tafeln gemacht, welches ihnen ein sehr
„lächerliches Ansehn giebt. - - - Diese Völ-

„cker haben viel Ehrerbietung gegen einander, „und beobachten ein sehr beschwerliches Cere„moniel. Sie haben verschiedene Weiber, „aber nur eine einzige führt den Titel Frau, „und hat auch alle ihre Gerechtsame. Sie ver„abscheuen die unnatürlichen Sünden, und „sind sehr eyfersüchtig in ihrem Ehestande. „Einer Ehebrecherinn werden die Haare abge„schoren, damit sie von jedermann davor ge„halten werden möge; die Strafe des Mitver„brechers besteht darinn, daß der Mann und „die Verwandten der Frau, die er verführt „hat, befugt sind, ihm seine Waffen zu nehmen, „und ihn sogar zu plündern, so oft sie ihm be„gegnen, ohne daß er sich wehren darf. Die„ses Volk hat nur eine verwirrte Idee von „Gott; sie verehren Sonn und Mond gar sehr, „die sie als die Quelle alles Guten betrachten. „Sie beten indeß auch einen unsichtbaren Kö„nig an, dem, wie sie sagen, die Wälder, „Berge, Meere, und Flüsse gehören, aber sie „haben keinen eingerichteten Gottesdienst, und „man sieht bey ihnen keine Priester, noch sonst „einige äusserliche gottesdienstliche Handlung. „Sie können nicht schreiben, und die Geschich„te des Landes wird von Zeit zu Zeit durch „mündliche Sagen fortgepflanzt, woraus man „aber wenig erfährt.„

Aus den Briefen des Pater **de Angelis** erhellt, daß die Einwohner hauptsächlich von der Jagd und Fischerey leben. Die Fahrzeuge, deren sie sich bedienen, sind weder mit Pflö-

ken

ken noch Nägeln befestigt, sondern mit einer Art von Stricken verbunden, die sie aus einem Baum, Cocco genannt, machen. Bey der Zurückkunft von der Farth, löst man diese Stricke auf, und läßt an dem Ufer die Bretter, aus welchen die Barke besteht, trocken werden. Diese Völker verkaufen an ihre Nachbarn viel trockne Fische, Heringe, Schwäne, Kraniche, Raubvögel, Wallfische und Häute von Todo Noevo. Dieß ist ein kleiner ganz raucher Fisch, der vier Füße, fast wie Schweinsfüße hat. Sie vertauschen diese Waaren gegen Reiß, Baumwolle, Garn, Seide, und andre Sachen, die ihr Land nicht hat. Sie nehmen kein Gold noch Silber an, weil beyde Metalle in ihrem Lande sehr gemein sind. Gold wird hauptsächlich in einem Flusse gefunden, der nahe bey einer großen Stadt fließt, welche der P. de Angelis Matsumai nennt, und für die Hauptstadt des Landes hält. Andre nennen sie Matsmey, und man muß sie nicht mit der Insel Matsumai verwechseln, von der ich oben gesagt habe, und die nichts mit dem Lande Yeßo gemein hat, von dem sie sehr weit entfernt liegt. Zu der Zeit, da der P. de Angelis in die Stadt kam, fand er eine große Menge Japanische Kaufleute daselbst, die alle beschäftigt waren, die Goldkörner aus dem Sande dieses Flusses zu suchen. Sie bezahlten dem Fürsten etwas ansehnliches für die Erlaubniß dazu, welches sie auf folgende Art thaten. Wenn man ihnen ein Stück angewiesen, in dem sie su-

chen durften, machten sie einen Theil von diesem Raum trocken, und zwar mit Hülfe eines Dammes. Sie suchten hernach das Gold im Sande, und wenn sie keins mehr fanden, machten sie es mit den andern Stellen eben so.

Ich muß noch anmerken, daß die Einwohner von Jeßo, von denen der P. de Angelis in seinen Briefen Meldung thut, eben die Kurilski sind, von denen ich oben geredt habe, und die in dem mittäglichen Theile vom Lande Yeßo wohnen. Die Erzehlung dieses Sicilianischen Jesuiten ist durch das Zeugniß verschiedner Holländischer Seefahrer bestätigt worden, welche auf einem Schiffe, Castricoum genannt, zur See giengen, die Küsten von Yeßo erkannten, in das Land der Kurilski giengen, und unter der Anführung des Martin Uriez, eines der berühmtesten Holländischen Seemänner, noch weiter in das Land drungen, als der P. de Angelis. Die Erzehlung von ihrer Reise und ihren Entdeckungen, die in dem dritten Theil der nordischen Reisen eingerückt ist, macht uns noch verschiednes bekannt, so der P. de Angelis übersehn, und ich habe geglaubt, es hier beynahe mit den eignen Worten ihres Tagebuchs beyfügen zu dürfen. Ich will mich nur mit dem begnügen, was die Sitten und Gebräuche der Einwohner von Yeßo betrifft, und hauptsächlich derer, die ich Kurilski genannt habe, von denen diese Beschreibung am meisten zu reden scheint, ob sie gleich nur unter dem allgemeinen Namen der Einwohner von Yeßo angezeigt sind.

Alle Einwohner dieses Landes, sagen die Holländer, gleichen sich; sie sind alle von einer starken kurzen untersetzten Leibesgestalt. Sie haben lange Haare und Bärte, so daß fast ihr ganzes Gesicht davon bedeckt wird, ausser vorn, wo der Kopf geschoren ist. Die Züge ihres Gesichts sind ziemlich schön, ihre Nase ist nicht platt, sie haben schwarze Augen, eine ebne Stirne, und sind gelb von Farbe; ihr Leib ist sehr mit Haaren bewachsen. Die Weiber sind nicht so schwarz, als die Mannspersonen; einige schneiden sich die Haare um den Kopf herum ab, damit sie ihnen die Stirn nicht bedecken. Andre lassen sie wachsen, und binden sie in die Höh, wie die Weiber in der Insel Java; sie färben ihre Lippen und Augbraunen blau. Männer sowohl als Weiber tragen silberne Ohrringe. Die letzten haben auch welche an den Fingern, und einige tragen kleine Schürzen von sehr leichtem Zeuge.

Soviel wir urtheilen können, sagen die Verfasser dieses Tagebuchs, so haben diese Völker keine, oder doch nur sehr wenig Religion. Man bemerkte nur, daß, wenn sie bey dem Feuer tranken, sie einige Tropfen Wasser in verschiedne Ecken des Feuerheerds, als eine Art von Opfer, ausgossen. Sie stecken auch gespaltne Stäbe in die Erde, an deren Enden kleine Fahnen sind; sie hängen auch dergleichen in ihren Häusern auf.

Wenn jemand von ihnen krank wird, hauen sie lange Splitter Holz, und binden sie auf

den Kopf und die Arme des Kranken. Man bemerkt unter ihnen nicht das geringste von Polizey oder Regierung, noch einige Art von Unterwürfigkeit. Sie können weder lesen noch schreiben, und haben fast alle Narben und Wunden auf dem Kopfe, welches sehr wohl mit dem übereinstimmt, was der P. de Angelis von ihrem unruhigen und zänkischen Gemüthe sagt. Jeder hat zwey Weiber, die beschäftigt sind, Matten zu machen, die Kleider ihrer Männer zu nähen, das Essen zuzubereiten, und das Holz, das die Männer im Walde gefällt, in Kähnen zu hohlen, und diese Kähne fortzurudern, welches sie eben so gut können, als die Männer. Diese Völker sind auf die Fremden sehr eyfersüchtig, und wenn sie gewahr würden, daß sie ihre Weiber oder Töchter zu verführen suchten, so wären sie im Stande zu den größten Gewaltthätigkeiten zu schreiten. Sowohl die Männer als Weiber trinken gerne, und berauschen sich leicht. Ihr raucher Leib und ihre langen Haare machen ihnen ein wildes barbarisches Ansehn, und nach dem Aeußerlichen zu urtheilen, würde man sie für Räuber oder Wilde halten. Indeß ist kein Volk gegen die Fremden höflicher, noch gescheiter und vorsichtiger in seinen Manieren. Wenn man nur frey und vertraut mit ihnen umgeht, so werden sie gleich bekannt, und nehmen ein lachendes offnes Gesicht an. Wenn sie vor Fremden erscheinen sollen, ziehn sie ihre besten Kleider an, und zeigen viel Bescheidenheit. Sie grüßen mit Beugung des Hauptes,

 und

und mit übereinander gelegten Händen. Sie singen, aber mit einer zitternden Stimme, wie die Japaner.

Die Weiber werden bey ihrer Niederkunft von den Männern abgesondert, und wohnen in einem besondern Hause, in welches die Männer, zwey bis drey Wochen lang, nicht kommen. Ihre Kinder sind sehr weiß, wenn sie zur Welt kommen. Wenn sie die Mütter in Gegenwart der Fremden säugen, so bedecken sie sorgfältig ihre Brust, und entblößen sie nur vorn ein klein wenig. Die kleinen Mädchen laufen manchmal bey schönen Wetter ganz nackend herum, aber wenn sie Fremde, besonders Europäer oder andre unbekannte Menschen, antreffen, so bezeigen sie, mit niederhangendem Kopfe und kreuzweiß übereinander gelegten Lenden, wie sehr sie sich schämen in solchem Zustande zu erscheinen. Die Weiber tragen ihre Kinder auf dem Rücken an einem Riemen, den sie um den Hals haben. Ihre Kleider sind sehr schmutzig, und verändern sie dieselben fast niemals; aber in ihrem Essen und Trinken, und in ihren Zimmern sind sie sehr reinlich; ihr Fußboden ist beständig mit Matten belegt. Ihre Häuser haben ordentlicher Weise keine andre Stützen, als in die Erde gepflanzte Stämme. Die Seiten sind mit Bretern, und die Dächer mit Baumrinde bedeckt. In der Decke wird ein Loch angebracht, damit der Rauch von dem Feuerheerde heraus ziehen könne; der Heerd ist allezeit mitten in der Hütte. Mehrentheils haben sie ein besonders Zimmer

auf den Nothfall, welches durch Schirme von den andern abgesondert, und zehn bis zwölf Fuß lang und sechs bis sieben Fuß breit ist. Der Fußboden davon ist mit Rohrmatten belegt. Diese Hütten sind nicht höher als zwey Manns hoch, und überdieß sind die Thüren so niedrig, daß man sich bey dem Hineingehn ziemlich bücken muß. Sie sind ordentlicher Weise an dem Abhange der Hügel erbaut, und stehn mehrentheils sehr weit aus einander; man trifft selten mehr als funfzehn bis zwanzig zusammen an. Diese Völker haben fast keine andern Meublen, als Rohrmatten, worauf sie schlafen; andre Betten haben sie selten.

Ihre gewöhnlichste Nahrung haben sie vom Fett und Oel der Wallfische, von verschiednen Kräutern, allen Arten von Wurzeln, und einigen wilden Früchten, besonders von einer rothen Frucht, die aus dem Knopfe einiger Rosen wächst, und wovon der P. **Charlevoix** glaubt, daß sie eine Art unsrer Hambutten sind. Die Früchte sind so groß, wie die Mispeln; man trocknet sie, und hebt sie zum Winter auf. Diese Völker essen aus irdenen lakirten Gefäßen, und bedienen sich, statt der Gabeln kleiner Stäbe.

Sie sind größtentheils auf Japanische Art gekleidet; einige wenige tragen seidne Stoffe; die mehresten sind mit Thierhäuten bekleidet. Die Ermel an ihren Röcken sind um die Faust herum ziemlich enge; die Männer tragen die Röcke vorn offen, und die Weiber zu.

Die Einwohner von Yeßo sind von Natur faul; sie bauen das Land nicht, und leben bloß von der Fischerey und der Jagd. Ihre Kähne sind nichts anders als ausgehölte Bäume, zu denen sie an den Seiten noch einige Breter fügen, um den Rand zu erhöhen. Sie begeben sich auf diese kleinen Fahrzeuge, und gehn kühn darmit auf den Wallfisch- und Seehundsfang. Zu dem Wallfischfang brauchen sie knöcherne Harpunen, von denen die Spitzen mit Eisen oder Kupfer eingefaßt sind. Zu dem andern Fischfange haben sie Netze, wie die in Europa. Den Vögeln stellen sie Fallen mit einem Bogen, in dessen Mitte sie eine Atzung machen; wenn die Vögel daran rühren, geht der Bogen loß, und sie bleiben gefangen. Sie mögen hingehn, wohin sie wollen, so tragen sie beständig ihren kurzen Sebel und ihre Pfeile bey sich, um Bäre, Hirsche, und andre Thiere, die sie antreffen, zu tödten.

Sie spinnen Hanf, der ungebaut und wild in den Wäldern wächst; sie halten ihn zwischen den Zähnen fest, drehen ihn mit ihren Händen zusammen, und machen ziemlich gute Fäden daraus. Sie vertauschen bey den Japanern ihren Wallfischspeck, ihren Fischthran, am Rauch getrocknete Wolle, Pelzwerk, und verschiedne Arten von Vogelfedern, die sie sehr zierlich in Büschen aufzustecken wissen. Die Japaner geben ihnen dafür Reiß, Zucker, seidne Röcke, oder welche von blauen gröbern Stoff, die sie Cangan nennen, kupferne Pfeifen, Taback,

back, lakirte Schachteln, silberne Ohrringe, Aexte, und Messer. Kurz alles was sie brauchen bekommen sie aus Japan, und sogar ihre Mundart hat etwas ähnliches mit der Japanischen Sprache. Sie sind sehr schlau und gescheit in allem, was den Handel betrifft, aber doch gar nicht zum Diebstahl geneigt.

Die unter dem sechs und vierzigsten Grad wohnen, schätzen das Eisen sehr hoch, und geben gern ihr Pelzwerk und ihre Vogelfedern dafür hin. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, mit einem kurzen Degen oder Sebel, der den Japanischen ziemlich gleich kömmt. Sie hängen ihn an einen Gürtel, wie die Persianer; der Köcher hängt auf der rechten Seite an einer Binde, die um den Hals geht. Ihre Bogen sind vier bis fünf Fuß lang, und aus Erlenholz gemacht. Die Pfeile sind lang, gut gearbeitet, und vorn mit einer Spitze von Rohr, die sie in einen schwarzen Gift tauchen; dieser Gift ist so subtil, daß diejenigen, so darmit verwundet werden, im Augenblick sterben. Wenn sie einen Gefangenen gemacht haben, der sterben soll, so legen sie ihn der Länge nach hin. Zwey halten ihm die Arme, und zwey andre die Füße, indem der, so die Hinrichtung verrichten soll, mit einer eisernen Keule in beyden Händen, zehn bis zwölf Schritte ausholt, und im Tanze diesem Elenden einen Schlag auf den Kopf giebt; worauf er ihm noch einige andre auf die Brust beybringt. Eben so machen sie es mit denen, die sie mit ihren Weibern oder Töchtern antreffen,

welches eben nicht mit der Erzehlung des P. de Angelis übereinstimmt, welcher sagt, daß bey dieser Gelegenheit der Mann und die Verwandten der verführten Frau blos das Recht hätten den Thäter, jedesmal wenn sie ihn anträfen, die Waffen zu nehmen, oder ihn aufs höchste zu plündern.

Matsmey ist die Hauptstadt des ganzen Landes; es ist aber keine sonderlich wichtige Stadt. Allhier residirt der Fürst oder Statthalter des Landes; Er reist alle Jahr an die Japanische Küste, **Nabo** genannt, und von da zu Lande nach **Jedo**, dem Japanischen Kayser seine Schuldigkeit zu bezeigen, dem er viel Gold, Vogelfedern, und eine Menge feines Pelzwerk zum Geschenke bringt. Die andern merkwürdigsten Städte des Landes sind **Sirarcha, Tocapsie, Contchouri, Croen, Outchoeira, Esan** und **Sirocani**.

Verschiedne Erdbeschreiber muthmaßen, daß das Land **Yeßo** durch eine Erdenge voller steilen und fast unübersteiglichen Berge mit Amerika zusammenhänge. Durch diesen Weg sind vielleicht die ersten Menschen nach Amerika gekommen. Andre behaupten, daß zwischen dem Lande **Yeßo** und Amerika eine Meerenge, und daselbst die Durchfahrt sey, die man so lange Zeit aus dem Nordmeer in das Indianische Meer gesucht. Man bemerkt in der That, daß hinter **Jesogasima**, nehmlich gegen die Küsten von **Yeßo**, ein Strom gefunden wird, der beständig und gerade nach Norden zu geht; woraus

aus man schließt, daß etwas weiter eine Meerenge seyn müsse, durch die man aus einem Meer ins andre kommen könnte (*). Die Europäischen Schiffe würden sich hierdurch einen Weg machen können, wenn sie beständig nach Norden zu blieben, an statt, wie bisher, gegen Mittag abzuweichen, welches die Fahrt gewaltig verlängert. Diese Muthmaßung scheint durch die Erzehlung einiger Holländer bestätigt zu werden, die an den Küsten von Corea Schiffbruch litten, und daselbst einen Wallfisch fanden, in dessen Rücken eine Gaßkonische Harpune stack; woraus sie urtheilten, daß dieses Thier in dem Nordmeere verwundet worden, und durch den kürzesten Weg, nehmlich durch die Meerenge, die wahrscheinlicher Weise beyde Meere vereinigt, in das Indianische Meer gegangen sey. Man hat aber diesen Weg, den man verschiedentlich versucht hat, bis itzo für die Schiffe unmöglich gehalten, und zwar wegen des Eises, womit das Nordmeer bedeckt ist, und das fast niemals, auch im Sommer nicht, aufthaut.

Die Japaner selbst, ob sie gleich diesem Lande näher sind, als jedes andre Volk, haben

 doch

(*) Buache in seinen Considerations Geographiques et Phisiques &c. hat die Ursachen dieses Stroms angegeben, und überhaupt durch die ältesten Reisebeschreibungen dargethan, daß das Land Yeßo eine ganz unterschiedne Insel sey, sowohl von der Chinesischen Tartarey, als von Kamschatka, dem Lande Gama 2c.

doch nur eine sehr verwirrte Idee davon. Sie stellen es auf folgende Art auf ihren Charten vor. Sie setzen es gegen Norden von Nipon, über Jesogasima; ein Drittheil dieses Landes liegt jenseit des Polarzirkels, und läuft noch weiter über Osten hinaus, als die östlichen Küsten von Japan. Gegen Morgen wird dieß Land durch einen großen Meerbusen Amerika gegen über geendiget. Zwischen diesem Meerbusen und Amerika ist erstlich eine kleine Insel, und von da nach Norden zu, findet man eine andre sehr lange, wovon die beyden äußern Spitzen beynah an zwey benachbarte Länder stoßen, nehmlich an das Land Yeßo gegen Westen, und an Amerika gegen Osten, welches auf die Art gleichsam den Weg nach Norden machte.

Was man nun auch von diesen verschiednen Meynungen halte, die alle nur auf sehr ungewisse Muthmaßungen gegründet sind, so ist doch so viel gewiß, daß zwischen dem äusersten östlichen Ende von Asien, wo das Land Yeßo liegt, und zwischen dem westlichen Theile von Amerika, wo Californien ist, noch eine sehr weite und beträchtliche Ueberfahrt seyn müsse. Der Herzog von Northumberland, der Verfasser des Arcano del Mare behauptet, daß diese Ueberfarth nur dreyhundert Meilen betrage; allein die letzten in Rußland verfertigten Charten, die auf alle Weise des englischen Erdbeschreibers seiner vorgezogen werden müssen, beweisen, daß ungefehr sechzehn hundert Meilen,

zwanzig

zwanzig auf einen Grad gerechnet, zwischen Californien und den Ländern sind, die zwischen der Straße Urietz liegen, welches der östlichste Theil des Landes Yeßo ist, wenigstens so weit man es kennt.

V. **Ginsima** und **Kinsima**. Dieß sind zwey Inseln, die, wie man sagt, ungefehr hundert und funfzig Meilen gegen Osten, und Nordosten von Nipon liegen. Die Japaner erzehlen wundernswürdige Sachen davon, und geben ihnen prächtige Namen. Die kleinste, welches die nördlichste und weiteste ist, heißt **Ginsima**, oder die Silberinsel; die zweyte, welches die größte und Japan am nächsten ist, nennt sich **Kinsima** oder die Goldinsel. Die Japaner, sagt **Kämpfer**, verbergen den Fremden, mit großer Sorgfalt die Lage und den Zustand dieser Inseln, besonders den Europäern, die durch die prächtigen Namen in große Versuchung gerathen, und nichts unterlassen haben, sie zu entdecken. Gegen das 1620 Jahr, als der König von Spanien erfahren, daß sie gegen Westen von Amerika in dem Theile der neuen Welt liegen sollten, welcher ihm durch den Theilungstractat des Pabstes zugefallen war, schickte er einen erfahrnen Seemann aus, sie zu suchen. Aber die Reise lief fruchtlos ab. Die Holländer haben gleichfalls mehr als einmal diese Entdeckung unternommen, es ist ihnen aber nicht besser geglückt. 1639 ließen sie ein Schiff von Batavia und 1643 noch zwey andre abgehn, entweder diese Inseln zu entdecken, oder

die Küsten von Amerika, und dem Lande Yeßo besser kennen zu lernen. Die Reise dieser beyden letzten Schiffe war sehr unglücklich; denn sie litten nicht allein sehr viel von Stürmen, sondern, als der Capitain **Bresken** es wagte in einen Japanischen Hafen einzulaufen, und mit einigen seines Schiffsvolkes ans Land zu gehn, wurden sie alle gefangen genommen, und in Ketten gelegt.

VI. **Falsisio.** Dieß ist die weiteste von allen den Inseln, die die Japaner in großer Menge gegen Süden besitzen. Diese Inseln hängen fast alle zusammen, und sind meistens sehr klein. **Falsisio** ist die letzte und ansehnlichste. Die Staatsverbrecher werden hier meistens ins Elend verwiesen; die Insel ist mit Felsen von erstaunlicher Höhe umringt, die sie von allen Seiten ganz unzugänglich machen. Wenn man Proviant, oder etwan einen Gefangnen dahin bringt, oder wenn die Besatzung abgelöst werden soll, so muß man allezeit das ganze Schiff mit der sämmtlichen Ladung mit Hülfe eines Krans in die Höhe winden. Mitten in diesen steilen Felsen ist der Aufenthalt der Gefangnen. An statt daß man sie in einem dem Staat beschwerlichen Müßiggange läßt, beschäftigt man sie mit nützlichen Arbeiten, die nicht nur ihren Unterhalt bezahlen, sondern auch noch die Manufakturen bereichern. Die schönsten Japanischen Stoffe werden auf diesem wüsten Felsen gemacht, und man ist so neidisch darmit, daß

es

es unter harten Strafen verboten ist, sie aus dem Reiche zu führen.

Fünftes Capitel.

Von den Städten und Dörfern in Japan.

Man zehlt in Japan auf dreyzehntausend Städte, die mehrentheils sehr volkreich sind. Aber sie haben weder Mauren noch Wälle, und sie sind sogar selten mit einem Zaun oder Graben umgeben. Die Gaßen sind, überhaupt zu reden, ziemlich regelmäßig, indem sie in gerader Linie fortlaufen, und sich mit rechten Winkeln durchscheiden. An jedem Ende ist ein hölzernes Thor, welches alle Nachte, und auch wohl am Tage, im Fall eines Aufruhrs, geschlossen wird. Sie sind meistentheils ein Japanisches Tsio lang, nehmlich sechzig Klaftern, und sie haben sogar von diesem Maaße ihren Namen erhalten. Was die Häuser anlangt, so zehlt man in jeder Straße nicht mehr als sechzig, und selten weniger als dreyßig. Die Gassen sind nicht gepflastert, aber zu der Bequemlichkeit der Fußgänger macht man mehrentheils einen kleinen Fußweg an den Häusern her. In jeder Straße ist ein Ort mit einem Geländer umgeben, wo alle bey Feuersbrünsten nöthigen

thigen Sachen aufbehalten werden, als Eymer, Spritzen, Leitern. Gleich darbey ist ein verschlossener und bloß zu diesem Gebrauch bestimmter Brunnen; welche Vorsicht in Japan sehr nöthig ist, wo so oft Feuer entsteht. Auser den Befestigungen, die zu Ende jeder Straße sind, findet man in den großen Städten noch zwey Hauptthore, die sich durch ihre Größe unterscheiden, und manchmal auf beyden Seiten mit einer Ecke Mauer bedeckt sind. Diese Thore sind allezeit mit Soldaten besetzt.

Das Land ist mit einer unendlichen Menge von Flecken und Dörfern erfüllt. Die ansehnlichsten findet man in der Insel Nipon. Man trifft sie daselbst so häufig an, daß sie fast den ganzen Raum von einer Stadt zur andern einnehmen, so daß die meisten Landstraßen auf beyden Seiten mit Häusern besetzt sind. Freylich haben diese Dörfer mehrentheils nur eine Straße; vier niedrige Wände von Holz, mit ein wenig Erde und Leimen verschmiert, und mit Stroh oder dicken Bretern bedeckt, machen eine armselige Hütte aus, in der eine ganze, und oft sehr zahlreiche Familie wohnt. Hinter der Thür die auf die Straße geht, hengt eine Strohdecke, damit die Vorbeygehenden nicht sehn können, was im Hause vorgeht.

Ich werde mich auf keine genaue Beschreibung aller großen Städte in Japan einlassen; sondern nur von den vier vornehmsten reden, die zu den Domainen des Cubo gehören, und die man deshalb die kayserlichen Städte nennt.

Miaco,

Miaco, oder Meaco. Dieser Name heißt auf Japanisch so viel als Stadt, und man hat ihn der Stadt, von der ich rede, vorzüglich gegeben, weil sie ehmals die Hauptstadt des ganzen Reichs war. Sie liegt in der Provinz Jamatto mitten in einer großen Ebne. Ihre Länge von Norden gegen Süden ist drey Viertel deutsche Meilen; und ihre Breite von Osten gegen Westen eine halbe Meile. Ihre Lage ist eine von den angenehmsten, indem sie von anmuthigen Hügeln umringt wird, an die sie gegen Osten stößt. Von eben der Seite, gehn drey kleine Flüße durch die Stadt, die sich in der Mitte vereinen, und einen breiten Canal machen. Es ist daselbst eine große Brücke zweyhundert Schritte lang.

Der Pallast des Dairi ist das merkwürdigste Gebäude dieser Hauptstadt. Er nimmt den ganzen nordostlichen Theil ein, und dieses Quartier allein verdient den Namen einer Stadt, wie Kämpfer sagt, sowohl durch seine Weitläuftigkeit, und durch die Menge Strassen, Palläste, Häuser, die es einschließt, als auch weil es in der That von Meaco gedoppelt unterschieden ist. Einmal durch einen tiefen mit Wasser gefüllten Graben, der ausgemauert ist, und zweytens durch einen andern trucknen Graben, der aber sehr breit und tief ist. In diesem Quartier, ungefehr in der Mitte, liegt der Pallast des Dairi, den man durch die Höhe und Kostbarkeit des Thurms leicht von andern Gebäuden unterscheidet. Etwas

weiter

weiter liegen die Palläste des Frauenzimmers und der Hofbedienten. Das übrige besteht in einer großen Menge Privathäuser, die wohl zwölf bis dreyzehn Straßen ausmachen. Dieses Schloß wird allezeit mit einer zahlreichen Besatzung bewacht.

Kämpfer sagt uns nichts weiter von diesem Schloße, weil er unfehlbar keine Erlaubniß gehabt, hinein zu gehn. Montan, der es vielleicht eben nicht näher gesehn, hat doch eine Beschreibung davon unternommen, von der man die Zuverläßigkeit so wenig bestreiten, als gewähren kann, da alle andere Schriftsteller von diesem Artikel schweigen. Dem sey wie ihm wolle, so will ich das vernünftigste aus seiner Erzehlung herausnehmen, die sonst voller abgeschmackten Kleinigkeiten ist, welche ich billig übergehe. Der Eingang, sagt dieser Reisende, geht durch ein Portal, welches in die Mauer gemacht ist, von der das ganze Gebäude umringt wird. Diese Mauer ist mit vielen Bastionen befestigt, und in jedem derselben ist eine Wache. Das Portal ist mit einem Dache bedeckt, auf welchem Kugeln von vergüldetem Metall stehn. Es ist an ein Hauptgebäude gehangen, welches eine Gallerie und acht Zimmer enthält. Wenn man aus diesem Gebäude herausgeht, kömt man in einen Hof, der mit Steinen von verschiedener Farbe gepflastert ist, und in welchem man zwey prächtige Palläste findet, welche das Frauenzimmer des Dairi inne hat. Diese Palläste sind sehr weit-

läuftig; man findet darinn Gärten, die nach der Landesart mit hohen Mauren umgeben sind, auf welchen Thürme in gewisser Weite von einander stehn, die bewohnt werden.

Man entdeckt hierauf einen andern Pallast, der höher, als die vorigen, ist, und mit einer besondern und mit schönen Statuen verzierten Mauer umgeben wird. Man steigt auf einer breiten Treppe hinauf, an deren beyden Enden zwey Thürmgen stehn mit einem vergüldeten Dache bedeckt. Diese ganze Vorderseite ist mit metallnen Kugeln verziert. Der Haupteingang ist in der Mitte der Treppe; er ist mit acht großen Säulen verziert, deren Fußgestell von Marmor ist, und mit einem hellen glänzenden Lack überzogen sind, den unsre Reisende fälschlich für eine Art von Emailje gehalten. Er setzt noch hinzu, daß die Capitäler dieser Säulen von der korinthischen Ordnung wären, welches unstreitig eine andre Einbildung ist. Auf beyden Seiten sind Gärten mit Mauren umgeben, wo in jedem Winkel ein achteckigter Pavillon steht, nehmlich in jedem Garten sind vier Pavillons, in ieder Ecke einer.

Aus diesem Hauptgebäude kömmt man in einen mit blauen und schwarzen Steinen gepflasterten Hof, von da man ein Gebäude von drey Stockwerken erblickt, mit einer Kuppel gedeckt, die sich als eine Pyramide endiget. Das erste Sockwerk ist etwas höher, als der Grund. Die Aussenseite ist mit Pfeilern geziert, zwischen denen verschiedne marmorne Statuen

stehn;

stehn; eine Treppe von eben der Materie geht das ganze Gebände lang daran herauf. Man tritt zuerst in einen prächtigen Saal, aus dessen Winckeln sich ein Gesimse erhebt, welches ein rundes Geländer trägt. Auf beyden Seiten sind Gallerien, die auf großen Säulen ruhn, die alle mit Goldblech bezogen sind, wenn man Montanen darinn glauben darf. Hinter den Gallerien sind kleine Säle, in welchen der Dairi die meiste Zeit zu wohnen pflegt. Das zweyte Stockwerk wird von sechzehn Säulen getragen, und man findet fünf Säle darinn, alle mit gedoppelten Fenstern, wovon einige halb durch das Dach, so hervorragt, bedeckt werden. In den vier Ecken dieses Dachs liegen Drachen von vergüldetem Metall. Das dritte Stockwerk hat nichts merkwürdiges als die Kuppel, mit der es sich endiget und die sich erhebt, so weit als man kaum sehn kann.

Das innerste dieser Palläste ist mit tausend Zierrathen und Seltenheiten ausgeschmückt; an denen die Augen sich fast nicht satt sehen können. Die Wände und Decken sind vergoldet oder lakirt; und mit Bildhauer-oder andrer erhabner Arbeit geziert. Alle Sculpturarbeit ist auf ein glänzendes Weiß über einen blassen goldnen Grund gemacht. Die Fensterrahmen und Fensterladen, sind ebenfalls voll solcher Zierrathen, und an statt der Gläser sind in den Fenstern feine durchsichtige Zeuge. Der Fußboden ist von schwarzen, grauen, und blauen

Mar-

Marmor, und so glatt, daß man ihn für Crystall halten sollte; er ist mit den schönsten Fußdecken und Teppichen belegt.

Die Gassen in Meaco sind enge, aber regelmäßig, und einige davon sind sehr lang. Die Häuser sind klein, aber von zwey Stockwerken, welches sehr was seltnes in Japan ist. Sie sind von Holz, Kalk und Erde erbaut. Oben auf den Häusern ist ein Behältniß voll Wasser, mit allen nöthigen Werkzeugen, das Feuer zu löschen.

Meaco ist eine große Handelsstadt; ihre Manufakturen sind die berühmtesten des ganzen Reichs, in Ansehung der Kostbarkeit und Vollkommenheit der Stoffe sowohl, als auch wegen der schönen Färbereyen, wegen der gemahlten und lakirten Arbeit, wegen der Druckerey; und weil Gold, Kupfer und andre Metalle, insonderheit Stahl, hier am feinsten gemacht werden. Zu der Zeit als der Doktor **Kämpfer** in Japan war, nehmlich im 1691 Jahr, zehlte man in Meaco 3893 **Tira**, oder fremden Götzen geweyhte Tempel; 2127 **Miä**, oder Japanischen Gottheiten gewidmete Tempel, 137. Palläste; 1858 Straßen; 13879 Häuser; 87 Brücken, 52169 Geistliche, und 477557 Weltliche, ohne in dieser Anzahl die Fremden zu begreifen, die sich aus allen Theilen des Reichs dahin begeben, noch den Hof und die Bedienten des Kaysers, oder der Personen, die im Schloß des **Dairi** wohnen, als welche niemals in dem Aratame begriffen sind. So nennt man das Verzeich-

niß der Einwohner, welches ordentlich alle Jahr in den Städten gemacht wird.

Osacca. Diese Stadt ist in der Provinz Setzu gelegen, unter dem fünf und dreyßigsten Grad; 50 Min. nordlicher Breite. Ihre Länge von Westen gegen Osten beträgt drey bis vier gemeine Meilen; die Breite ist etwas geringer. Der Fluß Jedogawa geht durch die Stadt von Osten gegen Westen. Ueberdieß ist noch ein großer Canal, der gegen den südlichen Theil fließt, und den man an verschiednen Orten durch Einschnitte ableitet, wodurch noch eine große Menge anderer und mehrentheils schiffbarer Canäle entstehn. Sie sind beständig mit einer unzehlbaren Menge kleiner Fahrzeuge bedeckt, welche die Waaren in alle Quartiere der Stadt und bis an die Thüre der mehresten Häuser führen. Ueber diese verschiedne Canäle und über den Fluß hat man mehr als hundert Brücken, alle von dem schönsten Cederholz im Lande gebaut. Die über den Fluß gehn, haben zwanzig bis sechzig Klaftern in der Länge, nachdem der Fluß breit oder schmal wird. Die größten haben dreyßig Schwiebbogen, und jeder wird von fünf großen Stützen getragen. Die Ufer der Flüße sind auf beyden Seiten mit Stiegen von grobbehauenen Steinen eingefaßt, die Reyhenweise übereinander stehn, und eine beständig fortlaufende Treppe ausmachen, so daß man aussteigen kann wo man will. Die Gassen von Osacca sind enge, aber sonst ziemlich gerade und reinlich. An dem einen Ende der

Stadt

Stadt auf der Nordostseite, ist ein berühmtes viereckigtes Schloß, von einer solchen Weitläuftigkeit, daß man erst in einer Stunde herum kommen kann. Gegen Norden wird es durch den Fluß **Jedogawa**, gegen Osten durch einen andern Fluß, **Kasiiwarigawa**, und gegen Süden und Osten durch eine starke Mauer beschützt, wovon die Strebepfeiler wenigstens sieben Klaften in der Dicke halten. Nach dieser ersten Mauer, die fast an die Stadt stößt, trifft man ein zweytes Schloß an, welches gleichfalls mit einer starken aber weit kleinern Ringmauer umgeben ist. Endlich kömmt man an die dritte Vestung, die höher als die beyden andern, und in der Mitte des ganzen Platzes belegen ist. Diese Vestung ist hauptsächlich merkwürdig wegen eines großen Thurms von vielen Stockwerken, die mit verschiednen ausgebognen Dächern gedeckt sind, wovon das letzte aus zwey großen ungeheuren Fischen besteht, die dem Vorgeben nach anstatt der Schuppen, mit **Ubans**, oder Goldstücken des Landes bedeckt sind. Dieses Schloß ist zuerst vom **Taikosama** erbaut worden, und seine Nachfolger unterhalten eine starke Besatzung darinn, entweder ihre Schätze und die Einkünfte der westlichen Provinzen, die man hier aufhebt, zu bewahren, oder auch das Volk und die Grossen dieser Provinzen im Zaum zu halten. **Osacca** ist eine große Handelsstadt, sehr volkreich, und voller reichen Kaufleute, und geschickter Künstler. Das Volk darinn ist der Verschwendung, den Schauspielen und Lustbarkeiten sehr ergeben.

Es ist keine Stadt, in welcher es Comödianten und Seiltänzer besser haben: Die Japaner nennen auch Osacca gemeiniglich. **Das allgemeine Theater des Zeitvertreibs und der Lustbarkeiten.**

Jedo. Dieß ist unstreitig die größte Stadt im ganzen Reiche. Die Japaner wollen, daß sie sieben Meilen in der Länge, fünf in der Breite, und zwanzig im Umfange habe. Sie ist an dem Ende eines Meerbusens erbaut, in der Provinz **Musasi** unter dem fünf und dreyßigsten Grad 32 Min. nordlicher Breite. Die Bay ist gegen die Stadt zu niedrig, und voller Schlamm und Sand, welches sie für große Schiffe unbrauchbar macht, die man ein oder zwey Meilen vom Hafen ausladen muß. Diese große Stadt ist, wie alle andern Japanischen Städte, mit keiner Mauer umgeben; sondern nur an einigen Orten mit Wassergräben und hohen Erdwällen beschützt, die sich auf beyden Seiten erheben, und mit Bäumen bepflanzt sind. Ein großer Fluß durchströmt sie; theilt sich in fünf Arme, und fällt in den Meerbusen; Jede dieser Mündungen hat ihren besondern Namen, und eine prächtige Brücke. Die berühmteste dieser Brücken ist die, welche die Japaner **Niponbas**, oder die Japanische Brücke nennen.

Jedo ist die Residenz des weltlichen Kaysers, und aller Fürsten des Reichs, die gezwungen sind, wenigstens sechs Monath des Jahrs daselbst zuzubringen, und zu allen Zeiten ihre

Kinder, als so viel Unterpfänder ihrer Treue, daselbst lassen müssen. Man kann Jedo als die Hauptstadt von Japan betrachten, sowohl wegen ihrer erstaunlichen Weitläuftigkeit, als auch wegen der Menge und Kostbarkeit ihrer Palläste und der großen Anzahl ihrer Einwohner. Im übrigen ist sie weit unregelmäßiger, als Meaco; und wenn man einige Quartiere ausnimmt, in welchen die Straßen gerade sind, und sich rechtwinklicht durchschneiden, so ist das übrige nur ein verwirrter Haufen von Häusern, Tempeln und Pallästen, wo einer hier steht, der andere da, ohne alle Ordnung und Absicht. Diese Stadt ist in der That erst nach und nach zu ihrer heutigen Größe gelanget; sie ist sie den Cubos schuldig, die den Sitz ihres Reichs aus ihr gemacht, und sie mit den prächtigsten Gebäuden geziert haben.

Der Pallast, den diese Monarchen bewohnen, ist gegen die Mitte der Stadt erbaut. Er hat drey Bezirke, wovon der äußerste wohl fünf Meilen im Umkreise hält. Dieser Raum schließt eine erstaunliche Menge Straßen, Gräben, Canäle und Höfe ein. Die Fürsten des Reichs haben ihre Palläste in der äußersten Ringmauer. In der zweyten, welche nicht so weitläuftig ist, wohnen nur die Minister, und vornehmsten Hofbedienten des Kaysers. Die dritte enthält den Pallast des Kaysers, der auf einem höhern Grunde als die andern Gebäude steht, und mit einer starken Mauer von Steinen umgeben ist, die von Bastionen bedeckt wird. Dieser Pallast hat nur ein einziges, aber sehr hohes Stockwerk.

Er besteht aus einer großen Menge langer Gallerien und Zimmer, wovon die vornehmsten ihren besondern Namen haben. Eines heißt der Saal der **tausend Fußteppiche**, und hierinn ertheilt der Kayser den fremden Gesandten Gehör. Die Verzierung davon ist einfach, aber von gutem Geschmack und vieler Zierlichkeit. Die Decken und Pfeiler sind von Ceder-Campher- und dem schönen Holze Jeseoi, dessen Adern von Natur Blumen und andre sonderbare Vorstellungen ausmachen. In einigen Zimmern ist das Holzwerk mit einem hellen Lak überzogen, und mit Mahlereyen von erhabner Arbeit geziert, welche Vögel, oder Blätter vorstellen, die man sehr sauber vergüldet. Der Fußboden ist mit weissen Teppichen belegt, die mit goldnen Franzen eingefaßt sind. Hierinn bestehn, wie **Kämpfer** sagt, alle Zierrathen dieses Pallastes. **Montan**, in seinen merkwürdigen Gesandschaften, geht sehr viel weiter in seiner Erzehlung als **Kämpfer**. Folgendes sagt er von der Bauart und der Verzierung des kayserlichen Pallastes. „Die Vorderseite besteht aus einem großen Pavillon, mit zwey andern darneben, die dem ersten ganz gleich sind. Sie sind alle drey von „neun Stockwerken, und endigen sich als Pyramiden, auf deren Spitze zwey große mit Goldplatten gedeckte Delphins liegen. Der Audienzsaal, der auf großen vergüldeten Säulen „ruht, ist dem Pavillon, der die Vorderseite „dieses prächtigen Gebäudes ausmacht, gerade „gegen über. Das Mittelfeld der Decke ist

von

„von goldnen Blechen, in welche Figuren und „Landschaften gegraben sind, und die ganze Decke ist von diesem Metall, so daß alles Zauberey darinn scheint. Hierunter sitzt der Kayser „auf einem Throne, der von Gold und Edelgesteinen schimmert; sowohl wenn er den fremden Gesandten Gehör ertheilt, als auch wenn „er die Ehrenbezeugungen der Könige und Fürsten seines Reichs annimmt„. Kämpfer hält diese ganze Erzehlung für eine Fabel, die auch in der That mehr das Ansehn einer Beschreibung aus einem Roman, als einer historischen Erzehlung, hat. Dieser Schriftsteller versichert, daß in den Gewölben des kayserlichen Pallastes ein geheimes Zimmer sey, in dessen Boden man ein Behältniß mit Wasser angebracht, und daß sich der Kayser bey Gewittern in dieses Zimmer begebe.

Nagasaki. Diese Stadt liegt nicht, wie die drey andern beschriebnen Städte, auf der großen Insel *Nipon*, sondern in dem westlichen Ende der Insel *Saikokf*, unter dem zwey und dreyßigsten Grad 36 Min. nordlicher Breite, und unter dem hundert ein und funfzigsten Grade der Länge. Sie ist drey viertel Meilen lang, und fast eben so breit. Vor der Ankunft und Niederlassung der Portugiesen in Japan, war *Nagasaki* nur ein elendes Dorf, in welchem sich einige Fischer aufhielten. Als aber der Fürst von *Omura* den Portugiesen erlaubt, sich daselbst niederzulassen, setzten sie sich davon in Besitz, und machten den vornehmsten Ort ihres

Handels daraus, welches in kurzer Zeit eine Menge fremder Schiffe in ihren Hafen zog, die aus China, Corea, und selbst aus Indien kamen. Zu gleicher Zeit wurden die in den nächsten Provinzen wohnenden Japaner durch den Gewinst angelockt, und ließen sich gleichfalls daselbst nieder. Hierdurch wuchs Nagasaki ansehnlich an, und wurde zu einer der blühendsten Städte von ganz Japan. Als hernach die Portugiesen aus dem Reiche gejagt wurden, und der Cubo dem Fürsten von Omura die Oberherrschaft über Nagasaki nahm, so fiel diese Stadt gar sehr von ihrer ersten Größe herunter. Sie ist heutiges Tages nur mittelmäßig bevölkert. Ihre Einwohner sind meistentheils Künstler, Handwerker, und Tagelöhner; zu denen man noch einige wenige reiche Kaufleute und Bürger rechnen kann. Indeß ist sie doch noch heutiges Tages der allgemeine Sammelplatz aller ausländischen Schiffe, und sogar der einzige Hafen, der den Kaufleuten offen steht, die nach Japan zu handeln Erlaubniß haben, welches viel Geld ins Land bringt, das sonst an und für sich sehr unfruchtbar ist, und auser Stand seyn würde ohne diese Beyhülfe sich zu ernähren. Der Hafen von Nagasaki ist sehr gut, aber die Einfarth sehr beschwerlich, wegen der Sandbänke, seichten Oerter, und Felsen, die sich beym Eigange finden. Längst dem Hafen her sind Bastionen zu dessen Bedeckung aufgeworfen. Die Stadt ist offen, nehmlich ohne Mauer, und Vestungswerke, oder Citadelle. Die Gassen sind enge

und

und ungleich; und der Boden ist so uneben, daß man immer auf und absteigen muß. Die merkwürdigsten Gebäude von Nagasaki sind; 1) Janagura, dieß sind Arten von Arsenalen, in welchen einige kayserliche Jonquen, oder Kriegsschiffe mit ihrem Zubehör aufbehalten werden. 2) Der Ten-siogura, oder das Pulvermagazin. 3) Die Palläste der beyden Statthalter, die beständig zu Nagasaki sind. Diese Palläste nehmen einen ziemlichen Raum ein, und übersehn die ganze Stadt. Sie sind zierlich und von vollkommen gleicher Bauart. Man geht durch befestigte und wohlbesetzte Thore hinein.

Es ist keinem Fremden erlaubt, in der Stadt zu wohnen; die Holländer, als die einzige Europäische Nation, die das Vorrecht hat, in Japan zu handeln, halten sich auf einer kleinen Insel auf, die im Hafen liegt, und fast an die Stadt stößt. Man nennt sie Desima oder die Insel De. Die Chineser, und andere Asiatische Kaufleute, die unter eben dem Namen handeln, (weil unter allen Asiatischen Völkern eigentlich nur den Chinesern nach Japan zu kommen erlaubt ist), die Chineser sage ich haben ihr Comtor und ihre Wohnungen hinter der Stadt auf einer Höhe gegen Mittag. Ihre Wohnung ist mit einer Mauer umgeben, und sie dürfen sich, ohne besondre Erlaubniß der Obrigkeit, nicht aus ihrem Bezirk begeben.

Es ist ein Quartier der Stadt, das Kasiematz, oder das Quartier der Huren, heißt. Es enthält verschiedne artige Häuser, die verschied-

nen Privatpersonen der Stadt zugehören, und alle von lüderlichen Weibspersonen bewohnt werden. Arme Leute schicken ihre Töchter, die sie zu einer solchen Lebensart bestimmen, auf einige Zeit hieher. Die Eltern führen sie zu den Oberaufsehern dieser Hurhäuser, in die man sie vom zehnten Jahre aufnimmt. Mancher hat wohl dreyßig in seinem Seraile. Sie wohnen bequem, und man unterrichtet sie sehr sorgfältig im Tanzen, Singen, Instrumentenspielen, Briefschreiben; und kurz man sucht ihnen alle mögliche Geschicklichkeit zu geben. Die Alten unterrichten die Jungen, die ihnen dafür als ihren Gebieterinnen aufwarten. Der Preiß, welchen man für eine Nacht an ihre Herrn bezahlt, steigt von einem **Maas** (*) bis auf zwey Itzebi, mehr dürfen sie bey schwerer Strafe nicht fordern. Eine von diesen Mädchens muß die ganze Nacht in einer Zelle vor der Thür wachen, und sich allen denen Preiß geben, die sie für ein **Maas** verlangen. Dieses Amt trifft aber nur die Alten und häßlichsten, wenn man nicht etwa eines Vergehens halber diese Strafe auch den jungen und schönen auflegt. Wenn diese Mädchens ihre Zeit gedient haben, können sie sich verheyrathen, und sie haben nicht viel Mühe, dazu Gelegenheit zu finden. Man wirft ihnen ihr geführtes Leben nicht vor, sondern alle Vorwürfe davon fallen mit Recht auf ihre Eltern zurück, die sie in einem Alter, wo sie noch ge-

hor-

(*) Ein Maas macht ungefehr 15 französische Sols.

horchen mußten, Preiß gegeben. Mannspersonen, die sich mit der Aufsicht über solche Oerter abgeben, werden von allen rechtschaffnen Leuten gehaßt und verabscheut. Man setzt sie in Japan den Gerbern an die Seite, deren Handwerk hier sehr verschrien ist, weil sie die Uebelthäter hinrichten müssen. Man zwingt sogar die Oberaufseher des **Kasiematz** dem Henker in seinen Verrichtungen zu helfen, oder wenigstens seine Leute dazu herzugeben.

Die Manufakturen von **Nagasaki** sind schlechter, als die von den meisten andern Städten des Reichs, ausgenommen Goldschmidsarbeit, die hier mit mehrerm Fleiß und Geschmack, als irgend anderswo, gemacht wird. Lebensmittel und Waaren sind sehr theuer darinn, besonders für Fremde, die, weil sie sich nirgend anders niederlassen dürfen, beständig von den Eingebohrnen übervortheilt werden. Das Erdreich um diese Stadt ist überdieß schon an und vor sich sehr unfruchtbar. Es bringt so wenig Reiß hervor, daß man denselben aus den benachbarten Provinzen kommen lassen muß, und da er die gewöhnliche Nahrung der Japaner ist, so kömmt er natürlicher Weise allezeit sehr theuer. Die Gärten und Felder, die daran grenzen, sind etwas weniger unfruchtbar, und bringen Früchte, Wurzeln und Gartengewächse hinlänglich hervor. Die benachbarten Waldungen geben auch Holz und Wildpret. Der Hafen und die Küsten versorgen sie mit Fischen, hauptsächlich mit einer großen Menge Krebse.

Nagasaki, sagt Kämpfer, ist eine unruhige Stadt. Auser dem durchdringenden Geschrey der Leute, die Eßwaren und andre Dinge zum Verkauf herum tragen, ermuntern noch die Handwerksleute, welche tageweise arbeiten, einander durch einen gewissen Ton, den sie wiederhohlen. Die Bootsleute im Hafen richten ihre Arbeit nach einem andern höhern Tone ein. In der Nacht schlagen die Wächter, und die Soldaten auf den Posten, sowohl in den Straßen als im Hafen, um ihre Wachsamkeit zu zeigen, zwey starke Stücken Holz eines an das andre. Die Chineser spielen gleichfalls ihre Rolle dazwischen, und vermehren das Geräusch, besonders gegen Abend, da sie Stücken Goldpapier anbrennen, und solche ins Meer werfen, als ein Opfer, das sie ihrem Götzen Maatso Bosa bringen; oder auch wenn sie diesen Götzen unter dem Schalle der Trommeln und Schellen in Proceßion um den Tempel tragen. Aber alles dieses ist nichts gegen das Geschrey und Geheule der Priester, und der Verwandten eines Sterbenden, oder einer schon verstorbenen Person, welche alle in dem Hause, wo der todte Körper ist, oder auch anderswo, an gewissen dem Todten geheiligten Tagen, mit lauter Stimme Namandas singen, und zu der Ruhe seiner Seele mit Glocken läuten.

Viertes

Viertes Capitel.

Von öffentlichen Häusern und Privatgebäuden der Japaner.

Erster Artikel.

Von Japanischen Häusern.

Die Japanischen Häuser sind, überhaupt genommen, niedrig, enge, und von Holz, Kalk, und Leimen erbaut. Sie haben nichts als das unterste Stockwerk, oder aufs höchste ein kleines Stockwerk darüber, welches aber nicht bewohnt wird, und nur zum Magazin dient. Nach der Straße zu sieht man keine Fenster, und die Vorderseite der bürgerlichen Häuser stellt dem Auge ordentlicher Weise nichts anders dar, als eine Thür die in der Mauer angebracht ist. Die Häuser der Handwerker und Kaufleute haben außer diesem noch eine Bude, in welcher die ersten im Trocknen arbeiten, und die andern ihre Waaren auslegen. Von der Bude herunter hängt ein Stück schwarzes Tuch, um sich vor der schlimmen Witterung damit zu beschützen.

Die Dächer auf den Häusern sind platt und mit Bretern gedeckt. Manchmal legt man einen schwarzen Zeug darüber her, den man mit Kalk aufklebt. Dieses Dach wird von

Querbalken getragen, die mehrentheils sehr dick sind. Die öftern Erdbeben in diesem Lande haben zu dieser Bauart Gelegenheit gegeben; da die Erfahrung die Japaner gelehrt hat, daß bey einem gewaltigen Stoße, der Druck des obern Theiles des Hauses auf das untere, wenn es schwächer ist, verursacht, daß das ganze Gebäude desto besser widersteht. Aus eben diesem Grunde bauen sie ihre Häuser so niedrig und nur von Holz, weil steinerne, hohe, und maßive Gebäude durch die Erdbeben weit mehr Schaden leiden würden, als leichte Häuser. Das ganze Gebäude ruht ordentlicher Weise auf vier bis sechs hölzernen Pfeilern, die auf einem maßiven Grunde von grober Mauerarbeit ruhn. Die Wände bestehn aus leichten hölzernen Verzäunungen, die man mit einer fetten und glänzenden Erde bekleidet, welche aus den Gegenden von Osacca gebracht wird. Diese vier Wände und das Dach machen eigentlich das ganze Gebäude aus, das in einem großen Käficht besteht, der wie eine Halle aussieht. Die Küche, die Kammern, und andre nöthigen Stücke sind nicht von Mauerarbeit gemacht. Schirme, die man hinsetzen kann, wohin man will, ersetzen diesen Mangel, und machen den Unterschied der verschiednen Zimmer aus. Diese Zimmer haben mehrentheils nur eine feste Wand, welches die Wand des Hauses selbst ist; die andern Seiten bestehn, wie ich schon angemerkt, aus Schirmen oder bloßem Gitterwerk. Die Fenster sind von bloßem Papier

pier, die genug Licht in das Zimmer lassen, und es für der rauhen Witterung bedecken. Manchmal macht man noch falsche Fensterladen davor, welche man des Nachts aufzieht, und am Tage wieder herunter läßt. Wenn man einem Hause frische Luft geben will, nimmt man alle Schirme hinweg, und macht alle Fenster auf; welches der Luft in einer ziemlichen Weite einen freyen Durchzug verstattet; weswegen auch die Japanischen Häuser, wie Kämpfer sagt, überhaupt genommen, viel gesunder sind, als die unsrigen. Der Fußboden liegt etwas höher als der Grund, er besteht aus Bretern von Tannen- oder Cederholz, über welche man Matten bereitet. Die Decken sind von eben der Materie. Man pflegt Gold oder Silberpapier darüber zu kleben. An den Teppichen, womit man die Fußböden belegt, sind oft reiche Einfassungen, als Franzen oder gestickte Säume. Manchmal stopft man sie mit Wolle, Baumwolle, oder andrer Materie. Um sie nicht zu verderben zieht man die Pantoffeln aus, wenn man sich darauf setzen will, und läßt sie vor der Thür des Zimmers stehn. Die Japaner schlafen auch auf diesen Matten, über welche reiche Leute noch prächtige Tapeten legen. Statt des Kopfküssens bedienen sie sich einer hölzernen viereckigten Maschine, die hohl ist, und aus sechs sehr dünnen Seiten besteht, die künstlich zusammengefügt sind, und sich leicht bewegen lassen, so daß man diese Maschine hindrehen kann auf welche Seite man will. Das innerste des Hauses, als Fenster, Thüren, und

Treppe,

Treppe, wenn eine darinn ist, sind gemahlt und lakirt, und alles dieß ist von ungemeiner Zierlichkeit; und der vornehmste Schmuck dieser Häuser, die außer diesem von Seiten der Bauart nichts merkwürdiges haben. Sonst sieht man weder Bänke, Stühle, Betten, noch andre Bequemlichkeiten von der Art; indem die Japaner, wie die meisten andern Asiatischen Völker sich mit kreuzweisen Beinen auf die Erde zu setzen pflegen. Das ganze Hausgeräth besteht in Matten, Tapeten, Schirmen, Schränken und Kisten von verschiedner Gattung, und hauptsächlich in einer gewissen Art von zweyerley Kasten, wovon der eine **Tokko**, und der andre **Tokkivari** heißt; zu welchen man noch das **Miseratsie** fügen kann, welches mehr eine Merkwürdigkeit, als ein Hausgeräth ist.

Der **Tokko** ist ein Kasten, der nur einen Fuß hoch, und zwey breit ist. Man setzt ihn allezeit an die feste Mauer des Zimmers; ganz nah an diesem Kasten breitet man zwey schöne Teppiche einen über den andern, und zwar noch über die ordentliche Matte, welche den Fußboden bedeckt. Hier läßt man die Personen niedersitzen, welchen man mit einigem Unterschied zu begegnen sucht, indem dieser Platz als der vornehmste im ganzen Hause angesehen wird.

Der **Tokkivari** ist ein Schrank von verschiednen Fächern, welche aus dünnen Bretern bestehn, die in einer ziemlich artigen Ordnung übereinander liegen. In einem von diesen Fächern heben die Japaner ihr Gesetzbuch sorgfältig

tig auf, und lassen es niemals den Fremden sehn, oder sonst in dem Zimmer herum liegen. Die andern Abtheilungen, dienen zu verschiednem Gebrauch, man thut Bücher, Papier, Schreibezeug und so was hinein.

Die **Miseratsie** sind Merkwürdigkeiten von verschiedner Art, aus denen die Japaner sehr viel Wesen machen. Einige davon sind der Aufmerksamkeit der Reisenden nicht unwürdig. Manchmal ist es ein großes Stück Papier, wovon der Rand mit einem gestickten Saume eingefaßt ist, und auf welchem ein geschickter Mahler mit drey vier Strichen das Bild eines Menschen, oder Vögel, Blumen, eine Landschaft und dergleichen entworfen hat. Man hengt diese Papiere allezeit über den Tokko an die feste Mauer, die mehrentheils keinen andern Zierrath hat. Manchmal ist es ein Gefäß von Meßing oder Kupfer, von schöner Arbeit, welches einen Löwen, Drachen, Raubvogel oder andres Thier vorstellt. Man hebt es sorgfältig im Tokkivari auf. Oftmals ist das **Miseratsie** nur eine natürliche Merkwürdigkeit, die aber in ihrer Art besonders ist, als ein Stück Holz oder Marmor, wovon die Adern ein gewisses kenntliches Bild ausmachen. Man hengt es in einer Ecke des Zimmers auf. **Kämpfer** sah in einem berühmten Wirthshause, eine irdene Cöllnische Flasche, wie die Flaschen vom Spawasser. Man zeigte sie den Liebhabern als ein sehr besondres Stück, ob sie gleich voller Ritze

 und

und Spalten war, die man sorgfältig zuge=schmiert hatte.

Alle diese beschriebene Meublen dienen dem vornehmsten Zimmer zum Zierrath, welches meistentheils im Hinterhause ist. Die andern Zimmer sind destoweniger ausgeschmückt, je weiter sie von dem Hauptzimmer abliegen. In einem von diesen Zimmern, und meisten=theils in dem größten, ist der Japaner ihre Kü=che, wo sie ihr Geschirr, Porcellan, und an=dre Gefäße in großer Ordnung aufbehalten. Ihre Schüsseln sind von einem dünnen Holze, mit einem schönen dunkelrothen Lack überzogen. Man wäscht sie in heissem Wasser, wie metall=ne oder irdene Gefäße, und ihr Lack ist so gut, daß sie viele Jahre lang allen ihren Glanz be=halten, ob sie gleich täglich gebraucht werden.

Der Gebrauch der Camine ist in Japan nicht bekannt. In der Küche ist ein großer O=fen, wovon der Rauch durch eine große Oeff=nung oben in der Decke hinauszieht. In den Zimmern ist in dem Boden eine gleiche Oeffnung, die ausgemauert ist, man füllt sie mit Kohlen an, wenn man sich wärmen will. Manchmal setzt man über den Heerd eine nie=drige Tafel, über welche man eine große Ta=pete legt, mit der die im Zirkel herum sitzenden sich die Lenden und Füße bedecken. In Stu=ben, wo kein Heerd ist, bedient man sich kü=pferner oder irdener Töpfe, welche man mit Kohlen oder heißer Asche anfüllt.

Die Abtritte sind allezeit hinter den Häusern und tief im Hofe angelegt. Die Oeffnung der Grube ist allezeit mit dem Boden gleich, ohne Sitz, länglich und enge, damit man sich ohne Gefahr darüber bücken kann. Der Grund ist mit gehacktem Stroh angefüllt, damit die Unreinigkeiten sich desto eher darinn verlieren, und der Gestank destoweniger in die Höhe ziehe. An der Seite der Thür von aussen, ist ein steinernes Becken voll Wasser, um sich bey dem Herausgehn die Hände zu waschen.

Hinter dem Hause ist ein Hofraum, in welchem man meistentheils ein kleines Stück Erdreich zurechte macht, Blumen und nützliche Kräuter darein zu pflanzen, die man mit grosser Sorgfalt wartet. Ich werde bald eine besondere Beschreibung von diesen Gärten geben. Hinten im Hofe ist ein Badezimmer, und manchmal noch ein andrer gewölbter Saal mit starken steinernen oder leimernen Wänden, um bey Feuersgefahr die besten Sachen hinein zu schaffen. In dem Badezimmer sind zwey Kübel, eines zum warmen, und das andre zum kalten Wasser. Ganz nahe dabey ist eine Schwitzstube, welche aus einer Art von Gewölbe drey bis vier Fuß hoch besteht. Dieses Gewölbe stößt an das Badezimmer, und hängt durch eine kleine Oeffnung, aus welcher man in die Schwitzstube herunter steigt, mit ihr zusammen. Der Boden dieses Zimmers besteht nur aus verschiedenen Latten, die ein

bis zwey Zoll aus einander liegen, um der Wärme einen freyen Durchzug zu verstatten, die aus einem Ofen unter der Stube heraufsteigt. Die Japaner gehn fast alle Tage, sowohl der Reinlichkeit als Gesundheit wegen, in die Badestube oder Schwitzstube.

Zweyter Artikel.

Häuser der Großen; Palläste der Statthalter.

Ich habe bisher nur von Privathäusern geredet, die wie man sieht, nichts merkwürdiges haben, als eine große Reinlichkeit, und eine ziemlich bequeme Eintheilung der Zimmer. Die Häuser der Großen, sagt Kämpfer, haben weitläuftige Gemächer, große Höfe, prächtige Thüren, vor denen schön gearbeitete und zierlich lackirte hölzerne Treppen liegen. Dieser Geschichtschreiber läßt sich in keine genauere Umstände ein. Der P. Charlevoix erzehlt uns, daß die meisten dieser Palläste der Bauart nach wenig von den unsrigen unterschieden sind. Er beruft sich hierbey auf das Zeugniß des P. *Almeyda*, eines Jesuiten und Mißionarius, der auf einer Reise, die er nach *Nara*, einer Stadt, die eine Tagereise von *Meaco* liegt, gethan, von der Schönheit der Gebäude, die er daselbst gesehn, ganz in Verwunderung gerathen. *Daxandano*, dem dieser Ort gehör-

hörte, und verschiedene andere Edelleute hatten in der Stadt sehr schöne Häuser, von verschiedenen Stockwerken erbaut, deren Architektur, wie Almeyda sagt, sehr mit unsrer Art zu bauen übereinkam. Die Decken waren sehr dünne, aber sehr zierlich. Die Ziegeln, womit die Häuser gedeckt waren, waren zwey Finger dick; der Grund war ein schönes Schwarz, mit verschiednen Figuren geziert. Almeyda hat bemerkt, daß die Farben von diesen Ziegeln ihren Glanz länger als funfzig Jayr behalten. Er sah auch, daß man zu dem Mörtel, dessen man sich gemeiniglich in Nara bediente, keinen Sand und Kalk unter einander nahm, sondern eine Art von sehr weissem Papier. Das innerste der schönsten Häuser, fügt unser Reisende hinzu, war mit dem vortrefflichsten Cedernholz getäfelt, und die Stücken waren durch die Kunst so genau an einander gesetzt, daß man die Fugen nicht wahrnehmen konnte. Man sah aller Orten erhabne Arbeit von eben der Materie, welche die besten Stücke aus der Japanischen Geschichte vorstellte, und alles wechselte mit Feldern ab, an denen weder Gold noch Lack geschont war. Nichts aber war mit der Arbeit an den Säulen zu vergleichen, die gleichfalls von Cedernholz waren. Der Fuß und die Capitäler waren von verguldetem Kupfer; auf die Säulen hatte man Blumen und Laubwerk gegraben, welches sehr gut aussah. Was den Almeyda noch mehr in Verwunderung setzte, war ein kleines Cabinet,

welches man ihm zeigte. Es hatte vier und eine halbe Clafter im Viereck; und war von einem kostbaren saffranfarbigen Holze gemacht, welches von so lebhaften Farben durchwässert war, daß er sie kaum natürlich zu seyn glaubte. Die Anmuth der Gärten stimmte mit dieser Pracht vollkommen überein; man konnte nichts angenehmers sehn, und der Geruch wurde hier so wohl vergnügt, als das Gesicht.

Die Palläste, in welchen die Fürsten und Grossen des Reichs sowohl in ihren eigenen Staaten, als in ihren Stadthalterschaften wohnen, sind wie Citadellen, und nehmen einen sehr großen Platz ein. Sie liegen meistentheils an dem Ende der Städte, und sind mit einer dreyfachen Mauer umgeben. In dem innersten Bezirk ist die Wohnung des Fürsten oder Stadthalters. Man nennt sie **Ton=mas**, oder das rechte Schloß oder Hauptschloß. Dieses Gebäude besteht in einem viereckigten Thurme, der von glatten und sehr weissen Steinen erbaut ist; er hat drey Stockwerke und ist so hoch, daß er alle andere Gebäude des Schlosses übersieht. Jedes Stockwerk ist mit einem kleinem Dache in seinem ganzen Umfange, wie mit einer Art von Cranz, gedeckt. In dem folgenden Bezirck, der **Ninmas** heißt, wohnen die Edelleute, Sekretarien, und andre von den vornehmsten Bedienten. Der dritte nennt sich **Sotogamei**, oder die äußere Vestung, oder auch **Nin=nomas**, das dritte Schloß. Hier sind die Soldaten der Besatzung, die untern Bedienten und andre,

die

die im Dienst des Fürsten stehn, einquartiret. Dieser Bezirk steht jederman offen, welcher auch der weitläuftigste und volkreichste ist. Meistentheils ist vor diesen Schlössern eine große Ebene, welche zum Sammel- und Exercirplatz der Soldaten dient. Diese weitläuftigen Schlösser, die gröstentheils an erhabnen Oertern, oder am Ufer eines Flußes erbaut sind, und durch die Höhe ihrer Mauren, durch ihre Vestungswerke und ihre Thürme so sehr ins Auge fallen, machen von weiten einen sehr prächtigen Anblick.

Die leeren Räume in jedem Bezirk, besonders im zeyten, werden sorgfältig angebaut. Man säet Reiß und ander Geträide darein, und pflegt auch Gärten darinn anzulegen, die von ziemlich sonderbarer Einrichtung sind. Diese Gärten, welche die Japaner Tsuboo nennen, als welches Wort in ihrer Sprache eine Cisterne bedeutet, gleichen in der That einem tiefen Behältniß mit Mauren umgeben. Ihre Lage ist viereckigt und sie sind mehrentheils sehr klein, da nach Kämpfers Bericht ein Tsuboo der dreyßig Fuß ins Gevierdte hat, für einen großen Garten in Japan gehalten wird. Der Boden ist mit Grand und runden Steinen von verschiedener Farbe bedeckt, die man in den Flüßen oder an dem Ufer des Meers findet. Man wäscht sie, und ordnet sie nach ihren verschiednen Arten in Felder. Die größten Kieselsteine kommen in die Mitte, und machen einen Weg, auf dem man spatzieren kann, ohne die andern

Steine zu betreten. Es sind einige Blumenfelder darinne, wo die Blumen mit einer scheinbaren Unordnung unter einander wachsen, die aber doch ihre Anmuth hat. In einer Ecke des Gartens richtet man einen künstlichen Hügel oder Felsen auf, mit meßingnen Vögeln und Insekten geziert, die sehr künstlich angebracht sind. Ein Bach stürzt sich von dem Hügel herunter, und manchmal sieht man auch andre Waßerkünste darauf, die voller Fische, und mit Rasen und Blumen eingefaßt sind. Den Gipfel ziert mehrentheils ein kleiner Tempel mit Gebüsch umgeben. Mit einem Worte, man trifft hier im kleinen fast alles an, was unsern prächtigsten Gärten zum Zierrath dient.

Dritter Artikel.

T e m p e l.

Die Tempel der Japaner sind nach den Götzen, die darinn angebetet werden, sowohl der Bauart, als dem Namen nach unterschieden. Diejenigen, welche den *Camis*, oder unsterblichen Geistern, welches die alten Götter des Landes sind, gewidmet worden, heissen *Mia*, oder die Wohnung der Seelen; die Tempel, welche fremden Götzen geweihet sind, deren Götzendienst neuer ist, heissen *Tira*. Ich werde an einem andern Orte von dem Unterschiede dieser beyden Religionen reden, und will mich

hier

hier nur auf die Beschreibung ihrer Tempel einschränken.

Die Tiras sind die merkwürdigsten. Diese Gebäude haben, Kämpfers Erzehlung nach, viel Aehnlichkeit mit den Chinesischen Pagoden; sie bestehn nehmlich meistens in einem großen Thurme, der sich mit einer Kuppel endiget, und auf einem maßivsteinernen Grunde erbauet ist, der zehn bis zwölf Fuß hoch und so breit ist, daß er eine Terrasse rund um den Tira ausmacht. Ein Geländer geht darum her, und in der dicken Mauer sind verschiedene Bogen angebracht, welche in das innerste des Tempels führen. Die Dächer stehen hervor, und sind ausgebogen. Ein großer Saal macht den Tempel aus; er hat keine Fenster, und erhält das Licht bloß durch die Eingänge. Man trifft eine große Menge Bilderblinden darinn an, die in die dicke Mauer gewölbt, und mit Götzenbildern angefüllt sind. In der Mitte steht ein freyer und meistenheils sehr kostbarer Altar, auf welchem man einen, auch wohl mehrere Götzen von ungeheurer Gestalt erblickt. Vor dem Altar hängt ein großer Leuchter mit vielen Armen, auf welchen wohlriechende Kerzen angezündet werden. Auf die Kuppel steigt man durch eine kleine Treppe, die in der Dicke der Mauer angebracht ist.

Die meisten Tiras sind auf Anhöhen in einer lachenden und beqvemen Gegend; indem die Priester so gescheut gewesen sind, das Volk zu bereden, daß ihre Götter sehr gern an

dergleichen Orten wohnten. Oftmals gelangt man durch weite Alleen von zwey Reihen Cedern oder Tannen dahin, deren Zweige zusammengewachsen sind, und den dicksten Schatten machen, daß die Sonne nie durchdringen kann. Wenn man gegen die Mitte kömmt, erhebt sich der Boden immer mehr und mehr, und zuletzt endigt sich die Allee mit einer schönen steinernen Treppe, die so breit als die Allee selbst ist. Manchmal trifft man verschiedene Gänge an, durch die man erst nach und nach zu dem Tempel gelanget. Diese Gänge sind auf Terrassen erbaut, welche mit Geländern umgeben sind. Man steigt von einer zur andern auf wohlangelegten Treppen, auf welchen manchmal Riesenfiguren, sowohl von Göttern als Thieren, stehn. An statt dieser Gänge sieht man auch manchmal zwey Reyhen freyer Pfeiler, die von Steinen erbaut sind. Jeder Pfeiler trägt eine Laterne von vergüldetem Metall oder schwarzem Holze mit dergleichen Metall verziert. Diese Laternen werden alle Nachte angezündet, sie sind mit einem steinernen Dächelgen bedeckt, welches tief genug ist, sie vor Wind und Wetter zu beschirmen. Es sind ihrer manchmal funfzig um einen einzigen Tempel herum; die Namen derer, die sie gestiftet haben, sind mit goldnen Buchstaben auf die Pfeiler geschrieben, auf denen sie stehen. Das innerste der Tempel ist nach der Art von gleicher Pracht. Gold und lakirte Arbeit schimmern von allen Seiten hervor; in verschiedenen sind die Wände vortrefflich roth

gemahlt

gemahlt und mit einem Lack überzogen, durch den sie so glatt wie ein Spiegel lassen. Säulen von Cedernholz, die sehr hoch und nach Proportion auch sehr dick sind, unterstützen das Gebäude; sie sind auf eben die Art bemahlt. Der P. Almeyda, sagt der P. Charlevoix, sah zu Nara einen Tempel, in welchem iede Säule fünf tausend Goldthaler gekostet hatte; dieses war in den Archiven des Tira aufgezeichnet. Dieser Mißionarius sah an eben dem Orte noch verschiedene andre Tempel, und bemerkte aller Orten eine Pracht, die er nicht genug bewundern konnte. Der Daibods insonderheit zog sein Augenmerk auf sich; dieß war ein berühmter dem Götzen Siaka geweyhter Tempel. Man gieng durch drey gleiche Pforten hinein, die seine Vörderseite zierten und sehr hoch waren. Der Tempel war mit einem bedeckten Gange umringt, von welchem iede Seite sechzig Klaftern in der Länge hielt. Der Tira war nur vierzig lang und dreyßig breit. Die Stufen, und das ganze Pflaster waren von großen Quadersteinen. Beym Eingange durch die mittelste Pforte, nahm man anfänglich zwey große Riesenstatuen wahr, die der Pforte gerade über stunden; in eben dieser Linie stunden zwey andre Figuren, nehmlich auf jeder Seite eine. Diese Statuen waren siebenzig Fuß hoch. Mitten im Tempel stand der Götze Siaka zwischen zwey andern Götzenbildern. Die Bildsäule des Siaka war von Kupfer, und hatte, nach dem P. Almeyda,

vier-

vierzehn Ellen in der Breite *) Die andern beyden hatten nur neune, und waren von vergüldetem Holz. Hinter diesen Figuren waren zwey andere Statuen, den Riesenstatuen an der Thür gleich; auf der Seite gieng eine Porkirche um den ganzen Tempel herum; man gieng durch vier Thüren hinauf, und iede Seite dieser Porkirche war in zwey Zimmer getheilet, von dem die Wände nur zwey Ruthen hoch waren; eine kleine Gallerie, die etwas breiter als zwey Fuß war, umringte diese Porkirchen. Die Decke des Tempels wurde von acht und neunzig Säulen getragen, alle von Cedernholz, und drey und eine halbe Ruthe im Umfange.

Aber diese ganze Erzehlung des P. Almeyda ist nichts in Vergleichung einer andern, die der P. **Charlevoix** von einem Jesuiten und Mißionarius, namens Froetz erzehlt, der vier Meilen von **Meaco** einen Tempel sah, der in der Länge **siebenhundert und vierzig Ruthen**, oder viertausend dreyhundert und vierzig Schuh hielt. Also war dieser Tempel sieben bis achtmal so groß, als die Peterskirche in Rom, die nicht hundert Ruthen in der Länge hat.

Bey dem Eingange in den Tempel nahm man die Bildsäule des **Amida** wahr. Dieser Götze saß, ohne Bart um das Kinn, mit geschornem Haupt und durchbohrten Ohren; eine Menge

*) Im Umfange hat er vermuthlich sagen wollen.

ge kleiner Glocken hiengen ihm um den Kopf; er hatte dreyßig Figuren um sich herum, wovon einige Soldaten, einige Mohren, und andre alte Weiber und Teufel vorstellten. Die beyden Seiten des Tempels, fährt der P. Charlevoix fort, giengen wie Amphitheater in die Höh, man stieg auf Treppen hinauf, die an dem ganzen Gebäude lang herumgiengen. Auf diesen Treppen standen **tausend** Statuen in schöner Ordnung, nehmlich fünfhundert auf jeder Seite; die Bildsäulen, die Glocken darüber und die Ketten an denen sie hiengen, waren von feinem Gold. Man muß nothwendig diese Erzehlung für sehr übertrieben halten, und ich muß zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich die Gewißheit im geringsten nicht davon versichern will.

In der Nachbarschaft der Tiras, hauptsächlich derer die am fleißigsten besucht werden, stehn meistentheils prächtige Klöster, welche von Bonzen oder andern Priestern, die im Tempel dienen, bewohnt werden. Diese Gebäude sind sehr weitläuftig und enthalten manchmal zweyhundert Zellen, und eine große Anzahl anderer Zimmer zu verschiednem Gebrauch. Es ist ein Eßsaal darinn, Badestuben, eine reinliche Küche, und eine Bibliothek. Man sieht Gärten daselbst, gute Brunnen, einen Wald in der Nähe, und schöne Spatziergänge; so das diese Leute, die sich eine Pflicht daraus machen, den Vergnügen der Welt zu entsagen, in der That aller Beqvemlichkeiten des Lebens genießen.

Die Mias, die, wie ich schon erwehnt, den alten Göttern des Landes geheiligte Tempel sind, kommen der Pracht der eben beschriebnen Tempel bey weiten nicht bey. Es sind bloße Capellen, sehr klein, mehrentheils viereckigt, und von Holz erbaut. Ihre Höhe beträgt nicht leicht über funfzehn bis sechzehn Fuß, und die Breite auch nicht mehr. Sie sind meistentheils nur drey Fuß hoch, oder etwas mehr, über den Grund erhaben, und Pfeiler von Cedern oder Tannenholz unterstützen sie. Um den Mia herum geht eine kleine Gallerie, zu der man auf einigen Stufen steigt. Das Dach ist mit Bretern gedeckt, manchmal auch mit dünnen viereckigten Steinen. Es ragt sehr über das Hauptgebäude hervor, und bedeckt auf die Art die kleine Gallerie, die um den Tempel geht. Es ist eingebogen, und wird von einem Walde von Balken unterstützt, die ausgebogen hervorgehn, und deren Verbindung was sehr sonderbares hat. Der Mia hat keine Thür, man sieht nur eins bis zwey Fenster an seiner Vorderseite; die andern Seiten sind ganz zu. Diese Fenster sind mit Gittern verwahrt, und so niedrig, daß man das innerste des Tempels dadurch übersehn kann. Hier knien die Personen nieder, die ihre Andacht verrichten wollen. An die Decke hängt man eine Menge kleiner Streifen Papier, welche, dem Vorgeben nach, ein Bild der Reinigkeit des Orts seyn sollen. Mitten im Tempel ist ein großer Spiegel, ein andres Sinnbild, welches die Anbeter der Camis

mis lehren soll, daß, wie man in diesem Spie-
gel genau alle Flecken des Gesichts sieht, also
auch vor den Augen der Gottheit alle Unreinig-
keiten ihrer Seelen erscheinen. Dieß ist alles,
was man in dem innersten der Mias sieht, in
welche man selten ein Götzenbild setzt. Wenn
indeß der Cami, dem der Tempel gewidmet
ist, ein besonders Wunder gethan hat, so baut
man ihm manchmal eine Art von Gehäuse, in
welches man seine Statue, oder auch wohl seine
Gebeine, Kleider, und andre Reliquien setzt.
Dieses Gehäuse wird an dem höchsten Ort des
Tempels gestellt, und nur alle hundert Jahr
eröffnet. Es giebt Mias, die ein wenig grös-
ser, als die beschriebenen, sind. Sie haben ei-
nen Vorhof zum Eingange, und überdieß auf
jeder Seite des Vorhofs eine kleine Kammer,
in welcher die Priester des Tempels sitzen, und
die Opfer und Gelübde des Volkes annehmen.
Dieser Vorhof und die dran gelegnen Kam-
mern, sind mehrentheils voller Jemmas oder
Geschenke, die man dem Cami vermöge eines
Gelübdes bezahlt. Man sieht daselbst Sebel,
Vorstellungen von Schiffen, und andre der-
gleichen Dinge. Bey allen Mias ist an der
Seite ein hölzerner Kasten, oder Stock, die
Allmosen darinn zu empfangen. Man trifft
auch eine flache Glocke an, an der ein Strick
voller Knoten hängt. Diejenigen die beten
wollen, klingeln, als wenn sie dem Götzen ihre
Ankunft melden wollten. In einiger Entfer-
nung ist ein steinernes Becken, damit diejeni-

gen,

gen, die ihre Andacht verrichten wollen, sich darinn waschen können. Die meisten Mias liegen an einsamen, aber angenehmen Oertern. Mehrentheils baut man sie in Wälder, oder an den Abhang eines Hügels, zu welchem man auf steinernen Stufen steigt. Eine lange und breite Allee von zwey Reyhen Cypressen oder Cederbäumen führt zu dem Mia. Bey dem Eingange in diese Allee ist meistentheils ein Portal von sehr einfacher Architektur. Zwey steinerne oder hölzerne Säulen, tragen zwey Balken die etwas von einander liegen. Der oberste, der auf dem Ende der Säulen ruht, ist etwas eingezogen. Der unterste ist platt; und liegt unter dem Karnieß. Zwischen diesen beyden Balken ist eine viereckigte Tafel, meistentheils von Stein, auf welcher mit goldnen Buchstaben der Name des Götzen steht, dem der Tempel geheiligt ist.

Es ist im ganzen Reiche von beyden Arten der beschriebnen Tempel eine erstaunliche Menge; ich habe schon angemerkt, daß man in Meaco allein fast vier tausend zehlt, an welchen vierzig tausend Priester stehn.

Vierter Artikel.

Brücken, Wege; Japanische Art zu reisen. Ihre Fahrzeuge zu Wasser.

Die Japaner gebrauchen bey der Erbauung ihrer Brücken fast keine andere Materien,

als Holz. Sie bedienen sich hauptsächlich des Cedernholzes, welches sehr gemein im Lande ist. Diese Brücken sind sehr stark gebaut, und man unterhält sie mit solcher Sorgfalt, daß sie beständig sehr rein, und sogar neu aussehn. Auf beyden Seiten sind Fußbänke, welche nach einem gewissen Zwischenraume mit Geländern umgeben sind, jedes nehmlich ist von dem andern eine Ruthe weit. Die merkwürdigsten sowohl ihrer Bauart als Einrichtung wegen sind 1) die Brücke zu Setanobas, die über den Fluß Jedogawa in der Provinz Oomi, geht. Sie wird durch eine Insel unterbrochen, die sie in zwey ungleiche Theile schneidet. Der erste hat nur sechs und dreyßig Ruthen in der Länge, der andre aber sechs und neunzig. 2) die Brücke von Jafagibas; sie liegt in der Provinz Mikawa und ihre Länge beträgt zweyhundert und acht Ruthen. 3) Die von Josidanobas, welche in eben der Provinz liegt, und hundert zwanzig Ruthen lang ist. 4) Niponbas oder die Brücke von Nipon, welche entweder so genennt wird, weil sie in der Insel dieses Namens erbaut ist, oder weil man von diesem Orte, wie von einem allgemeinen Mittelpunkte alle Entfernungen im ganzen Reiche abzumessen pflegt.

Diese Entfernungen sind in geometrische Meilen getheilt, welche, wie schon erwehnt worden, bey der großen Brücke zu Jedo ihren Anfang nehmen. Jede Meile wird durch zwey kleine Erdhaufen bezeichnet, die an beyden Seiten des Weges aufgeworfen und beyde mit ei-

nem Baume bepflanzt sind. Ueberdieß ist zu Ende jeder Provinz, und sogar jedes kleinen Distrikts, eine hölzerne oder steinerne Säule, die an die großen Wege gesetzt ist, mit einer Aufschrift, welche den Reisenden den Namen und die Weite der benachbarten Provinzen und Städte sagt (*).

Die Japanischen Meilen sind von ungleicher Länge; nachdem die kleinen Erdhügel, die sie bezeichnen, nah oder weit auseinander stehn. Die großen Meilen sind dreytausend Ruthen lang, oder eine Stunde Weges zu Pferde. Die gemeinen Meilen aber sind nur zweytausend hundert und sechzig Ruthen lang, und ein Reuter braucht nur drey viertel Stunden dazu. Die Meilen zu Wasser, haben kein gewisses Maas, aber überhaupt zu rechnen sind sie viel kürzer, als die Meilen zu Lande.

Auf den großen Landstraßen stehn auf jeder Seite nach der Schnur eine Reihe Tannen, welche die Wege sowohl angenehm als bequem machen; hauptsächlich im heissen Sommer. Man pflegt sie mit einem Graben einzufassen, das Wasser abzuleiten; und an Oertern, wo man Ueberschwemmungen zu fürchten hat, fügt man noch Dämme hinzu. Die Bauren jeden Distrikts sind verpflichtet, sie zu unterhalten und auszubessern; welches sie gern über sich nehmen, indem

(*) Man muß sich billig wundern, daß eine so nützliche Einrichtung noch in so vielen deutschen Provinzen fehlt.

indem sie begierig die Früchte, Zweige, und Blätter der Tannen auffsammeln, um sie zu verbrennen, so wie auch den Mist der Thiere und alle Unreinigkeiten, mit denen sie ihre Felder düngen. Sie stopfen diese Unreinigkeiten in große Kübel, die mit der Erde gleich eingegraben und nicht bedeckt sind, daß sie also von weiten einen häßlichen Gestank machen. Wenn ein großer Herr reist, so werden die Wege, die er durchkömmt, vorher gekehrt, und einige Tage vor seiner Ankunft führt man Sandhaufen in gewisser Weite von einander an, sowohl die Wege darmit eben, als auch bey Regenwetter trocken zu machen. Alle drey Meilen findet man eine Grotte, mit dicken Blättern bedeckt, welche den Großen des Reichs, die reisen, zum Abtreten dient; denn nur Leute vom ersten Range haben das Recht sich in diesen Grotten zu verweilen. Diese Personen, welche, den Gesetzen des Staats nach, sich wenigstens alle Jahr einmal nach Hof begeben müssen, reisen mit einem Pompe und einer Pracht, die sonst wenig ihres gleichen hat. Ihr Gefolge ist manchmal so zahlreich, daß es einen Raum von vielen Meilen einnimmt. Mancher Daimio, oder kleine König in Japan, wird oftmals von zwanzig tausend Menschen begleitet. Andre haben einen Zug von zehn tausend Bedienten bey sich. Die bloßen Statthalter der kayserlichen Städte, oder der Provinzen, die zu den kayserlichen Domainen gehören, führen oftwals drey bis vier hundert Personen mit sich. Die größten Flecken

sind vielmals nicht hinreichend, den Nachzug eines Daimio zu beherbergen, und man muß sie Bandenweise in die nächsten Dörfer legen. Die Großen schicken ein oder zwey Wochen vor ihrer Ankunft ihre Quartiermeisters an alle Oerter, durch die sie kommen. Man richtet deshalb bey dem Ein- und Ausgange jedes Orts kleine Tafeln auf, die an langen Bambusstäben hängen, auf welchen der Tag der Ankunft des Daimio bezeichnet ist, und ob er in dem Orte speisen, oder ausruhen werde. Es ist wirklich ein sehenswerther, und bewundernswürdiger Anblick, sagt Kämpfer, eine solche erstaunliche Menge Equipagen, Pferde, Livereybedienten, Pagen, Edelleute, und Bedienten von allen Arten zu sehen, die das Gefolge eines Fürsten ausmachen. Einige tragen Degen, Bogen und Pfeile, Schießgewehr und lange Spieße, die oben mit Federbüschen oder andern Zierrathen geschmückt sind. Andre tragen lakirte Kasten, Körbe, große Tragkörbe, und Kisten von allerhand Art, alle lakirt, und mit den Wapen des Fürsten bezeichnet, in welchem sein kostbarstes Geräthe aufbehalten wird. Der Fürst sitzt in einem prächtigen Tragsessel, der von vier bis acht Leuten in reicher Liverey getragen wird, welche von Zeit zu Zeit durch andre Träger abgelöst werden, die beständig den Tragsessel umgeben. An jedem Schlage halten sich ein oder zwey Cavaliers auf, die dem Fürsten die nöthigen Sachen zureichen, und ihn beym Aussteigen unterstützen. Ein andrer Cavalier trägt einen Sombreiro

oder Sonnenschirm vor ihm her, der mit schwarzem Sammt bezogen ist. Der ganze Zug geschieht in einer wundernswürdigen Ordnung, mit einer unbeschreiblichen Ernsthaftigkeit, und in einem tiefen Stillschweigen. Wenn man in eine Stadt oder andern ansehnlichen Ort gelangt, oder wenn man das Gefolge eines andern Fürsten antrifft, dann verändern die Pagen, Pikenträger, Lastträger, und alle Livereybedienten überhaupt ihren Gang, und fangen eine Art von lustigen Tanze an, mit Verzuckungen, die uns sehr närrisch vorkommen würden (*), mit denen aber das Vorurtheil der Nation eine solche Gravität verknüpft, daß diese Ceremonie unter Leuten von Stande, vor eine ganz nothwendige Schuldigkeit gehalten wird. Bey jedem Schritte, den sie machen, schmeissen sie ein Bein voraus, und werfen es dann bis an den Rücken, den sie einbiegen, zurück, indem sie den entgegenstehenden Arm so weit ausstrecken, als sie können, fast wie eine Person die schwimmt; zu gleicher Zeit schütteln sie mit dem Kopfe, bewegen ihre Arme, ihre Piken, ihre Körbe, und kurz alles was sie tragen.

Zur Bequemlichkeit der Reisenden findet man durch das ganze Reich Posten, deren Stationen nur anderthalb, oder aufs höchste vier Meilen von einander liegen. Der Preiß der Pferde ist daselbst fest gesetzt, nicht allein in Ansehung der Weite der Oerter, sondern auch nach-

(*) Insonderheit da alle diese Leute schwarz gekleidet sind.

dem die Wege gut oder schlimm sind, und das Futter in jeder Gegend theuer oder wohlfeil ist; eine sehr kluge Polizey, die man aller Orten beobachten sollte. Ein Norikaki oder ein Postpferd, welches einen Reuter und seine Bagage trägt, kostet ordentlicher Weise die Meile drey und dreyßig Senni, oder Liards. Ein Karaßiri, oder Handpferd, das keine Bagage zu tragen hat, wird mit fünf und zwanzig Sennis bezahlt. Auf allen Posten sind Couriers bestellt, die Edikte, Briefe und alle Ausfertigungen des Kaysers fortzuschaffen. Diese Briefschaften sind in einer kleinen sauber lakirten Büchse eingeschlossen, die mit dem Siegel des Reichs versiegelt ist. Der Courier trägt sie an einem kleinen Stocke auf seinen Schultern. Bey solchen Gelegenheiten gehn allezeit zwey Postillions zugleich ab, damit wenn dem einen der die Büchse trägt, was vorstoßen sollte, der andre an seine Stelle treten, und das Packet an die nächste Post liefern kann. Alle Reisende, von was für Stand sie auch seyn mögen, müssen ihnen ausweichen, und ihnen den Weg frey lassen, weswegen sie auch allezeit eine kleine Schelle bey sich führen, mit der sie in der gehörigen Weite klingeln. Die Posten gehören dem Herrn jedes Distriktes eigenthümlich. Man findet nicht allein daselbst Pferde, sondern auch Lehnlakaien, Wegweiser, und Träger der Cangos und Norimons, welches zwey Reisesänften sind, deren man sich auch in den Städten bedient.

Der Norimon ist ein viereckigter etwas länglichter Kasten, der so groß ist, daß eine Person bequem darinn sitzen, und sogar liegen kann. Er ist von allen Seiten mit Gitterwerk von zierlich ineinander geflochtenen Bambusstäben verschlossen, die manchmal auch lakirt sind. An jeder Seite ist eine kleine gebrochne Thür, und mehrentheils ein kleines Fenster vorn und hinten. Diese Sänfte wird von zwey, vier oder acht Leuten getragen, darnach der Stand der Personen ist. Ist es der Norimon eines Fürsten oder eines Statthalters der Provinz, so halten die Träger die Stangen in den Händen; ist es aber der Norimon einer Privatperson, so legen sie die Stangen auf die Schultern. Diese Stangen sind hohl und schön gearbeitet. Sie bestehn aus vier sehr dünnen Seiten, die in Gestalt eines Bogens sehr zierlich zusammengefügt, und weit leichter sind, als sie scheinen. Ihre Dicke und Länge ist nach dem Range der Besitzer durch die Gesetze bestimmt. Die an ihren Norimons breitere oder längere Stangen haben, als ihnen zukommt, setzen sich der Ahndung der Obrigkeit aus, und werden manchmal in eine Geldbuße verdammt. Indeß geht dieß Gesetz das Frauenzimmer nicht an, deren Verschwendung von jeher schwerer in Schranken zu halten gewesen ist, als der Männer ihre.

Die Cangos sind weit einfacher und leichter zusammen gesetzt; und man bedient sich ihrer am meisten auf Reisen. Der Cango sieht fast aus wie ein Tragkorb, weswegen man ihm auch

den Namen Cango gegeben, welches im Japanischen einen Korb bedeutet. Er ist weit kleiner, als der Norimon; Die Stangen davon sind dick, dicht, und aus einem Stücke, mehrentheils viereckigt, und in der Quere an den obern Theil, oder auch manchmal an den untern Theil der Sänfte befestigt. Die Reisecangos sind so kurz und niedrig, daß man mit kreuzweisen Füßen und gebückt darinn sitzen muß. Man gebraucht sie in engen beschwerlichen Wegen, wo man auf keine andre Art fortkommen würde. Sie werden meistentheils von drey Leuten getragen.

Die Japaner reisen mehrentheils zu Pferde, und lassen die Füße nicht herunter hängen, wie die Europäer, und verschiedne Asiatische Nationen, sondern sie legen sie der Länge nach, oder kreuzweise dem Pferde auf dem Hals. Der Reuter steigt am Brustriemen auf und ab, und nicht auf der Seite. Die Japanischen Sättel sind von Holz gemacht, und gleichen fast unsern Europäischen Reitküssens. Sie werden mit einem ledernen Brust- und Swanzriemen befestigt. Unter dem Sattel liegt ein Küssen, daß sich das Pferd nicht drücken kann, und dahinter eine Schabracke, den Rücken des Pferdes zu bedecken. Die Seiten sind auch mit einem Stück Tuch bedeckt, das von dem Sattel fällt und unter dem Bauche sehr loß zugemacht wird. Ueber den Kopf des Pferdes hängt man ein dichtes aber starkes Netz, um es vor den Fliegen zu bewahren. Die Pferde sind nicht beschlagen;

son-

sondern haben an den Füßen geflochtne Socken von Stroh, die mit eben solchen Seilen angebunden werden. Diese Socken gehn bald entzwey hauptsächlich in ungleichen steinigten Wegen, deshalb führen auch Reisende einen guten Vorrath davon bey sich; indeß findet man auch welche in allen Dörfern, und auf den Landstrassen, wo arme Kinder von diesem kleinen Handel, und den Allmosen leben, die sie bey der Gelegenheit erhalten. Die Japaner tragen auf der Reise allezeit einen großen Mantel, der von doppeltem lakirten und mit Oel getränktem Papier gemacht, und so weit ist, daß er Pferd, Reuter und Bagage zugleich bedeckt. Die Einwohner des Landes nennen ihn **Kappa**, und wahrscheinlicher weise haben sie den Namen und die Kleidung von den Portugiesen entlehnt. Um sich vollends vor der Sonne und dem Regen zu verwahren, setzen sie einen grossem Huth von Stroh oder Rohr auf. Dieser Huth sieht aus wie ein Sonnenschirm, man bindet ihn unter dem Kinn mit breiten rothen seidnen Bändern zu; er ist leicht, und durchsichtig, ohne daß der Regen deshalb durchdringen kann. Mannspersonen tragen diese Hüte nur auf Reisen, und zwar nur bey schlimmen Wetter oder großer Hitze. Frauensleute aber haben sie beständig auf, sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, und läßt ihnen diese Tracht sehr gut. Die ordentliche Kleidung der Reisenden besteht in einem Rocke oder kurzen Mantel, über welchen sie ihre langen Kappen ziehn, die sie meistens aufschürzen, oder

wovon sie die Enden in die Hosen stecken, die deshalb auf beyden Seiten aufgeschlitzt sind. Diese Reisebeinkleider sind oben herum sehr weit; und gehn unten enger zu, die Beine desto besser zu bedecken, um welche man ein breites Band wickelt. Die Diener, und hauptsächlich die Sänftenträger tragen keine Beinkleider, sie schürzen sich aber doch bis an den Gürtel auf, so daß sie ihre Blöße aller Welt zeigen.

Die Japaner, welche wie die Chineser, Siamer, und andre Indianer beständig Fächer und Sonnenschirme gebrauchen, haben auf der Reise eine besondre Art von Fächern, worauf die Hauptlandstraßen, die Weite der Oerter, die Wirthshäuser und der Preiß der Lebensmittel bezeichnet stehn. Man druckt auch Postbücher, die alles dieses anzeigen, so wie auch die Tage, an denen es, nach den abergläubischen Begriffen dieses Volkes, unglücklich reisen ist. Ein Sterndeuter, Namens Abino-seimei, dessen Andenken noch in ganz Japan sehr berühmt ist, hat ein Verzeichniß von diesen unglücklichen Tagen gemacht, welches an alle Reisebücher mit angedruckt wird. Man erzehlt Wunderdinge von diesem Manne, welcher, wie man vorgiebt, von einem König des Landes und einem Fuchse abstammte, den der König aus den Händen der Jäger errettete. Dieser Fuchs erschien kurz darauf seinem Befreyer in der Gestalt eines sehr schönen Frauenzimmers, in welche sich der König verliebte. Sei-mei war die Frucht ihrer Vereinigung, und wurde mit der Zeit ein großer

Stern-

Sterndeuter. Er machte seine Beobachtungen über die unglücklichen Tage bekannt, und schlug gewisse Mittel vor, durch welche die Reisenden das ihnen drohende Unglück abwenden könnten. Diese Mittel bestehn in geheimnißvollen Worten, welche er in Verse brachte, damit man sie desto leichter behalten konnte. Aber das Volk traut diesen Gegenmitteln nicht viel, und nimmt sich so viel möglich in Acht, an solchen Tagen zu reisen.

Ein Japaner zu Pferde und in der Kleidung, die wir eben beschrieben, ist, nach Kämpfers Meynung, die wunderbarste Figur von der Welt. Denn außerdem, daß diese Insulaner überhaupt kurz und dick sind, so machen noch ihre breiten Hüte, ihre papiernen Mäntel, die Reuter und Pferd bedecken, ihre weiten Hosen, und ihre Art mit kreuzweisen Beinen zu sitzen, daß man sie vor ein großes Bündel ansieht. Auf diese Art reisen sie; ihre Equipage geht voraus, so wie ihre Bedienten, die aber meistens zu Fuß sind. Der Reuter hält den Zaum seines Pferdes nicht selbst, sondern einer von seinen Leuten, der deshalb an der rechten Seite geht, den Zügel sehr kurz hält, und ein lustiges Lied singt, sowohl seinem Herrn die Zeit zu vertreiben, als das Pferd aufzumuntern. Den Japanern kömmt unsre Art zu Pferde zu sitzen sehr lächerlich vor, und besonders, daß die Europäer ihr Pferd selbst zu regieren sich die Mühe geben. Dieses schickt sich sehr gut vor Soldaten im Kriege, sagen sie,

aber

aber nicht für Reisende, die so genug auszuhalten haben, ohne noch diese Unbequemlichkeit auf sich zu nehmen. Indeß wenn die Japaner einen kurzen Weg machen, und entweder spatzieren reiten oder einen Besuch abstatten, so sitzen sie allezeit nach Europäischer Art zu Pferde. Sie halten sogar den Zügel selbst in der Hand, aber nur zum Staat, denn das Pferd wird durch einen oder zwey Reitknechte geführt, die es am Gebiß haben. Die Steigbügel, deren sie sich bey diesen Gelegenheiten bedienen; sind von Eisen oder anderm Metall. Man macht sie sehr dicke, und nach der Fußsohle gestaltet, zugleich sehr weit, damit der Reuter beym Stürzen desto eher den Fuß heraus ziehn kann. Einige sind mit Silberblech beschlagen, und alle sind von schöner Arbeit; die Steigriemen sind sehr kurz.

Die Japaner haben zu der Schiffarth auf den Flüßen, und an den Küsten, Fahrzeuge von verschiedner Gestalt und Größe, nach der Absicht und dem verschiednen Gebrauche derselben. Einige sind wie die Steuben in Rußland gemacht, mit denen man die Wolga und andre Flüße hinaufschifft. Die Seegel sind halb schwarz und halb weiß. Ueber gewisse Flüße setzt man mit Booten, von ziemlich besondrer Bauart. Ihr Boden ist platt, und giebt nach; daß, wenn sie auf den Sand zu sitzen kommen, sie leicht darüber hinwischen, ohne fest zu werden. Ueberhaupt gehn alle Transportschiffe, und selbst die Lustschiffe der

Privat-

Privatpersonen, die ganz allein zu ihrem Vergnügen bestimmt sind, alle diese Schiffe sage ich, gehn mit Rudern, und haben zwey Böden. Der eine ist platt und sehr niedrig. Der andre hat eine ziemlich hohe Hütte mit Fenstern, welche man durch Schirme in verschiedne Zimmer abtheilen kann. Die Lustschiffe sind mit Wimpeln, schwarzen Franzen, Gemälden und andren Zierrathen geschmückt.

Die größten Japanischen Fahrzeuge sind die Kaufmannsschiffe, die an den Küsten hin seegeln, und Waaren und Reisende von einer Insel zur andern bringen. Diese Fahrzeuge entfernen sich niemals vom Lande, und gehn nur bey sehr stillem Wetter zur See. Wenn die Schiffer einen Sturm vermuthen, so laufen sie gleich in den nächsten Hafen ein, und da es deren eine große Menge in allen Inseln von Japan giebt, so hat man fast immer Zeit genug sich hinein zu flüchten. Diese Schiffe seegeln und rudern zugleich. Die ansehnlichsten haben vierzig Ruthen in der Länge, und vier in der Breite, die beyden Enden des Kiels ragen ziemlich über das Wasser hervor; Das Hintertheil ist breit und platt, und hat eine große Oeffnung in der Mitte, durch welche man die ganze innere Anlage sehn kann. Bey hohem Meere schlagen die Wellen von allen Seiten darein. Kämpfer versichert, daß diese in allen Stücken so mangelhafte Einrichtung, die so vielen Ungemächlichkeiten unterworfen ist, ausdrücklich durch die Gesetze des Staats befohlen

fohlen worden, um die Japanischen Schiffleute zu verhindern, sich von den Küsten zu entfernen, und aus dem Lande zu gehn. Die Kaufardeyschiffe haben zwey Boden. Der erste erhebt sich etwas gegen das Hintertheil, und ist nur von gemeinen Bretern, die weder zusammengenagelt noch zusammengefügt sind. Wenn das Schiff beladen ist, ragt er kaum über dem Wasser hervor. Eine Art von Hütte, die fünf bis sechs Fuß hoch ist, bedeckt diesen ersten Boden fast nach seiner ganzen Länge; nur vorn am Schnabel ist ein kleiner leerer Platz, um Anker und Taue darinn zu verwahren. Diese Hütte steht auf jeder Seite ungefehr zwey Fuß breit über das Schiff heraus, und rund herum gehn Fenster, die mit Flechten verschlossen werden, und die man hinauf und herunter lassen kann, wie man will. Sie wird in verschiedne kleine Zimmer für die Reisenden eingetheilt, welches durch Schirme geschieht, die sie von einander absondern; die Fußböden sind mit reinlichen Matten belegt. Personen von Stande bedecken diese Hütte mit einem Tuche, in welchem ihre Wapen gestickt sind, und stellen eine Picke hinten bey dem Steuerruder auf. Der zweyte Boden ist fast platt, und besteht aus Bretern, die zierlich zusammengenagelt und zusammengefügt sind. Das Schiff hat nur ein hanfenes Seegel, und einen einzigen Mast, der nicht höher ist, als die Länge vom Schiff beträgt. Er steht mitten im Schiff; aber doch eine Ruthe näher

nach

nach dem Hintertheil. Man zieht ihn mit Rollen in die Höh, und läßt ihn eben so nieder, nicht allein, wenn man still liegen will, sondern auch wenn es regnet, oder schlimmes Wetter zu arbeiten verhindert. Die Anker sind von Eisen, und die Taue von gedrehtem Stroh, die aber sehr fest sind. Große Fahrzeuge haben mehrentheils dreyßig Ruderknechte, um zu arbeiten, wenn der Wind fällt. Diese Ruderknechte sitzen auf Bänken an beyden Seiten des Hintertheils. Sie rudern nach dem Takte eines Gesanges oder Instrumentes. Sie strecken ihre Ruder nicht vorwärts aus, um nach Europäischer Art nur die Oberfläche des Wassers zu theilen, sondern sie lassen die Ruder senkrecht niederfallen, und heben sie so wieder auf. Ihre Ruder sind eigentlich dazu gemacht, indem sie nicht gerade, wie die unsrigen, sondern etwas gebogen sind, und in der Mitte ein Gelenke haben, welches dem Druck des Wassers weichet, und das Herausziehn desto leichter macht. Die Breter und andern Holzstücken, woraus das Gerippe des Schiffs besteht, sind in ihren Fugen und an den Enden mit Krampen und Bändern von Kupfer befestigt, welches Metall in Japan gemeiner ist als Eisen.

Fünfter

Fünfter Artikel.

Wirthshäuser, Gasthöfe, Theehäuser, lüderliche Häuser.

Auf den Landstraßen findet man eine gute Anzahl Wirthshäuser; die besten aber sind auf den Poststationen. Diese Häuser sind sehr weitläuftig, und der vornehmste Herr kann mit seinem ganzen Gefolge bequem darinn beherbergt werden. Sie haben nur ein Stockwerk, und ihrer Vorderseite ist nicht gar breit; dagegen aber sind sie sehr lang, indem sie manchmal vierzig Ruthen in der Länge betragen. Das Vorhaus ist mehrentheils sehr dunkel und ziemlich unrein. Hier werden alle gemeinen Leute und alle zu Fuß reisende hingesteckt. Matten von Stroh bedecken den Boden der Zimmer, die nur durch schlechtes Gitterwerk, wie Käfichte von einander unterschieden sind. Die Küche ist in diesem Theil des Hauses, der deswegen mehrentheils voll Rauch ist, weil der Heerd nur einer ausgemauerten Grube gleicht, von der der Rauch durch eine Oeffnung im Dache hinaus zieht. Vornehme Leute werden in ein ander Gebäude hinten im Hofe einquartiert. Die Zimmer, die man ihnen anweist, sind allezeit sehr rein; schöne Schirme machen den Unterschied davon aus, und alles ist sehr sorgfältig darinn geweißt oder lakirt.

Außer den itztbemeldeten Gasthöfen, sind noch auf allen Wegen eine Menge kleiner Wirthshäuser, und Schenken, in welchen die Reisenden Thee und Sacki finden, welches eine Art von Bier ist; wie auch Kuchen, gebratne oder eingemachte Fische, Gartengewächse, Confekt, und andre Erfrischungen. Die Reisenden trinken fast nichts anders als Thee. Der, den man an diesen Oertern findet, ist unstreitig von der schlechtesten Sorte. Er besteht aus den breitesten Blättern, die am längsten auf dem Baume sitzen geblieben, nachdem man die zartesten und besten schon abgenommen. Man giebt sich nicht die Müh, diese breiten Blätter zu krümmen oder zusammen zu rollen, wie man es mit den andern macht, sondern man röstet sie nur schlechtweg in einer Pfanne, ohne die geringste andre Zubereitung. Man kocht sie für die Reisenden in einem großen Kessel, und damit die Blätter nicht oben schwimmen, thut man sie in einen leinenen Beutel, oder kleinen Korb. Bey der Ankunft des Reisenden wird ihm eine halbe Tasse voll von diesem gekochten Zeuge gereicht, zu welcher man vollends kalt Wasser schüttet. Dieser Thee, sagt Kämpfer, schmeckt gerade wie Lauge; aber die Japaner halten ihn für weit gesunder, als den feinen und frischen Thee, welcher, wie sie sagen, den Kopf angreifen soll.

In den großen und kleinen Gasthöfen trifft man beständig lüderliche Weibspersonen an. Gegen Mittag, wenn sie sich geputzt und geschminket haben, versammeln sie sich um die

Wirthshäuser herum, oder sitzen an der Thür ihrer Häuser. Die Insel Nipon ist hauptsächlich deswegen verschrien, und die meisten Wirthshäuser darinn sind Bordels. Es sind besonders zwey Flecken (*) darinne, die man gemeiniglich, das große Magazin der Huren, oder die Japanische Zwangmühle nennt. Kämpfer merkt hiebey den Irrthum eines neuern Reisenden an. Seine Anmerkung ist gegründet, und ich glaube der Leser wird sie hier nicht ungern sehn. Caron (**) sagt er, nimmt sich der Ehre deß Japanischen Frauenzimmers dergestalt an, (vielleicht aus Hochachtung für seine Frau, die eine Japanerinn war), daß er es wagt zu versichern, diese lüderliche Lebensart sey, auser einigen privilegirten Hurhäusern, aus allen Städten und Dörfern des Reichs verbannt. Indeß ist es doch eine ganz unläugbare Sache, daß kaum ein einziges Wirthshaus auf der ganzen großen Insel Nipon gefunden wird, das nicht zugleich ein Hurhaus wäre. Und dieß geht so weit, daß wenn gar zu viel Liebhaber oder Reisende in ein Wirthshaus kommen, die benachtbarten Wirthe mit Freuden ihnen ihre Huren leihen, mit der Bedingung, daß ihnen der Verdienst ihrer Mädchen getreulich bezahlt werde. Und dieß ist nicht etwan eine neuere Gewohnheit, die seit Carons Zeiten aufgekommen ist, sondern sie ist sehr alt, indem sie ihren Ur-

(*) Akasaki und Goi.

(**) Er hat eine Beschreibung von Japan herausgegeben.

Ursprung schon vor einigen Jahrhunderten unter dem berühmten Joritomo, dem ersten weltlichen Japanischen Monarchen, genommen. Dieser tapfere General befürchtete, daß seine Soldaten, die durch die langen schweren Kriegszüge abgemattet, und begierig waren, ihre Weiber und Kinder wiederzusehn, davon laufen möchten, und glaubte, es wäre gut, wenn er ihnen öffentliche und besondre lüderliche Häuser gestattete, um ihren fleischlichen Begierden Genüge zu thun, und sie desto eher bey der Armee zu erhalten. Und eben deswegen nennen die Chineser Japan das Bordel von China. Denn da dieses infame Handwerk in ganz China durchaus und unter schweren Strafen verboten ist, so begeben sich die Chineser häufig nach Japan, und bringen ihr Geld daselbst mit lüderlichen Menschern durch.

Kämpfer meldet noch von einer andern Art lüderlicher Häuser, wo noch eine infamere Lebensart getrieben wird. Er drückt sich hierüber folgendergestalt aus: „Ich kann hier nicht „unangemerkt lassen, daß in der vornehmsten „Straße dieser Stadt (Kiomids) neun bis zehn „Häuser oder Schenken waren, wo vor jeder „derselben sich zwey bis drey wohlgekleidete junge Knaben aufhielten, ihr Gesicht war geschminkt, „und sie sahen ganz weibisch aus. Ihre abscheulichen Herren unterhielten sie zum geheimen Verguügen der Reisenden; da die Japaner diesem Laster sehr ergeben sind. Um indeß

„den Anschein zu verbergen, und rechtschaffne „Leute nicht zu ärgern, saßen sie auf der Gasse „unter dem Vorwande, den Reisenden den be„meldeten Cement (*) zu verkaufen. Unser „Bugio oder Reisemarschall, dem seine besondre „Gravität sonst nicht erlaubte, den Norimon „zu verlassen, konnte sich doch nicht enthalten „hier auszusteigen, und eine halbe Stunde mit „diesen Knaben zuzubringen„.

Siebentes Capitel.

Von dem, was Japan hervorbringt.

Erster Artikel.

Clima und Erdreich von Japan.

Das Clima von Japan ist nichts weniger als gemäßigt; der Winter darinn ist sehr hart, und im Sommer, besonders in den Hundstagen, ist die Hitze unerträglich. Regen fällt zu allen Jahrszeiten sehr häufig, hauptsächlich aber im Junius und Julius, welche man deswegen die Wassermonathe nennt. Indeß ist die

(*) Dieß ist ein sehr guter Cement, der zu Kiomids gemacht wird, und wozu hauptsächlich Tannenharz kömmt.

die Luft des Landes sehr gesund; es giebt wenig ansteckende Krankheiten darinn, und die Weibespersonen dieses Landes sind sehr fruchtbar. Kämpfer erzehlt, daß er auf der Reise von Nagasaki nach Jedo ein Dorf gesehn, in welchem alle Einwohner Söhne, Enkel und Großenkel von einem einzigen Manne waren, der damals noch lebte.

Donnerwetter, Stürme, und Erdbeben sind in diesen Inseln ganz gemein. Oftmals sind die Stöße so gewaltig, daß sie ganze Städte umstürzen, und Millionen Menschen begraben. Dergleichen war das Erdbeben 1586. Die Stöße hörten erst vierzig Tage hernach auf, und wurden in mehr als einer Provinz gespürt. Nagafama, eine Stadt in der Provinz Oomi, wurde halb verschlungen, und der Rest wurde von den Flammen aufgerieben, die aus der Erde drangen. In der Provinz Facata, wurde eine andre kleine Stadt, auch Nagafama genannt, unter die Wellen des Meeres begraben, daß nicht die geringste Spur davon übrig blieb, auser in der Gegend, wo das Schloß gestanden, das aber doch auch fast gänzlich überschwemmt war. In der Provinz Mino, lag eine Vestung auf einem hohen Berge; nach verschiednen Stößen that sich die Erde auf, und verschlang die Vestung mit sammt dem Berge; und ein See entstand an dem Orte, wo sie gewesen. In vielen andern Gegenden entstanden dergleichen Klüfte und Abgründe, aus welchen ein solcher häßlicher Gestank zog, daß die Rei-

den von den Wegen abweichen musten, aus Furcht zu ersticken. Im Jahr 1703 wurde die Stadt Jedo von einem gleichen Erdbeben fast ganz umgestürzt; und mehr als zweymal hunderttausend Einwohner wurden unter den Ruinen vergraben.

Man hat als einen sehr besondern Umstand angemerkt, daß es in gewissen Gegenden niemals Erdbeben giebt; welches die Japaner zum theil den Schutzgöttern der Gegend, oder auch der besondern Lage der Oerter zuschreiben, welche, wie sie meinen, gerade auf der Erdaxe liegen. Diese freyen Oerter sind hauptsächlich die Inseln Gotto, die Inseln Sikubusima und das Gebirge Kojasan.

Der größte Haufen des Volkes schreibt diese Stöße einem ungeheuren Thiere zu, daß unter der Erde wohnen und sie allezeit zittern machen soll, so oft es sich bewegt; so wie der Riese in der Fabel, welcher, nach der Meynung der Alten, unter dem Berge Aetna lag. Man darf aber keine andre Ursache dieser Erdbeben suchen, als das schweflichte Erdreich, und die unterirdischen Feuer, mit denen das Land erfüllt ist. Es giebt in der That in Japan eine Menge feuerspeyender Berge. Einer der berühmtesten ist der Berg Aso, in der Provinz Figo, der fast beständig Flammen auswirft. Es ist noch ein andrer berühmter feuerspeiender Berg in der Provinz Tsikusen. Dieß war ehmals eine Steinkohlengrube; Bergleute verwahrlosten sie durch Feuer, und seit der Zeit hat sie nicht aufgehört

gehört zu brennen. Es steigt manchmal ein schwarzer stinkender Dampf von dem Gipfel des Berges Fesi, welches das höchste Gebirge in Japan, ja in ganz Asien ist; und nur dem einzigen Pico von Teneriffa auf den Canarischen Inseln an Höhe weicht. Beständig ist dieser Berg Fesi mit Schnee bedeckt, und wenn ihn der Wind zerstreuet, so sollte man glauben der Gipfel rauche. So wie die Sage im Lande geht, soll er vormals Flammen ausgeworfen haben, die aber kurze Zeit hernach aufgehört, als das Feuer in die eine Seite des Berges eine große Oeffnung gemacht. Nahe bey Simabara sieht man einen andern merkwürdigen feuerspeienden Berg. Er nennt sich Usen. Der Gipfel davon ist leer und dürre, und beständig mit einer weißlichten calcinirten Materie bedeckt. Die Erde ist an vielen Stellen heiß und brennend, das Regenwasser selbst kocht darauf, und dann sollte man glauben, das ganze Gebirge zittere. Man geht mit Furcht und Zittern darüber, sowohl weil sich das Erdreich bewegt, als weil man beständig ein Geräusch unter den Füßen verspürt. Es steigen solche stinkende Dünste davon auf, daß man viele Meilen herum keinen einzigen Vogel wahrnimmt.

Von diesem Gebirge, und in der Gegend herum, entspringen verschiedne kalte und warme Quellen; unter den letzten ist diejenige, die man Obamma nennt, die gesundeste, und die, so am meisten besucht wird, sie liegt ungefehr eine Meile von dem Gebirge Usen; und man versichert,

daß sie eine besondre Kraft habe verschiedne Krankheiten, besonders venerische, zu heilen. Kämpfer aber merkt an, daß die Heilung durch diese warmen Bäder nicht aus dem Grunde geschehe; weil entweder die Eigenschaft der Quelle nicht so kräftig ist, als die Japaner behaupten, oder weil sie die Cur nur drey, vier, aufs höchste acht Tage gebrauchen, und sie gleich wieder unterbrechen, wenn sie etwas besser worden. Die Götzenpriester wissen einen bessern Gewinnst von diesen Brunnen zu ziehn, indem sie ihnen die Kraft zuschreiben, die Sünden abzuwaschen. Jeder Brunnen aber ist nur für eine besondre Art von Sünde gut, und man zeigt den Bußfertigen denjenigen an, in dem sie baden müssen. Die warmen Bäder finden sich in der Nachbarschaft des Gebirges Usen nicht allein; es giebt ebenfalls welche, und die noch gesunder sind, in verschiednen andern Provinzen, und besonders in der Provinz Figo.

Caron, in seiner Reisebeschreibung von Japan, redet auch von verschiednen Gesundbrunnen, die er gesehn; bezeichnet aber die Provinzen nicht, in denen er sie gefunden. Er versichert nur, daß sie aus Kupfer = Salpeter = Schwefel = Salz = Eisen = und Zinnbergwerken kommen. Er sagt, daß er eine gesehn, die aus einem Zinnbergwerke kam, und in einer Grotte an dem Fuß eines nah am Meere gelegnen Gebirges entsprang, deren Oeffnung zehn Fuß halten mochte. So weit das Auge in diesen dunkeln Orte reichte, sah man um diese Grotte

herum

herum spitzig zulaufende Steine wie Elephantenzähne. Die Wärme dieses Brunnens ist mittelmäßig. Eben dieser Schriftsteller sah noch einen andern, der gleichfalls an dem Fuß eines Gebirges nahe am Meer lag, und dieses besondre hatte, daß er ordentlicher Weise nur zweymal des Tages floß, jedesmal eine Stunde lang; wenn aber der Ostwind ein wenig heftig wehte, floß er wohl drey bis viermal in vier und zwanzig Stunden. Caron gedenkt noch einer dritten Quelle, die aus einer Art von Brunnen entspringt, welcher auf allen Seiten mit großen Quaderstücken ausgemauert ist. Sie springt nur zu gewissen Stunden, aber in solcher Menge, und mit einem so gewaltigen Winde, daß die Steine davon zittern. Das erstemal springt sie drey bis vier Klaftern hoch, und das Wasser ist so heiß, als natürliches Wasser durch Feuer nicht gemacht werden kann. Der Canal, durch den dieses Wasser fließt, ist mit starken Steinen ausgesetzt, nicht sowohl, wie Caron voraussetzt, zu verhindern, daß die Erde nicht verbrenne, welches lächerlich wäre, sondern aus Furcht, daß sich das Wasser verlieren und seinen Lauf verändern möchte. Aus diesem Canal leitet man verschiedne Röhren, die diesen Gesundbrunnen in besondere Häuser führen, in welchen sich die Kranken baden.

Das Meer, welches Japan umgiebt, ist in beständiger Bewegung, so wie alle Meere, die um große Inseln sind. Ueberdieß ist es voller Felsen und Klippen; dieses und ein sehr seich-

ter Grund, den man an den mehresten Orten antrifft, macht die Schiffarth auserordentlich gefährlich. Man findet auch verschiedne Strudel, in welchen die Schiffe manchmal zu Grunde gehn. Zwey davon sind sehr merkwürdig. Der eine heißt Faisaki, und liegt nahe bey Simabara. Er ist insonderheit bey niedriger Fluth sehr gefährlich; denn sobald die See anfängt niedrig zu werden, senkt sie sich nach einigen gewaltsamen Wirbeln ganz und gar in dieser Gegend nieder, bis auf funfzehn Klaftern tief, und wenn sich ein Schiff daselbst findet, verschluckt es der Strudel, und schmeißt es an den Felsen der Tiefe in tausend Stücken. Der andre Strudel liegt nahe an den Küsten der Provinz Awa. Deswegen heißt er auch Awano-Narotto, oder das Brausen von Awa. Das Wasser stürzt sich mit einem so entsetzlichen Geräusche hinein, daß eine benachtbarte kleine felsichte Insel beständig von der Gewalt und dem Brausen dieser Wellen erschüttert wird. Man sieht in keinem andern Meere so viel von einer gewissen Art von Stürmen, welche die Seeleute Pumpen, Wirbelwinde, Wasser-Hosen, am gewöhnlichsten aber Fronks nennen. Sie sehn aus wie lange Röhren oder Cylinder, die mit dem einen Ende fast an die Wolken, und mit dem andern auf das Meer stoßen. Diese Cylinder entstehn aus verschiednen Wolken, die der Wind im Wirbel herumdreht, und die hernach die Figur einer langen Säule annehmen, deren unterstes Ende auf die Fläche des Meers

drückt

drückt und sich mit Wasser anfüllt, wie eine Röhre. Daß Schiff ist unglücklich, das mit dem Maste wieder diese Wolken stößt; es wird nicht nur im Augenblick mit einer erstaunlichen Menge Wassers angefüllt, das aus der Oeffnung dieser Säule dringt, sondern oftmals stürzt es die Gewalt des Wirbelwindes gar um, und begräbt es in den Wellen. Die Seeleute bemühen sich sehr sorgfältig diesen Wasserhosen auszuweichen, indem sie entweder das Schiff auf die Seite drehn, oder die Säule durch wiederholte Kanonenschüsse zu zertheilen suchen. Diese cylindrischen Wolken haben meistens einen ziemlich großen Umfang, ob sie gleich in einer gewissen Entfernung nicht mehr als sieben bis acht Fuß im Durchschnitt zu halten scheinen. Wenn man ihnen aber näher kömmt, findet man sie manchmal von ganz erstaunlicher Dicke.

Die Syphons sind eine andre Art Stürme, die sehr gewöhnlich in diesen Meeren, aber lange nicht so gefährlich sind, als die Pumpen. Es sind lange sehr schwarze Wolken von cylindrischer Figur, die um die Sonne herum zum Vorschein kommen, manchmal beym Aufgange und manchmal Untergange; sie sind mit andern hellen durchsichtigen Wolken umgeben. Sie fallen nicht ins Meer herunter, und zertheilen sich manchmal ohne Sturm von sich selber; da hergegen die Fronks allezeit mit dem Wasser gleich gehn, und die meiste Zeit von Regen und schrecklichen Wirbelwinden begleitet werden.

Das

Das Japanische Erdreich ist von Natur steinicht, trocken und unfruchtbar. Das süße Wasser mangelt in verschiednen Gegenden, wo man genöthigt ist, das Wasser von heissen Quellen zu trinken. Da Japan voller Berge ist, die oft sehr steil sind, so sind auch die Flüße, die von ihnen herunter fallen, reissend, und zu Ueberschwemmungen geneigt. Es giebt einige so schnell laufende, daß man hat keine Brücken darüber schlagen können. Dergleichen ist der von Ujin-gawa, einer der ansehnlichsten im Lande. Man muß ihn durchwaten, aber sein Lauf geht so schnell, selber wo er am niedrigsten ist, daß fünf starke Männer erfordert werden ein Pferd zu leiten und zu erhalten. Uebrigens haben die Japanischen Gesetze sehr weißlich für die Sicherheit des Uebersetzens gesorgt; die Wegweiser müssen vor alle Zufälle stehn, und wenn ein Reisender durch ihre Schuld umkommen sollte, würden sie am Leben gestraft werden.

Zweyter Artikel.

Japanische Bergwerke.

Das Japanische Erdreich ist so voller Schwefel, daß es in Ueberfluß alle Arten von Mineralien und Metallen hervorbringt. Gold findet man in verschiednen Provinzen, nicht allein in den Bergwerken, sondern auch unter dem

Sande

Sande der Flüße und Qvellen. Das reinste Gold kömmt aus Sado, einer nordlichen Provinz der Insel Nipon. Ihre Bergwerke, ob sie gleich nicht mehr so ergiebig sind, wie ehmals, bringen doch noch große Reichthümer ein. Man findet auch daselbst viel Gold unter dem Sande. Die Bergwerke von Surunga sind nach denen von Sado die reichsten; sie haben dies besondre an sich, daß man so gar Gold unter dem dasigen Kupfer findet. Unter den Goldgruben der Provinz Satzuma war eine so ergiebig, daß der Kayser, wie man sagt, genöthigt wurde, sie verschütten zu lassen, aus Furcht, ein so kostbares Metall möchte zu gemein werden. Vor einigen Jahren stürzte ein Gebirge an dem Meerbusen von Ookus, in dem Districkt Omura ins Meer. Man fand unter deßelben Ruinen eine solche Menge Goldsand, daß zwey Pfund Sand, ein Pfund reines Gold gaben. Er lag ziemlich tief unter dem Wasser, und man mußte ihn durch Täucher herausholen lassen. Aber einige Zeit darauf überschwemmte das Meer vollends die Ruinen dieses Berges, und bedeckte sie mit Schlamm und Sand, wodurch die Qvelle dieser unschätzbaren Reichthümer verstopft wurde. Es war noch eine andre Goldgrube in der Provinz Tsikungo, aber die Wasser haben sie so verderbt, daß man nicht mehr darinn arbeiten kann. Zwar versuchte man vor einiger Zeit, den Felsen zu sprengen, und eine Oeffnung unter dem Eingange der Grube zu machen, und das Was-

ser

ser dadurch abzuleiten; aber der Aberglaube hat die Fortsetzung dieses Unternehmens gehindert. Denn es erhub sich in der That, als man diese Arbeit angefangen, ein so entsetzlicher Sturm mit Blitz und Donner begleitet, daß die Arbeiter die Flucht nahmen. Der Pöbel glaubte gewiß, daß dieser Sturm von dem Schutzgeiste des Ortes erregt worden, der nicht leiden wolle, die Eingeweide der Erde, deren Sorge ihm anvertraut worden, zu zerwühlen; und seit dieser Zeit haben es die Japaner nicht mehr gewagt, diese Grube weiter anzurühren, um den Geist durch eine neue Verwegenheit nicht noch mehr zu erzürnen. Es giebt sehr reiche Silberbergwerke in den Provinzen Bingo, und **Kattami**, hauptsächlich in der lezten. Ich habe schon anderswo der Gold- und Silberinseln gedacht, die, wie man vorgiebt, gegen Morgen von Japan liegen sollen. Aber alles, was die Japaner von diesen Inseln erzehlen, scheint einer Fabel sehr ähnlich. Das Japanische Silber ist, so wie die meisten Schriftsteller davon behaupten, weit reiner und von besserm Gehalt, als in jeder andern Gegend. Man versichert sogar, daß man es zu einer gewissen Zeit in China für Gold, und zwar Pfund für Pfund, vertauscht. Die Gold- und Silberbergwerke, sind eine von den vornehmsten Einkünften des Japanischen Kaysers; dann ohne Erlaubniß dieses Monarchen darf man keins eröffnen, und er erhält allezeit zwey Drittheile von der Ausbeute.

Das

Das Kupfer ist das gemeinste von allen Japanischen Metallen, und die Einkünfte davon bereichern verschiedne Provinzen, besonders Suruga, Atsingo, und Bünokuni. Das von Bünokuni ist das feinste, geschmeidigste, und beste zu allen Arten von Arbeiten. Das Kupfer von Atsingo ist weit spröder und gröber; um es geschmeidig zu machen, muß man es ungefehr mit einem Drittheil Kupfer von Bünokuni vermischen. Das von Suruga ist nicht allein sehr rein, sondern sogar mit vielem Golde vermischt, welches die Japaner heutiges Tages selbst davon scheiden und rafiniren, wodurch den Goldscheidern auf der Küste Caromandel großer Schade geschieht, die sich sonst die Unwissenheit der Japaner zu Nutze machten, und einen großen Gewinnst an den Kupfer hatten, das sie aus dieser Provinz erhielten. Alles Kupfer aus den Bergwerken wird nach Saccai gebracht, einer Stadt, die zu den Domainen des Kaysers gehört, um daselbst rafinirt zu werden. Es wird in Stangen getheilt, einen Finger dick, und einen Fuß ungefehr lang. Von diesen Stangen legt man so viel zusammen bis sie einen **Pickel**, oder hundert fünf und zwanzig Pfund ausmachen; man legt sie in einen hölzernen Kasten, und verkauft den **Pickel** zu zwölf bis dreyzehn **Maas**. *)

Meßing ist ein sehr theures Metall in Japan, weil man den Gallmey, mit dem das Kupfer

*) neun bis zehn Franken.

Kupfer versetzt werden muß, aus Tunquin zu hohlen genöthigt ist, wo er in einem sehr hohen Preise verkauft werd. Etwas weniges Zinn findet man in der Provinz Bungo. Es ist so weiß, und fast eben so fein wie Silber, aber die Japaner brauchen es wenig. Antimonium und Sal Ammoniacum sind gänzlich unbekannt im Lande. Merkurius und Borax wird von den Chinesern dahin gebracht. Steinkohlen finden sich im Ueberfluß hieselbst, besonders in den nordlichen Provinzen. **Caron** versichert, daß in den Bergwerken dieses Reichs viel Bley gefunden würde, aber **Kämpfer** sagt nichts hiervon.

Eisen ist hier so rar, daß es weit theurer als Kupfer verkauft wird. Dieß ist die Ursache, warum die meisten Werkzeuge, die in andern Ländern von Eisen sind, in Japan von Kupfer gemacht werden. Eben dieses Metalls bedient man sich, zu Haspen, Krampen, und zu den meisten Stücken, womit die Schiffe, und sogar das Holzwerk an den Häusern, verbunden werden. Die Speisen werden indeß in sehr dünnen Töpfen von Eisen gekocht, zu dem man ein wenig Zusatz nimmt. *)

Die Japaner haben ein gemachtes Metall **Sowaas** oder **Sawaas** genannt, dessen Farbe ins Schwarze fällt. Es ist eine Zusammensetzung von Kupfer und Gold. Wenn dieß Metall

*) Es scheint, als wenn die Japaner auch von der Schädlichkeit der Kupfergeschirre überzeugt worden.

Metall bearbeitet wird, so ist es der Farbe nach dem feinsten Golde ähnlich. Sonst ist diese Zusammensetzung den Japanern eben nicht allein bekannt; aber sie bearbeiten dieß Metall mit einem Fleiße und einer Geschicklichkeit, daß ihnen bisher keine andre Nation gleich kommen können.

Die Provinz *Satzuma* bringt viel Schwefel hervor. Man zieht ihn hauptsächlich aus einer kleinen Insel, und zwar in solchem Ueberfluß, daß man sie deswegen *Jwogasima*, oder die Schwefelinsel nennt. Es ist nicht länger, als hundert und funfzig Jahr, daß die Japaner sich auf diese Insel gewagt haben. Der dicke Rauch, der beständig davon aufstieg, und die scheußlichen Gespenster, die man von weiten zu sehn glaubte, hauptsächlich bey Nachtzeit, waren Ursache, daß man sie vor einen Ort hielt, der von lauter Teufeln bewohnt wäre, die keinen Menschen darauf kommen ließen. Ein unerschrockner Mensch bot sich an, es zu untersuchen, und wagte es, mit funfzig andern herzhaften Leuten daran anzulanden. Als sie in der Insel angekommen, sahen sie weder Teufel noch Gespenster; sondern entdeckten ein ebnes Erdreich, aus dem ein dicker Rauch aufstieg, und dessen Oberfläche ganz mit Schwefel bedeckt war. Seit dieser Zeit bringt diese Insel dem Fürsten von *Satzuma*, dem sie gehört, jährlich zwanzig Kasten Silber ein.

Naphta, eine Art von Harz, wird in einem Fluße von der Provinz *Jetsingo* gefun-

den. Man sammelt sie an Orten, wo das Wasser fast still steht, und man brennt sie in Lampen eben so wie Oel.

Man kann leicht begreifen, daß ein Land, welches vom Meer umringt ist, und an so vielen Orten von demselben durchschnitten wird, keinen Mangel an Salz haben könne. Die Japaner machen es folgendergestalt. Sie graben einen gewissen Raum in der Erde aus, den sie mit feinem und reinem Sande anfüllen; hierauf benetzen sie diesen Sand mit Meerwasser, und lassen ihn trocken werden. Dieses wiederhohlen sie zu verschiednen malen, bis der Sand genug vom Salze angenommen; alsdann nehmen sie ihn heraus, und thun ihn in ein Kübel mit einem löcherichten Boden; sie schütten von neuem Meerwasser darauf, und lassen es durch den Sand durchseigen. Dieses Wasser sammelt man, läßt es bis zu einer gewissen Festigkeit kochen, und thut das Salz, das man daraus erhält, in irdene Töpfe, in welchen es calcinirt und weiß gemacht wird.

In dem nordlichsten Theile von Japan erhält man aus einem Berge, Namens Tsugaar, Carniole, Jaspiße, und Agathen von verschiedner Art, wovon einige bläulicht sind, und den Saphiren ziemlich gleich kommen. Man findet eine Menge Perlen um Saikokf herum, nicht allein in den Austern, sondern auch in verschiednen andern Muscheln. Ehmals machten sich die Japaner wenig daraus; aber die Chineser haben sie den Werth davon kennen

gelehrt,

gelehrt, und sie treiben große Handlung damit nach China, wo das Frauenzimmer auf diese Art von Schmuck sehr viel hält. Die größesten und kostbarsten Perlen findet man in einer Art kleiner Austern, Akoja genant. Die beyden Schalen dieser Auster liegen fest zusammen: sie sind eine Hand breit, und sehr dünn; auswendig eben, und inwendig ungleich und höckerigt, von weisser und glänzender Farbe.

Das Japanische Meer bringt noch eine Menge anderer Muscheln, Meergewächse und Pflanzen, Corallen, Schwämme und Kiesel rc. von allen Arten hervor. Aber die Japaner machen sich wenig aus diesen Seltenheiten; und wenn die Fischer von ungefehr etwas dergleichen in ihren Netzen finden, so bringen sie es nach dem ersten, dem Jebis geweyhten Tempel, welches der Japanische Neptun ist. Grauen Ambra findet man an den Küsten von Satzuma, um die Inseln Liquejo, und hauptsächlich an den mittäglichen Küsten von Kunokuni, Isje, und den benachbarten Provinzen.

Der graue Ambra ist ein harzigtes Wesen, das anfänglich in der Erde geformt worden, und mit der Zeit ins Meer gekommen, wo es seine Vollkommenheit, entweder von der Vermischung der Salztheilchen, oder durch die Hitze der Sonne erlangt. Man findet ihn öfters in dem Eingeweide des Wallfisches, unter den harten und versteinerten Excrementen, weshalb ihn auch die Japaner Kusuranofu, oder

Wallfischkoth nennen. Diese Art von Ambra ist in Japan sehr gemein, es ist aber die schlechteste von allen, weil der Ambra in dem Leibe dieses Thiers einen Theil seiner Kräfte verliert. Der graue Ambra, welchen man am meisten schätzt, wird durch die Wellen von dem Grunde des Meers aufgetrieben, und an die Küsten geworfen; Wenn er frisch ist, und noch nicht lange am Ufer gelegen hat, ist er weich, platt, klebricht und dem Kuhdreck ziemlich ähnlich. Er hat alsdann noch keinen, oder vielmehr einen brandrichten sehr unangenehmen Geruch. Diejenigen, welche ihn auf solche Art über der Fläche des Meers schwimmen finden, sammlen ihn in verschiednen Stücken, kneten sie zusammen, und machen eine runde Maße draus, die mit der Zeit dicht und hart wird. Diese Kugeln sind von verschiedner Schwere. Kämpfer hat eine von 130. Pfunden gesehn, die man auf den Küsten von Künokuni gesammelt. In den orientalischen Meeren hat man noch weit schwerere gefunden. Der König von Tidori verkaufte eine an die Holländische Companie für ungefähr funfzig tausend Franken, welche 185. Holländische Pfund wog. Man sieht sie noch zu Amsterdam in der Raritätenkammer dieser Companie. Sie ist grau von Farbe, und in ihrer Art sehr vollkommen; ihre Figur ist rund und eben.

Sehr öfters verfälschen die Japaner den grauen Ambra, indem sie entweder gepülverte Reißhülsen darunter mischen, wenn er noch

weich

welch ist, oder indem sie Storax, Benzoin, und andre wohlriechende Sachen dazu thun. Man hat noch einen künstlichen Ambra, der aus Pech, Wachs, Harz, Storax und andern dergleichen Sachen zusammengesetzt wird. Am sichersten kann man den nachgemachten Ambra probiren, wenn man einige Körner auf eine glühende Platte legt. Ist er rein, so läßt er wenig Asche zurück, ist er aber mit etwas fremden vermischt, so kann man es an dem Rauche erkennen. Die Chineser halten den grauen Ambra vor den aufrichtigsten, dessen Körner sich in kochendem Wasser am besten auflösen, und am gleichsten flüßig werden. Die Japaner machen sich, wie die meisten orientalischen Völker, wenig aus dem grauen Ambra. Sie ziehn ihm den gelben vor, der bey den Europäern so wenig geachtet wird. Der graue Ambra wird sehr gebraucht, sowohl wegen seines angenehmen Geruchs, als wegen seiner medicinischen Tugenden. Man versichert, daß er mit Opium vermischt ein vortreffliches Mittel wieder die Unvermögenheit sey. Es wird auf folgende Art zubereitet. Man wickelt in Leinwand ein Stück rohen Opium, und hält es so über den Dampf von kochendem Wasser. Man nimmt die Theilchen die ausschwitzen und sich an die Leinwand setzen, (als welches der beste und feinste Opium ist,) und vermischt sie mit zweymal so viel grauen Ambra. Man macht kleine Pillen davon, die man des Abends einnimmt. Kämpfer versichert, daß

ihm dieses Recept von einem berühmten Arzt dieses Landes mitgetheilt worden.

Dritter Artikel.

Japanische Pflanzen.

Japan, das unter einem wenig günstigem Himmelsstriche liegt, und so wohl durch das stürmische Meer, welches dasselbe umgiebt, als auch durch die strengen Grundsätze der Regierung, von aller Gemeinschaft mit den benachbarten Ländern abgesondert ist, Japan würde ohne dem Fleiße seiner Einwohner das ärmste und unfruchtbarste Land von ganz Asien seyn. Diese Insulaner haben durch die Arbeit die Unfruchtbarkeit des Bodens ersetzt, und die Noth, die allezeit fleißig und erfindsam ist, hat sie tausend Hülfsmittel ausdenken lassen, die den mehresten andern Völkern unbekannt sind. Die Japaner, wenn sie leben wollen, sehn sich genöthigt, sogar die ungebauten Sachen zu gebrauchen, welche von selbst auf den Felsen, im Sande, und unter dem Wasser wachsen; sie machen sich sogar verschiedne giftige Pflanzen zu Nutze, denen sie ihre schädlichen Eigenschaften zu benehmen wissen. Alle diese Dinge, die von den meisten Menschen als unbrauchbar verworfen werden, und an welche die wildesten Thiere sich nicht gewöhnen, werden von diesen Insulanern gar sehr gesucht, und dienen ihnen täglich zu ihrem Unterhalt. Die armen Leute, welche an den Küsten wohnen, leben fast von lauter weichen Pflanzen, die im Meer wachsen. Ih-

re Weiber hohlen sie von dem Grunde der See herauf, indem sie öfters auf sechzig Klaftern tief untertauchen, Indeß wissen die Japaner diese gemeinen Speisen durch die Zurichtung sehr zu erheben, und die schlechtesten Sachen schmackhaft zu machen. Wer sollte glauben, daß sie es möglich gemacht, aus einem Mooß, welches auf Muscheln um Jedo herum wächst, die schönsten Kuchen zuzubereiten? Man sammelt dieses Mooß bey niedriger See, wäscht es recht rein und läßt es trocken werden. Man hackt es sehr klein, wäscht es von neuem, knetet es mit der Hand, und macht einen dicken Teig daraus, den man an der Sonne trocken werden läßt. Auf die Art wird das grüne Meergraß zu bereitet, welches das gewöhnlichste ist. Es giebt noch eine andre Art von Meergraß, welches weit rarer und kostbarer ist. Die Farbe ist röthlicht, und es ist dichter, als das grüne. Es wird fast auf eben die Art, wie das vorige, zubereitet, auser daß es nicht in Stücken geschnitten wird; man macht weit kleinere und delikatere Kuchen daraus.

Man baut nicht nur in diesem Lande alle möglichen Felder, sondern man schleppt auch den Pflug bis auf die steilesten Berge. Wenn keine Ochsen hinaufkommen können, so nehmen die Menschen alle Last des Ackerbaues allein über sich. Die Früchte, so man aus den gebauten Ländereyen erhält, bestehn aus fünf Arten von Getraide, welche die Japaner Gokokf, oder die fünf Früchte der Erde, nennen. Hierinn besteht

die Hauptnahrung wohlhabender Leute, weil der Gebrauch des Fleisches in diesem Lande nicht sehr gemein ist. Das erste und theuerste dieser Früchte ist Reiß, der hier von vortreflicher Art wächst, und, Kämpfers Meynung nach, dem Chinesischen und Indianischen vorzuziehn ist. Die Japaner kochen ihn und machen einen Teig daraus, dessen sie sich statt des Brodts bedienen. Sie machen auch ein starkes und sehr angenehmes Bier davon, welches sie Sacki nennen. Die zweyte Frucht ist Korn; man füttert Vieh und Pferde damit; das Mehl davon gebraucht man manchmal an Ragouts, oder zu Küchen. Die dritte Art von Getraide ist Weitzen, den sie in ihrer Sprache Koomuggi, oder klein Korn, nennen, und aus dem sie sich nicht soviel, als aus Rocken, machen, den sie Oomuggi, oder groß Korn heissen. Die beyden andern Früchte sind zwey Arten von Bohnen, wovon die eine Daidsu, und die andre Sodsu, genennt wird. Die erste Art ist fast so groß wie türkischer Weitzen, und nach dem Reiß ist dieß ihre beste Nahrung.

Rüben wachsen in diesem Lande im Ueberfluß; sie sind sehr dick, und das gemeine Volk verbraucht von keinem andern Nahrungsmittel mehr, als von diesem. Sie haben aber einen starken unangenehmen Geschmack, weil die Japaner ihre Felder mit Menschenmist düngen. Man pflanzt hier keine Basternacken, noch gelbe Wurzeln, weil sie aller Orten wild wachsen, und die Einwohner damit zufrieden sind. Das Land bringt auch von Natur Rettiche, Kürbisse,

Me-

Melonen, Cucumern, Lattiche von allen Arten, und andre Früchte und Gartengewächse hervor, die in Europa nur in Gärten wachsen.

Die Regierung ist sehr sorgfältig, die Arbeitsamkeit der Landleute aufzumuntern. Wenn jemand ein Stück Land ein Jahr lang ungebaut liegen läßt, so ist das Eigenthum davon verfallen, und der Staat theilt es dem ersten zu, der sich; dessen bemächtigt. Alle Ländereyen werden zweymal im Jahr gemessen, einmal vor der Aussaat, und das andremal kurz vor der Erndte. Es sind von dem Cubo eigene Feldmesser dazu bestellt, die in so großem Ansehn stehn, daß sie das Recht haben den Degen zu tragen, welches Vorrecht nur Edelleuten und Soldaten zugestanden wird. Wenn die Erndtezeit herbeykömmt, stechen sie ein viereckigt Stück Land ab, und rechnen aus, was es Getraide giebt; hiernach machen sie einen Uberschlag, was das ganze Feld tragen muß. Diese Vorsichtigkeit ist desto nöthiger in Japan, da die Pächter die Eigenthümer nur in Früchten, und nach dem Verhältniß der Erndte, bezahlen. Mehrentheils erhalten die Eigenthümer sechs Zehntheile, und die Pächter vier. Alle kayserliche Ländereyen sind auf diesen Fuß verpachtet. Die Verwaltung davon ist einem Beamten aufgetragen, der sechzig von hundert, als einen jährlichen Zins, davon nimmt, das übrige gehört den Pächtern und Ackersleuten.

Japan bringt verschiedne nützliche Bäume hervor. Der Maulbeerbaum wächst fast in allen Theilen des Reichs, besonders aber in den

nordlichen Provinzen. Die schwarze sowohl, als weisse Frucht davon, ist unschmackhaft; die Blätter aber, welche eine Menge Seidenwürmer ernähren, sind für verschiedne Provinzen von großem Nutzen. Indeß ist doch die Japanische Seide überhaupt genommen, ziemlich grob, und lassen sich nur gemeine Zeuge daraus verfertigen.

Es giebt eine andre Art von Maulbeerbaume, Kaadsi, oder der Papierbaum genannt, dessen Rinde sehr besondre Eigenschaften hat. Man macht Stricke, Tachte, Zeuge, und besonders Papier daraus. Die Wurzel ist stark, zweigicht, und holzartig; der Stamm ist gerade und eben; die Zweige und Aeste sind sehr dick, und mit dichtem Laube bedeckt. Die Rinde ist braun, dick, von ausen höckerigt, und an der inwendigen Seite glatt. Das Holz des Stammes ist weich und brüchig, und voll von einem feuchten schwammichten Mark. Er trägt rauche purpurne, und unschmackhafte Früchte. Dieser Baum hat die besondre Eigenschaft, daß er in einer erstaunlichen Geschwindigkeit aufwächst, und daß seine Zweige, wenn man sie abhaut, und in die Erde pflanzt, alsobald Wurzel schlagen. Kämpfer beschreibt folgendergestalt die Art und Weise, nach der aus der Rinde dieses Baums Papier gemacht wird. Man schneidet junge Zweige, wenigstens von drey Fuß lang ab, und bindet sie in Bündel. Man läßt sie vier und zwanzig Stunden im kalten Wasser weichen, sie müsten denn noch frisch und saftig seyn,

daß

daß es nicht nöthig wäre, sie im Wasser weich zu machen. Man zieht sie alsdenn heraus, bindet sie fest zusammen, thut sie in einen wohlzugeckten Kessel, und läßt sie in einer Lauge von Asche kochen. Wenn die Reiser hinlänglich gekocht haben, welches man erkennt, wenn die Rinde so weit zurückgetreten ist, daß man das Holz einen guten halben Zoll bloß sieht, so zieht man sie aus dem Wasser heraus, und sobald sie kalt geworden sind, spaltet man sie der Länge nach entzwey, um die Rinde davon abzuschälen, als woraus das Papier allein gemacht wird. Man macht diese verschiednen Arten von Rinde rein, läßt sie drey bis vier Stunden im Wasser weichen, schabt die braune und grüne Rinde herunter, und thut alle knotichten und groben Theile davon, und legt sie auf die Seite zu dem gröbern Papier. Wenn die Rinde wohl gereinigt ist, läßt man sie in klarer Lauge kochen, die folgendergestalt zubereitet wird. Man legt zwey Stücken Holz kreuzweiß über ein Kübel, bedeckt sie mit Stroh, auf welches man nasse Asche thut. Ueber diese Asche schüttet man kochendes Wasser, welches, indem es durch die Asche und das Stroh filtrirt auf den Boden des Kübels fällt, die Saltztheilchen der Asche annimmt, und die klare Lauge ausmacht, von der hier die Rede ist. Wenn die Rinde anfängt zu kochen, rührt man sie beständig mit einem großen Stocke um, und schüttet von Zeit zu Zeit klare Lauge zu, um die Ausdünstung zu mäßigen und zu ersetzen. Wenn die Materie bis zu einer ge-

wissen Dichtigkeit gekocht hat, und wie ein Haufen Sehnen aussieht, zieht man sie vom Feuer, läßt sie kalt werden, und thut sie in eine Art von Gefäß oder Sieb, welches man in kalt Wasser, und meistens Flußwasser setzt. Hier knetet man sie beständig mit den Händen, bis sie zu einer Wolle, oder zu weichen Pflaumfedern zergangen ist. Man thut die Fäsern und andern gröbern Theile davon, welche man nebst den äusersten Rinden beyseite legt, um gröber Papier daraus zu machen. Dieser hinlänglich gewaschene Teig wird auf eine ebene dicke Tafel gebreitet; zwey bis drey Leute klopfen ihn mit Stöcken von einem sehr harten Holze, welches die Japaner Kusnoki nennen; hernach thut man ihn in ein Kübel, in dem man eine klebrichte Art von Gallerte aus Reiß und einer gewissen Wurzel, Oreni genannt, darunter mischt. Alles wird mit einem dünnen Stabe wohl unter einander gerührt, bis es zu einer flüßigen Substanz von der nehmlichen Dichtigkeit geworden. Alsdann schöpft man die Bogen einen nach dem andern aus dem Kübel heraus, und zwar mittelst gewisser Formen von Rohr. Wenn die Bogen geschöpft sind, legt man sie in Packen auf einen mit zwey Matten bedeckten Tisch, und schiebt zwischen jeden Bogen einen Stock von Rohr, der etwas heraus steht, und mit dem man die Bogen hernach aufheben, und einen nach dem andern wegnehmen kann. Jeder Packen ist mit einem dünnen Brete von der Größe des Papiers bedeckt, auf welches man anfänglich leich-

te, hernach aber schwerere Gewichte legt, so wie die Blätter trucken werden, und das Zusammenkleben weniger zu fürchten ist. Den folgenden Tag nimmt man die Gewichte weg, hebt die noch feuchten Bogen mit den erwehnten Rohrstöcken auf, läßt sie an der Sonne trocknen, und beschneidet sie zuletzt. Auf diese Art wird das feine Papier gemacht. Das grobe Papier macht man wie schon gesagt, aus den gröbsten Theilen, und aus den dicksten und faserichsten Schaume der gekochten Rinde. Das Japanische Papier ist sehr stark, sehr weiß, und weit dicker als unser Papier. In Syriga, einer der größten Japanischen Städte wird sehr sauber gemahltes Papier in großen Bogen verkauft, welches so dicht und glänzend ist, daß man es für wollen oder leinen Zeug halten sollte.

Der Urusi, oder der Fernißbaum, verdient auch eine ansehnliche Stelle unter den nützlichen Bäumen von Japan. Er ist von dem Tsi-chu der Chineser, und dem andern in ganz Indien gemeinen Fernißbaum unterschieden. Der Urusi ist ein besondrer Baum, der nur in Japan allein gefunden wird. Er wächst in verschiednen Provinzen, aber der Beste ist der von Jamatto. Dieser Baum, sagt der P. Charlevoix aus dem Kämpfer, hat wenig Zweige. Die Rinde ist weißlicht, höckerigt, und löst sich leicht ab. Das Holz bricht leicht, und gleicht den Weiden; es hat einen starken Kern; die Blätter, welche dem Nußlaube ähnlich sind, haben acht bis neun Daumen in der Länge.

Sie

Sie sind oval, laufen spitzig zu, sind aber am Rande nicht ausgezackt, sondern haben in der Mitte eine runde Ribbe, welche der ganzen Länge nach bis an die Spitze herauf geht, und von beyden Seiten bis an den Rand verschiedne kleinere Adern verbreitet. Diese Blätter haben einen wilden Geschmack, und wenn man Papier darmit reibt, bekömmt es eine schwärzliche Farbe davon. Die Blumen, welche büschelweise an den Seiten der Blätter wachsen, sind sehr klein, grüngelblicht, und haben fünf etwas gekrümmte Blätter. Die Staubfäden sind spitzig und sehr kurz, eben wie die Blumenkolbe, die sich in drey Knöpfen endigt. Der Geruch dieser Blüthen ist sehr süß und angenehm, und hat viel Aehnlichkeit mit der Orangenblüthe. Die Frucht, welche daraus wird, hat die Gestalt und Größe einer Kichererbse; wenn sie reif wird, ist sie sehr hart, und von einer ungewissen und unangenehmen Farbe. Wenn man in den Urusi einen Einschnitt macht, so lauft ein weißlichtes Gummi heraus, welches man auf zwey sehr dünnen Blättern Papier auffängt. Man drückt alsdann das Papier mit der Hand, da denn die reinste Materie durch das Papier durchgeht, die gröbre aber darinn zurück bleibt. In diesen Saft mischt man ungefehr ein Hunderttheil eines gewissen Oels, Toi (*) genannt, und die ganze Mischung thut man in hölzerne Gefäße, worinn sie sich vollkommen erhält, außer daß oben eine kleine schwärzliche Haut sich darüber

(*) Charlevoix, ebendas.

über setzt, die man aber sehr leicht wegnehmen kann. Wenn man will, kann man diesen Ferniß mit Chinesischen Zinnober, oder einer andern Chinesischen Erde, roth färben. Der Geruch dieses Fernisses ist sehr stark und schädlich. Diejenigen, die ihn zubereiten, oder wozu brauchen wollen, müssen sich Mund und Nase mit einem Tuche zubinden, um sich vor den bösen Ausdünstungen zu bewahren, die ihnen heftiges Kopfweh, oder andre schlimme Zufälle, verursachen würden. Indeß muß sich dieser Ferniß an der Luft reinigen, und mit der Zeit seine schädlichen Eigenschaften verlieren, da ihn die Japaner ohne Unterschied zu allen Arten von Hausgeräthe, und sogar zu ihren Eßgeschirren, brauchen. Der Kayser selbst hat keine andern Schüsseln und Teller als von lakirtem Holze, die aber Fleisch und die heissesten Brühen vertragen können, ja die man alle Tage abwäscht, ohne daß der Ferniß den geringsten Schaden davon leidet.

Es giebt in Japan drey verschiedne Arten von Feigenbäumen; zwey davon sind unsern Europäischen ziemlich ähnlich, außer daß die Frucht davon weit dicker ist. Die dritte und gewöhnlichste Art wird Koki genannt. Dieser Baum fällt sehr unangenehm ins Auge, und sieht fast wie ein alter Apfelbaum aus, dessen Stamm und Zweige schon halb verdorrt sind. Die Frucht hat die Größe einer Birn, ist röthlicht, und hat einen sehr kostbaren Feigengeschmack. Um sie zu erhalten, trocknet man sie an der Sonne,

ne, die Chineser machen sie in Zucker ein; auf alle Weise aber ist es eine vortrefliche Frucht, und die überdieß in ganz Japan so gemein ist, daß sich die ärmsten Leute damit nähren können.

Kämpfer behauptet, daß die Castanienbäume dieses Landes weit grössere und bessere Früchte tragen, als unsre schönsten Europäischen. Man findet in Japan keine Aepfelbäume, es wächst nur eine Art von Birnen im Lande, die wir Winterbirnen nennen. Sie sind von außerordentlicher Größe, die kleinsten wiegen selten weniger als ein Pfund, man kann sie aber roh nicht essen. In den nordlichen Provinzen giebt es viel Nußbäume. Eine Art davon, welche die Japaner Kaja nennen, hat viel von der Art des Eiben- oder Taxbaums. Die Nüsse sind länglicht, und in einer fleischichten Schaale eingehüllt. Sie gleichen, sowohl der Größe als Gestalt nach, den Arraknüssen gar sehr. Wenn diese Nüsse frisch sind, haben sie viel Schärfe, und taugen nicht eher zum Essen, als bis sie recht dürre geworden. Man schlägt ein vortrefliches Oel davon, das fast so angenehm ist, als unser süßes Mandelöl. Die Japaner brauchen es an ihren Speisen, und zu verschiednen Arzeneymitteln. Der Ruß von den Schaalen ist eine von den hauptsächlichsten Zuthaten zu der besten Japanischen Dinte.

Man findet wenig Weinstöcke in diesem Lande, und die Trauben kommen selten zur Reife. Limonen sind auch rar, aber Orangen- und Citronenbäume wachsen im Ueberfluß. Es

giebt

giebt hier eine ziemlich besondre Art von Citronen. Sie haben die Gestalt und Größe einer Pfirsche, und einen unvergleichlichen Geruch. Der Geschmack aber ist ein wenig scharf und sauer. Maulbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen und andre rothe Früchte sind hier ausserordentlich unschmackhaft. Pfirschen, Abricosen und Pflaumen sind ganz gewöhnlich. Einige Leute warten diese beyden letzten Arten von Bäumen mit großer Sorgfalt, nicht sowohl der Früchte wegen, als Blüthen daran zu ziehn. Diese Blüthen werden oft so groß, als die Rosen, und sie machen den angenehmsten Zierrath der Japanischen Gärten aus.

In Japan wachsen zwey Arten von Eichen, die von unsern unterschieden sind. Der Mangel zwingt das gemeine Volk, die Eicheln aufzulesen, welche sie kochen, und sich, wie die ersten Menschen, darmit ernähren. Tannen, Cypressen, Cedern und Bambus sind die gemeinsten Bäume.

Verschiedne wilde Sträuche tragen Blüthen von großer Schönheit. Man findet dergleichen an den unfruchtbarsten Oertern, ohne von den Blumen zu reden, welche die Japaner häufig in ihren Gärten ziehn. Diese Blumen übertreffen die unsrigen an Glanz und Farbe gar sehr; aber mehrentheils haben sie keinen Geruch. So ist es auch mit den mehresten ihrer Früchte beschaffen, die zwar schön ins Auge fallen, aber weder Kraft noch Saft haben.

In den westlichen Japanischen Provinzen findet man einen Baum von der Höhe unsrer Linden, aus dessen in Wasser gekochten Wurzel, ein künstlicher Kampfer gemacht wird, den die Japaner zu sublimiren wissen. Aber dieser falsche Kampfer, ist im geringsten nicht mit dem kostbaren Kampfer von Borneo zu vergleichen, welcher ein natürliches Gummi ist, das man aus gewissen Bäumen dieser Insel erhält, indem man Einschnitte zwischen der Rinde und dem Holze macht. Die schönsten Japanischen Schränke sind von der Wurzel dieses falschen Kampferbaums gemacht. Das Holz ist auf eine angenehme Weise mit Adern durchwachsen, aber man hat angemerkt, daß es mit der Zeit rauch wird, so wie das Harz, womit es bedeckt ist, verfliegt.

Unter allen Japanischen Pflanzen ist unstreitig der Thee die beste. Ich werde weiter nichts von der Wartung dieser Pflanze sagen, als was ich schon in der Chinesischen Geschichte gemeldet. Nur noch etwas will ich, in Ansehung seiner Zubereitung und seines Gebrauchs, gedenken. Personen von Stande machen den Thee, an statt ihn Blätterweise, und durch Aufgießen des Wassers zu gebrauchen, zu einem feinen Staube, und thun ein Löffelchen voll in eine mit Wasser gefüllte Tasse, indem sie ihn mit einem zackigten, dazu gemachten Instrumente so lange darinn herum rühren, bis er anfängt zu schäumen, und dann zu einer klaren Brühe wird. Der beste Japanische Thee wächst in der Ge-

gend

gend von Udsi, einer kleinen Stadt in der Gegend von Meaco. Aller Thee, der am Hofe des Kaysers getrunken wird, ist auf einem Gebirge, daß den Namen der Stadt führt, gesammelt worden. Einer von den Hauptlieferanten des Hofs hat eine besondre Aufsicht über dieses Gebirge, zu welchem er Gärtner hält, die mit der äußersten Sorgfalt auf die Wartung der Bäume, und auf die Einsammlung und Zubereitung der Blätter beflissen sind. Man hat dieses Gebirge mit einem Graben umgeben, um Menschen und Vieh davon abzuhalten. Die Bäume sind nach gewissen Reihen und Abtheilungen gepflanzt, welche alle Tage gekehrt und rein gemacht werden. Mit eben der Genauigkeit macht man die Bäume selbst rein, und man sorgt sehr dafür, daß nicht der geringste Schmutz auf den Blättern bleibt. Die Leute, die zur Einsammlung der Blätter bestellt sind, dürfen keine gesalznen Fische, oder andres grobes Fleisch essen, damit ihr Athem die Blätter nicht welk mache, und den Geruch davon verderbe. So lange die Einsammlung dauert, müssen sie sich alle Tage zwey bis dreymal baden; sie dürfen die Blätter nicht mit den bloßen Händen anrühren, sondern sie müssen sie mit Handschuhen abpflücken. Diese Blätter werden, sowohl in Natur, als auch zu Staub gemacht, in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt, welche Maatsubo heissen, und die wegen ihres Alterthums, und wegen ihres hohen Preißes merkwürdig sind. Man weiß nicht, wo sie eigentlich her-

kommen, und die Japaner erzehlen viel Fabeln davon. Sie geben vor, diese Gefäße wären vor alten Zeiten auf einer Insel Namens Mauri, die zu Japan gehört, und in der Nachbarschaft der Insel **Formosa** gelegen, verfertiget worden. Sie setzen hinzu, diese wegen ihres Reichthums, und besonders wegen ihres vortrefflichen Porcellans berühmte Insel sey ehemals von dem Meer überschwemmet worden, und zwar aus gerechter Strafe der Götter, die über ihren Muthwillen und ihre Gottlosigkeit erzürnt worden. So viel ist gewiß, daß diese Gefäße sich noch heutiges Tages um die Insel **Formosa** herum finden. Sie liegen in einer nicht tiefen Bay, aus welcher sie die Fischer im Untertauchen hervorhohlen. Diese Bay ist voller Felsen, die man wahrnehmen kann, wenn das Meer zurücktritt. Es ist möglich, daß einige Chinesische mit Porcellan beladne Schiffe vor alten Zeiten in dieser Gegend gescheitert, und ist dieß vielleicht der Grund von allen den Fabeln, die deshalb erzehlt werden. Die **Maatsubos** sind von einem durchsichtigen, sehr feinem Porcellan, von weißlichter Farbe, die etwas ins grüne fällt. Der Gestalt nach gleichen sie einer kleinen Flasche, außer daß ihr Hals sehr enge ist. Diese Gefäße sind sehr theuer, und einige werden zu zweytausend Pistolen und noch höher verkauft. Der Kayser hat eine große Menge in seinem Schatze. Wenn sie aus dem Meere kommen, sind sie mit Muscheln, Corallen, und andern Seegewächs-

sen

sen bedeckt, welche sich daran angesetzt. Man findet selten vollkommen ganze, die ohne Fehler und Ritzen wären. Geschickte Arbeiter aber wissen allen diesem abzuhelfen, indem sie diese Gefäße entweder beschaben, oder die Ritzen mit einem weissen Kitt zuschmieren. Sie wissen dieß so künstlich zu machen, daß das schärfste Auge den Ritz nicht entdecken kann. Einige alte Stellen lassen sie aber mit Fleiß, damit man sehn kann, daß die Gefäße nicht nachgemacht sind.

Bey dieser Gelegenheit muß ich anmerken, daß Kämpfer, der von den Japanischen **Maatsubos** sehr weitläuftig handelt, von den andren irdenen Gefäßen, die unter dem Namen des Japanischen Porcellans bekannt sind, keine genaue und umständliche Nachricht ertheilt. Sein Stillschweigen scheint die Meynung des P. du Halde zu bestätigen, welcher versichert, daß alles Japanische Porcellan eigentlich aus China herkomme. In der Geschichte der Chineser habe ich angemerkt, daß der P. **Charlevoix** *) ganz andrer Meynung ist, und will ich hier seine eignen Worte hersetzen, die einige merkwürdige Beobachtungen enthalten. Ich muß aber meine Leser nochmals erinnern, daß seine Erzehlung den Streit nicht entscheiden kann, da er keinen Beweis hinzufügt, und seine Zeugen anzuführen vergessen. „Ein Reisender, sagt „er, ein Mensch von Einsicht, der sich lange in

*) Im ersten Theil seiner Japanischen Geschichte.

„China aufgehalten, hatte mich versichert, daß
„man kein Porcellan in Japan mache, und daß
„alles dasjenige, was in Europa unter diesem
„Namen bekannt sey, und so hochgeschäzt wur-
„de, in China durch Japaner verfertiget würde,
„welche es daselbst kauften. Es ist wahr, daß
„sie vieles daselbst kaufen, es ist aber auch ge-
„wiß, das dasjenige so den Japanischen Na-
„men führt, in Figen, der grösten von den
„neun Provinzen in Ximo verfertiget wird.
„Die Materie, aus welcher es gemacht wird,
„ist weisser Thon, welchen man in großer Men-
„ge aus der Nachtbarschaft von Urisiino, von
„einigen nicht weit entlegenen Bergen, und an-
„dern Oertern dieser Provinz herbeybringt.
„Obgleich dieser Thon von Natur sehr rein ist,
„so muß er doch noch geknetet, und gewaschen
„werden, eh er durchsichtig wird. Man ver-
„sichert, diese Arbeit sey so beschwerlich, daß
„sie zum dem Sprichwort Gelegenheit gegeben:
„zum Porcellan gehören Menschenknochen. Ich
„habe weiter nichts von der Verfertigung die-
„ser kostbaren Gefäße erfahren können.„

Vierter Artikel.

Vierfüßige Thiere, Vögel, Gewürme, und Fische.

Vierfüßige Thiere, sowohl wilde, als zahme, findet man eben nicht häufig in Japan, wenn man die Größe und Weitläuftigkeit die-

ses Reichs betrachtet. Das Land ist so bevölkert und so bebaut, daß die wilden Thiere wenig unbewohnte Oerter finden, in welchen sie mit Freyheit leben, und sich vermehren könnten. Da die Japaner sich des Fleisches, ja so gar der Milch der Thiere enthalten, so zieht man auch deshalb nur eine kleine Anzahl zahmes Vieh auf, welches man zum Ackerbau, oder zum Fuhrwerk braucht. Esel, Maulesel, Cameele, Elephanten, sind gänzlich unbekannt in diesen Inseln. Ziegen, Schaafe und Schweine sind sehr rar. Pferde giebt es mehr, aber sie sind klein. Man bedient sich ihrer, wie schon gesagt, zum Ackerbau, und zum Ziehn vor dem Wagen, ob es gleich gewöhnlicher ist, Ochsen zu diesen Arbeiten zu gebrauchen. Man findet hier Büffel von ausserordentlicher Größe; sie haben einen Höcker auf dem Rücken, wie die Cameele; man gewöhnt sie zum Lasttragen. Es giebt keine Pudelhunde noch Windhunde im Lande. Man sieht hieselbst eine besondre Art zahmer Katzen von großer Schönheit. Ihr Fell ist weißlicht, mit großen schwarzen und gelben Flecken; sie haben einen sehr kurzen Schwanz, und fangen keine Mäuse. Die Affen sind nicht sehr gemein; sie haben einen ganz kurzen Schwanz, braunes Fell, und rothes Gesicht; sie sind sehr zahm. Das Land ist voller Ratten und Mäuse. Die Japaner fürchten sich nicht vor ihnen, sondern sie machen sie sogar zahm, und spielen darmit, indem sie ihnen verschiedne Künste lehren. In den Wäldern findet man Bären,

wilde Schweine, Wölfe, Füchse, wilde Hunde, Haasen und Hirsche.

Das zahme Geflügel ist auf gewisse Art noch rarer, als die vierfüßigen Thiere, da die Japaner so wenig Gebrauch davon machen. Ueberhaupt enthält sich hier alle Welt vom Fleisch des Federviehs; die Religion untersagt es. Indeß erlauben doch einige Priester, zu gewissen Zeiten im Jahr davon zu essen. Diejenigen, welche diesen Casuisten folgen, halten sich Hüner, Enten, und andres Geflügel, welches sie ohne Gewissensscrupel schlachten; doch pflegt man die Hähne zu verschonen. Die Japaner halten dieß Thier in großen Ehren, und eignen ihm einen besondern und fast göttlichen Instinkt zu, so wohl die Zeit abzumessen, als auch die Veränderungen des Wetters vorher zu sagen.

Die Ente, Kinmodsui genannt, ist von überaus großer Schönheit. Ihre Federn sind von den lebhaftesten Farben; um den Hals und die Brust ist sie roth; der Kopf ist mit einem prächtigen Federbusch geziert, der Schwanz steht in die Höh, und ist etwas gekrümmt; und die Einrichtung ihrer Flügel hat ganz was besonders. Man hat in Japan eine Art Fasanen, von unvergleichlichen Federn; ihr Schwanz ist ausserordentlich lang, und mit Blau und Gold durchsprengt, wie der schönste Pfauenschwanz. Kraniche sind sehr gemein allhier, man hält sie für sehr glückliche Vögel. Es ist verboten, sie zu tödten, oder ihnen den geringsten Schaden

zu

zu thun. Das Volk hält diesen Vogel in solchen Ehren, daß es ihn nicht anders, als Tsuri-sama, oder den Herrn Kranich nennt. Es giebt zwey Arten davon; die eine ist weiß, und die andre grau. Auf dem Felde, und in den Wäldern sieht man zwey Arten wilder Gänse, welche sich nicht mit einander vermischen, indem jede sich nur mit ihrer Art zu paaren pflegt. Die einen sind von der hellesten Weisse, außer an den Spitzen der Flügel, wo die Federn schwarz sind; die andern sind aschgrau. Sie sind so zahm, daß sie vor niemand wegfliegen. Es ist bey Lebensstrafe verboten, sie zu schießen, wenn man nicht die Erlaubniß dazu erkauft hat. Sie thun auf den Feldern sehr großen Schaden, und die Landleute müssen ihre Felder mit Netzen umziehn, um diese Thiere abzuhalten; aber dies schreckt sie nicht immer ab, und viele davon brechen dreist durch alle diese Verzäunungen. Wasserschneppen sind nicht rar in diesem Lande; verschiedne Sekten essen sie ohne Bedenken. Es giebt hier nichts als wilde Tauben; in den Häusern hält man keine, weil man wahrgenommen, daß ihr Mist sich manchmal entzündet, und Feuersbrünste verursacht. Den Störchen schenkt man hier das Gastrecht. Die Dächer der Häuser sind ihre gewöhnliche Zuflucht; das einmal ausgesuchte Nest behalten sie beständig. Man sieht hier viel Habichte und Falken; die besten kommen aus den nordlichen Provinzen. Es giebt weder Raben, noch Papageyen. Nachtigallen und Lerchen sind

ziemlich gemein. Kämpfer behauptet, daß die Lerchen in Asien weit schöner singen, als in Europa. Es giebt eine Art von Falken, den man Misago oder Bisago nennt. Dieser Vogel lebt am Ufer des Meers, wo er wahrscheinlicher Weise Fische fängt. Er verbirgt seinen Raub in den Felsenritzen. Die Lebensmittel, die er sich daselbst aufhebt, bleiben nicht nur vollkommen gut, sondern sie werden sogar um ein solches Theil besser und wohlschmeckender, daß man sie den besten Speisen vorzieht. Die Japaner sind sehr lecker nach diesem Essen, welches sie Bisagonosusi, oder den gesalznen Fisch des Bisago nennen.

Unter den Japanischen Gewürm ist ein sehr besonders Thier. Es ist in ganz Ostindien unter dem Namen der weissen Ameise bekannt. Es ist auch wirklich ein kleiner, ganz weisser Wurm, ausgenommen Kopf und Hals, die dunkelbraun und sehr rauch anzufühlen sind. Diese Insekten leben in Gemeinschaft, wie die schwarzen Ameisen, aber sie liegen in beständigem Kriege mit den letztern. Sie sind sehr schädlich. Sie durchbohren alles, was ihnen vorkömmt, weswegen sie auch die Japaner Do Toos, oder Durchbohrer nennen. Wenn sie in ein Wahrenlager kommen, so verderben sie in kurzer Zeit die schönsten Stoffe. Man hat kein ander Mittel gefunden, sie zu vertreiben, als Salz über die Breter und Fächer der Wahrenläger zu streuen. Diese Würmer können das Licht, und die starke Luft nicht

ver-

vetragen. Sie graben sich unter die Erde, und machen kleine Gewölbe, unter welchen sie fortlaufen. Kämpfer erzehlt erstaunliche Sachen von ihrer Stärke und ihrer Geschwindigkeit. „Als ich zu **Coyland** war, sagt er, einem Holländischen Fort auf den Malabarischen Küsten, legte ich mich einsmals wegen „vieler Arbeit erst um Mitternacht zu Bette. „Den andern Morgen, als ich aufstund, bemerkte ich auf meinem Tische die Spuren dieser Aushöhlungen, die ungefähr so dick waren, wie mein kleiner Finger, und als ich näher zusah, fand ich, daß diese Thiere ein „Loch von eben der Größe in dem einen Fuß „des Tisches heraufwärts gegraben, ein andres „queer über den Tisch, und noch eins in dem „andern Fuß herunterwärts, das in den Boden gieng. Alles dieses war in Zeit von wenigen Stunden geschehn. Einige, setzt Kämpfer hinzu, schreiben die Ursache einer solchen „plötzlichen und erstaunlichen Zerfressung der „Schärfe ihrer Excrementen zu, aber mit Unrecht, wie ich durch die Erfahrung überzeugt „worden. Ich habe nehmlich gefunden, daß „ihr Rüssel mit vier krummen schneidenden Zangen bewaffnet ist, welche Instrumente meines „Erachtens noch weit geschickter sind, eine solche geschwinde Wirkung hervorzubringen, als „ihre Excremente, so scharf und fressend sie „auch immer seyn möchten.

Der **Tausendfuß**, welcher wegen der Menge seiner Beine also genannt wird, ist ein andrer

andrer noch weit gefährlicherer Wurm, weil er sich an die Menschen macht. Er ist zwey bis drey Zoll lang, sehr dünne, und von brauner Farbe. Die indianischen Tausendfüße sind sehr giftig, und ihr Biß ist die meiste Zeit tödtlich. In Japan ist die Wirkung selten so schlimm, sondern die Wunde heilt meistentheils, so bald man nur ein wenig Speichel darauf macht.

Die Schlangen sind nicht sehr gemein in diesen Inseln. Die gefährlichsten sind die **Fitakutz.** Sie haben einen grünen Leib, platten Kopf, und scharfe Zähne. Man behauptet, daß Leute, die von ihnen gebissen worden, noch denselben Tag unfehlbar sterben müssen. Wenn man die Haut dieser Schlange in einem irdenen verschmierten Topfe calcinirt, so erhält man ein Pulver davon, **Gawatsio** genannt, welches, dem Vorgeben nach, ein bewährtes Mittel wieder innerliche Krankheiten seyn soll. Die Japaner glauben, wenn man dreist und herzhaft werden wolle, so dürfe man nur von dem Fleische dieser Schlangen essen.

Man findet hier die mehresten fliegenden und kriechenden Insekten, die in Europa bekannt sind. Es giebt hier Bienen, aber in geringer Anzahl, Wespen, gemeine Fliegen, Schnaken, Feuerwürmer, spanische Fliegen die zwar etwas kleiner als die unsrigen, aber so fressend und gefährlich sind, daß man sie unter die Gifte zehlt. Heuschrecken, Schmetterlinge, Flöhe, Wandläuse rc. sind gleichfalls bekannt. Man

trifft

trifft hier ein besondres Insekt an, Sebi genannt; es ist von brauner Farbe, und gleicht sehr den kleinen Fliegen, die man gegen Abend in Europa herumschwärmen sieht. Den ganzen Winter über liegt es unter der Erde; Im Frühjahr macht es sich heraus, kriecht an den Bäumen hin, indem es sich mit den Füßen an den Blättern und Zweigen der Bäume anhält. In kurzer Zeit theilt und öffnet sich seine obere Haut; eine Mücke kömmt heraus, die darinn verschlossen war, und die weit größer erscheint, als der Leib des Insektes, welcher sie eingesperrt gehalten. Indem diese Mücke aus ihrem Gefängnisse bricht, ihre vier Flügel ausbreitet, und davon fliegt, macht sie, wie man sagt, einen solchen hellen durchdringenden Ton, daß man es weiter, als eine Viertelmeile, ganz genau hören kann. Eine gewisse Zeit vom Sommer hindurch erschallen die Wälder und Gefilde von dem Geschrey dieser Thiere, die mit Sonnenaufgang anheben zu singen, und gegen Mittag wieder aufhören. In den Hundestagen verschwindet dieses fliegende Insekt, man glaubt, daß es wieder in die Erde kriecht: zum Wurme wird, und das folgende Jahr als eine Mücke wieder erscheint.

Die Japanischen Küsten sind sehr fischreich, und kommen dem Mangel des Volkes hinlänglich zu Hülfe, welches, da es sich von dem Fleisch der Thiere und Vögel enthält, in den Meerthieren eine weit gesundere Nahrung findet. Das Meer, welches diese Nation umringt,

ringt, ist auf gewisse Weise weit reicher für sie, als die Erde, nicht allein in Ansehung des Ueberflusses von Pflanzen und Gewächsen, die es hervorbringt, sondern auch wegen der Menge Fische, die es enthält, und wegen der unendlichen Arten von Muscheln, die es an die Küsten wirft, oder an die Felsen anhängt. An den mittäglichen Küsten der großen Insel Nipon fängt man Wallfische verschiedner Größe, von zehn bis zu vierzig funfzig Klaftern lang. Die größte Art wird Sebio genannt; das Fleisch davon ist sehr gesund, und die Einwohner dieser Küsten, die ausserordentlich wohl und stark sind, schreiben ihre dauerhafte Leibesbeschaffenheit dieser Nahrung zu. Es ist kein Theil an diesem Thiere, den man nicht einigermaßen nutzt. Die Haut, das Fleisch, und die Eingeweide werden gegessen, und eingesalzen. Aus dem Speck wird Thran gemacht; aus den Knochen erhält man eine gallertartige Materie, die man ißt, hernach trucknet man sie an der Sonne, um sie zur Feurung zu gebrauchen; aus den Nerven und Sennen werden Stricke gemacht, und seine Kinnbacken und Floßfedern, die aus einer schwarzen dichten, biegsamen Materie bestehn, werden zu unendlichem Gebrauch angewendet. Die Japaner machen viel artige Arbeiten daraus, unter andern kleine Goldwagen. Diese Insulaner fangen die Wallfische eben so wie wir, nehmlich mit der Harpune. Sie haben sehr enge und leichte Kähne, wovon der eine Theil sehr spitzig zulauft, und

die

die zehn Menschen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit regieren können. Diese Fahrzeuge schicken sich, nach Kämpfers Meynung, weit besser zu dem Wallfischfange, als die unsrigen.

Unter andern Arten von Fischen, welche man in Menge in diesen Meeren fängt, sind die merkwürdigsten; 1) der Satsifocko; ein ziemlich großer Fisch, der manchmal fünf bis sechs Klaftern in der Länge hat, und mit zwey großen Zähnen bewaffnet ist, die in gerader Linie aus seinen Kinnbacken hervorstehn. Man versichert, dieß Thier sey ein geschworner Feind des Wallfisches, den es zu tödten vermag, indem es in seinen Rachen schlüpft, und ihm die Zunge abfrißt. Die Zähne des Satsifoko werden sehr gesucht, und man sieht verschiedne als Zierrathen in Pallästen und Tempeln aufgehängt. 2) Der Furube; dieser Fisch ist nicht sehr groß, er bläst sich aber manchmal so außerordentlich auf, daß er so rund wie eine Kugel scheint. Ob man ihn gleich unter die schädtlichen, ja sogar tödtlichen Speisen rechnet, so sind doch die Japaner sehr nach seinem Fleische begierig, welches sie sehr sorgfältig waschen und reinigen und den Kopf und die Eingeweide wegwerfen, in welchen, nach ihrer Meynung, das Gift allein sitzt. Aber dieser Behutsamkeit ungeachtet thut doch diese Speise vielen Personen Schaden; durch ein Reichsgesetz ist den Soldaten der Gebrauch davon untersagt. Leute die ihres Lebens müde sind,

wählen

wählen sich oft diese Art zu sterben. 3) Das Meerpferd, oder der Seehund. Er ist von der Größe eines Kindes, ohne Schuppen und Floßfedern. Kopf und Schlund sind sehr groß; die Zähne sind scharf und stehn von einander wie Schlangenzähne; Der Bauch ist glatt und weiß, an welchem eine Art von zwey platten mit einer Haut überzogenen Händen sitzt, die mit Fingern versehn sind und den Händen eines Kindes ziemlich gleich kommen. 4) Der Tai oder Tah. Diesen Fisch schätzen die Japaner am höchsten. Er ist sehr rar; zu der Zeit, da er am gemeinsten ist, wird er doch niemals unter zwey Cobangs *) verkauft; aber im Winter, und besonders um die Zeit eines großen Festes, hat sein Preiß gar keine Schranken, und Kämpfer versichert, daß ein solcher Fisch manchmal zu tausend Cobangs verkauft worden. Seine Schuppen sind mit den schönsten Farben gezeichnet, hauptsächlich mit Roth und Weiß, welches sich angenehm unter einander vermischt. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Karpen. 5) Der Bora. Dieß ist eine Art Hecht, der sehr weisses und wohlschmeckendes Fleisch hat; Er wird eingesalzen und geräuchert, womit man sowohl im Reiche, als nach China und andern Ländern ein großes Verkehr treibt. Der Bora wird hauptsächlich um Nagasaki und Nomo herum gefangen. Es ist ein fremder Fisch, der nur in dem lezten Winter-

*) Dieß wäre nach unsrer Münze funfzig Thaler.

Wintermonath an den Küsten vorbeystreicht. 6) Der Ika; Dieß ist der Fisch, den wir Polype nennen. Es giebt in Japan verschiedne Arten davon; Diejenige, welche Jako heißt, wird am meisten gesucht. Es ist eine andre Art, welche Buragge heissen, und aus denen sie sich gleichfalls sehr viel machen, sie essen ihn aber nur eingemacht und auf folgende Art zubereitet. Sie lassen ihn drey Tage in einem Wasser von aufgelöstem Alaun weichen; hierauf ziehn sie ihm die Haut ab, waschen und reinigen ihn, und werfen ihn in Salzwasser, in welchem er einige Zeit liegen bleibt. Man behauptet, daß die auf solche Art zubereiteten Polypen fast eben so einen Geschmack haben, als die im ganzen Orient so hochgeschätzten Vogelnester; und einige Fischer haben Kämpfern versichert, daß diese Vogelnester in der That nichts anders wären, als das Fleisch dieser Art Polypen, das in der Sonne getrocknet, und von den Salztheilchen des Meers durchdrungen worden. 7) Der Ki, den sie auch Game nennen, ist unsre Meerschildkröte. Man findet hier viele Arten davon, denen man verschiedne Namen beylegt. An den nördlichen und östlichen Küsten des Reichs findet man welche von solcher Größe, daß ihr Schild einen Menschen der Länge nach bedecken kann. Die Japaner halten dieß Thier in großen Ehren, sie halten es für ein sehr glückliches Zeichen, besonders wegen des langen Lebens, so sie ihm zuschreiben. Alle ihre Tempel und Palläste sind voller Vor-

stellungen von Schildkröten, die alle sehr breite Schwänze haben, wie man sie an diesen Thieren niemals findet. Aber diese Einbildungen gefallen den Japanern gar sehr; alle ihre Gemälde sind voll davon. Man sieht darauf geflügelte Drachen, Chimeren, Vögel mit vielen Köpfen, und andre fabelhafte Thiere. Und das merkwürdigste hiebey ist, daß die meisten dieser Insulaner von dem wirklichen Daseyn aller dieser Dinge eingenommen sind. Die alten Mahler, sagen sie, würden sie niemals vorgestellt haben, wenn sie nicht die Muster dazu in der Natur gefunden hätten. Als die Holländer die Freyheit erhielten, sich in Japan niederzulassen, forderte die Regierung von ihnen, daß sie aus Europa oder andern Welttheilen gewisse sonderbare Thiere, wovon man ihnen die Abschilderungen zeigte, zum gewissen Beweis ihres Daseyns kommen lassen sollten. 8) Die Jebi; dieß ist der Name aller Krebse, sowohl im Meer, als in Bächen. Sie sind sehr gemein in Japan, und man hat auf zwölf Arten davon von verschiednen Namen. Diejenigen, welche sie Kabutogani nennen, sehn ziemlich besonders aus. Sie haben eine Art von Pfeil oder spitzigem langen und ausgezacktem Degen, der aus dem Kopf herausgeht, der Rücken ist rund, und sehr glänzend. Es giebt eine Art Krebse von solcher erstaunlichen Größe, daß ihre Beine so dick wie Menschenbeine sind. Man findet, daß alle diese Thiere, welche man sowohl in den Japanischen Meeren, als in dem

Indischen Ocean findet, zur Zeit des Neumonds weit voller und fleischigter sind, welche Erfahrung desto merkwürdiger ist, da man in den occidentalischen Meeren gerade das Gegentheil findet. An den Ufern und auf den Felsen findet man eine Menge Austern, Muscheln und dergleichen, welche man bey niedrigem Meer leicht sammeln kann. Einige andre werden durch Untertauchen von den Fischern heraufgehohlt, wenn sie nicht lieber ihre Weiber herunter schicken, die, wie man sagt, fertiger hierinn seyn sollen, als die Männer. Unter den Fischen dieser letzten Art, ist die Awabi eine der merkwürdigsten. Ihre Schaale ist einfach, offen, und ziemlich tief. Sie ist mit einer fleischigten gelben oder weissen, sehr harten Substanz erfüllet, ob sie gleich keine Nerven hat. Man ißt sie nur eingemacht oder getrocknet. Die Awabi ist ein furchtsames mißtrauisches Thier; man muß sie im Schwimmen geschwind wegfangen, und ihr keine Zeit lassen zu fliehen, und sich an die Felsen oder an den Grund des Meers anzuklammern; denn wenn sie das gethan hat, so kann man sie mit keiner Gewalt davon abreissen. Diejenigen, welche mit dieser Fischerey sich abgeben, pflegen sich mit langen Messern zu versehn, um sich gegen gewisse gefräßige Fische zu vertheidigen, welche die Taucher anfallen. Oftmals findet man Perlen in der Awabimuschel, aber sie sind gelblicht, ungestaltet, und haben keinen Werth. Es ist eine gewisse Sage unter diesem Volk,

daß ihre Vorfahren, die sehr mäßig und arm gelebt, sich hauptsächlich von dem Fleisch der Awabi ernährt. Zum Gedächtniß hiervon geben die Japaner allezeit, wenn sie ihre Freunde bewirthen, ein Gericht von diesen Fischen. So ist es auch nicht allein unter dem gemeinen Volke, sondern auch unter Leuten vom Stande, gebräuchlich, zu allen Geschenken, die sie einander machen, ein Stück Awabi zu legen. Die Akoja ist eine zweyschälige Muschel, platt, und wie eine Hand breit; ihre Oberfläche ist ungleich und höckericht; aber ihre hohle Substanz enthält eine schöne Perlenmutter, und oftmals findet man auch Perlen von hohem Werthe darinn. Man liest in verschiednen alten Beschreibungen, besonders des Marcus Paul seiner, daß man in den Japanischen Meeren viel rothe Perlen fände; aber die neuesten Geschichtschreiber melden nichts hiervon.

Achtes Capitel.

Regierungsform von Japan.

Erster Artikel.

Vom Cubo, oder weltlichem Monarchen.

Nach der itzigen Japanischen Regierungsart hat man, wie ich schon angemerkt habe, zwey Monarchen; nehmlich einen weltlichen und einen geistlichen. Der erste nennt sich Cubo; alle weltliche Macht ist in seinen Händen, und seine Gewalt ist unumschränkt und despotisch. Alle Fürsten und Magistratspersonen des Reichs hängen in einer solchen Unterwürfigkeit von ihm ab, daß er sie, nach seinem bloßen Willen, und so wie es ihm einfällt, ins Elend schicken, ihre Güter einziehn, sie ihrer Aemter entsetzen, ja sie sogar hinrichten lassen kann. Dieser Monarch residirt zu Jedo, und hat einen sehr zahlreichen Hof um sich, der aus den vornehmsten Fürsten des Reichs besteht. Einige müssen beständig um seine Person seyn; andre kommen nur von Zeit zu Zeit, ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen; ein unverbrüchliches Gesetz nöthigt sie fast alle, wenigstens sechs Monathe des Jahrs in Jedo zuzubringen.

Der Cubo hält eine Leibwache von ungefehr sechstausend Mann. Ausser dieser unterhält er zu Friedenszeiten zwanzig tausend Mann Reuterey und hunderttausend Mann Fußvolk. Zu Kriegszeiten muß jeder Fürst und jeder Edelmann insbesondre zu Felde gehn, und eine gewisse Anzahl Soldaten nach seinen Einkünften ins Feld stellen. Wer zehntausend Gulden Einkünfte hat, muß zwanzig Fußknechte und zwey Reuter unterhalten. Zu der Zeit, als die Holländer ihr Waarenlager zu **Firando** hatten, mußte der Fürst dieses kleinen Landes sechs hundert Fußknechte, und sechs und zwanzig Reuter halten. Nach dem P. **Charlevoix** beträgt die Anzahl der Soldaten, welche die Fürsten und Großen des Reichs dem Kayser zu Kriegszeiten aufbringen müssen, dreymalhundert und acht und sechzig tausend Mann Fußvolk, und acht und dreyßig tausend acht hundert Edelleute zu Pferd.

Diese Soldaten werden gut gekleidet, und sind wohl bewaffnet. Die Reuter haben einen kurzen Karabiner, Lanze, Sebel und Bogen. Man sagt, daß sie sich aller dieser Waffen sehr geschickt bedienen, hauptsächlich der leztern. Die Fußknechte sind mit nichts anders als einem Helme beschüzt, zum Angriff aber hat jeder zwey Säbel, eine Flinte, und eine Pike. Der P. **Charlevoir** meldet folgendes von der Eintheilung dieser Truppen. Fünf Soldaten stehn unter einem Unterofficier, und fünf von diesen Unterofficieren, die mit ihren Leu-

Leuten dreyßig Mann ausmachen, gehören unter einen Oberofficier. Jede Compagnie zu zweyhundert und funfzig Mann, hat zwey besondre Befehlshaber. Alle Compagnien werden durch einen General angeführt.

Das Volk und die Großen des Reichs im Zaume zu halten, unterhält der Cubo in den vornehmsten Städten starke Citadellen, die durch zahlreiche Besatzungen beschützt werden, und die ihre eignen Commendanten haben. Der Hof von Jedo handelt hierinn nach sehr feinen Staatsmaximen. Er unterhält in allen Gegenden des Reichs eine große Menge Spione und Aufseher, die ihm von allem, was vorgeht, Nachricht geben. Unter dem Vorwand die Großen des Reichs zu ehren, und ihnen gefällig zu seyn, fordert man von ihnen, alle ihre Söhne zu Jedo unter den Augen des Kaysers erziehn zu lassen, der sie an seinem Hofe als Geisel für die Treue ihrer Väter behält. Man bemüht sich ein beständiges Mißtrauen und eine immerwährende Eifersucht unter den Großen zu unterhalten; man gestattet ihnen nicht, zu genaue Verbindung mit einander zu haben, noch zu oft zu einander zu kommen. Der Hof sieht es sehr ungern, daß einige Großen des Reichs im Besitz verschiedner festen Plätze geblieben sind. Diejenigen, denen sie gehören, unterhalten sie mit aller Sorgfalt, denn wenn sie einmal in Verfall kommen, so ist es ihnen nicht erlaubt, sie wieder aufzubauen. Den Aufruhren zuvor zu kommen, welche der Müßiggang und

der Mangel unter dem Volke erregen könnte, läßt der Kayser immer einen großen Theil seiner Unterthanen mit öffentlichen Arbeiten beschäftigen. Hundert tausend Arbeiter, die immer von andern abgelöst werden, braucht man beständig zu dem Bau von Tempeln, Pallästen, Wegen, und andern öffentlichen Gebäuden; Wenn der Kayser einen seiner Vasallen, der ihm zu reich scheint, arm machen will, so besucht er ihn, unter dem Vorwande einer großen Gnade, und speist bey ihm. Aber diese Gnade ruinirt denjenigen, der sie erhält, wegen der ausserordentlichen Anstalten, die man bey diesen Gelegenheiten macht. Man erzehlt von einem Japanischen Herrn, dem Besitzer eines Fürstenthums **Canga** genannt, daß er, um den Kayser zu traktiren, einen besondern prächtigen Pallast dazu bauen lassen, zu dessen Errichtung er zehn tausend Arbeiter einige Monathe lang gebraucht.

Nichts aber ist merkwürdiger, als die Aufführung der **Cubo** gegen die **Dairi**, oder geistlichen Kayser, die sie um die Regierung gebracht. Man wird schwerlich noch bey einem andern Volke eine solche Staatsverfassung antreffen. Die mehresten unrechtmäßigen Besitzer eines Throns, von denen die Geschichte Meldung thut, sind niemals damit zufrieden gewesen, ihre rechtmäßigen Oberherrn abzusezen, sondern sie haben allezeit ihre Familie ausgerottet, um sich auf dem Throne zu erhalten und ihren Nachkommen denselben zu versichern;

wovon die Jahrbücher jeder Monarchie hundert Exempel aufweisen. Allein die itzigen Japanischen Kayser haben zu dieser barbarischen Politik nicht ihre Zuflucht genommen; und wenn sie unrechtmäßig auf den Thron gekommen, so haben sie doch ihre Hände nicht mit grausamen Mordthaten befleckt. Joritomo, der erste dieser unrechtmäßigen Kayser, der unumschränkter Herr einer großen Armee war, und die ganze Macht des Reichs in Händen hatte, strebte doch nicht nach dem Leben des Konjei, seines rechtmäßigen Königs, sondern war nur darauf bedacht, sich in der Würde eines Seogon zu behaupten, und diese Würde in seiner Familie erblich zu machen. Seine Nachfolger haben sich vier hundert Jahr lang auf eben diese Forderungen eingeschränkt, die gewiß sehr bescheiden sind, wenn man die ganz erstaunliche Macht ansieht, die sie in Händen haben. Fidejos, der neun und zwanzigste General that einen Schritt weiter. Er befreyte sich von dem eiteln Pflichten eines verstellten Gehorsams, er nahm den Titel Großherr an, und erfüllte ihn in seinem ganzen Verstande. Er unterstund sich doch aber nicht, den Götzen umzustürzen, dem seine Vorgänger geopfert; er überließ dem Kayser Ookimatz die Sorge der geistlichen Dinge, den Titel Mikaddo, oder heiliger Kayser, und einige andre Vorrechte, welche die geistlichen Monarchen noch heutiges Tages besitzen.

Die Nachfolge der Cubons ist erblich. Ihre vornehmsten Einkünfte bestehn in besondern Domainen, die sie besitzen, und welche, wie Kämpfer sagt, hundert acht und vierzig **Man**, und zwölfhundert **Kokf** nach Japanischer Art zu rechnen betragen. **Kokf** und **Man** sind zwey Wörter, die sie bey der Rechnung der Einkünfte ihrer Ländereyen gebrauchen. Der **Kokf** enthält dreyhundert Säcke Reiß; und der **Man** begreift zehn tausend **Kokf**. Der **Kokf** kostet in gemeinen Jahren siebzehn holländische Gulden und zehn Sols; folglich kostet der **Man**, der zehntausend **Kokfs** enthält, hundert und fünf und siebenzig tausend Gulden. Hiernach, da die kayserlichen Provinzen, nach Kämpfers Rechnung, acht und vierzig **Man**, zwölf hundert **Kokfs** einbringen, könnte man sie in gemeinen Jahren zu fünf und zwanzig Millionen neunhundert und ein und zwanzigtausend Holländische Gulden rechnen, oder beynahe zwey und funfzig Millionen französische Pfunde. Kämpfer scheint hierunter alle Einkünfte des Cubo zu begreifen. Die Einkünfte des Reichs aber überhaupt, nehmlich von allen Japanischen Ländereyen, schätzt er auf zweytausend drey hundert und acht und zwanzig **Man**; das ist auf vierhundert und vierzehn Millionen vierhundert und achtzehn tausend hundert und funfzig holländische Gulden, oder ungefähr acht hundert und neun und zwanzig französische Millionen.

Caron geht, in Ansehung der allgemeinen Einkünfte des Reichs, nicht weit von Kämpfern ab, aber er scheint die besondern Einkünfte des Kaysers weit höher zu setzen. Er behauptet in der That, daß seine ordentlichen Ausgaben sich jährlich auf acht und zwanzig Millionen, dreyhundert und fünf und vierzig tausend Cockiens, jeden zu vier Gulden, beliefen; und fügt hinzu, daß der Kayser in einem Jahre nur den sechsten Theil seiner Einkünfte aufwende; woraus Caron schließt, daß der Schatz des Kaysers unermeßliche Reichthümer in sich fassen müsse. Aber ich kann kaum glauben, daß diese Monarchen, die sonst keine Auflagen ihren Unterthanen zumuthen, so reich seyn, und hauptsächlich einen so schlechten Gebrauch von ihren Einkünften machen sollten, als dieser Schriftsteller vorgiebt.

Zweyter Artikel.

Vom Dairi, oder geistlichen Kayser.

Die Familie der Dairi ist, wie ich schon angemerkt habe, unstreitig das älteste fürstliche Haus auf der Welt. Es stammt in gerader Linie männlichen Geschlechts von Sin-mu, dem ersten Japanischen Kayser, ab, der 660 Jahr vor Chr. Geb. seine Regierung anfieng. Diese Familie besaß, wie schon gesagt, den Thron

Thron, und die Würde einer Oberpriesters bis gegen die Mitte des zwölften christlichen Jahrhunderts, das ist beynahe achtzehn hundert Jahr. Um die Zeit begab es sich beynahe freywillig der weltlichen Regierung, um der stillen Ruhe des Priesterthums zu genießen, und theilte das Reich in verschiedne Statthalterschaften, die erblich wurden. Dieß war der Ursprung der weltlichen Monarchie, und einer Menge besondrer Fürstenthümer, die sich aus den Ruinen der alten Monarchie erhuben, und wovon die meisten sich noch heutiges Tages erhalten haben. Obgleich die **Dairi** sehr viel von ihrer alten Macht verlohren, so besitzen sie doch noch sehr große Vorrechte. Eins der ansehnlichsten ist, daß sie die Cubos bey jeder Reichsveränderung bestätigen und einsetzen.

Das Volk hat eine unendliche Ehrfurcht für seine Dairi *) und betrachtet sie als eine Art von Gottheiten. Diese Monarchen selbst versäumen auch nichts, ein für sie so vortheilhaftes Vorurtheil immer mehr und mehr zu bestärken, und deswegen, sagt **Kämpfer**, thun sie Dinge, die nach den Sitten andrer Völker lächerlich und abgeschmackt scheinen. Sie würden ihre Heiligkeit zu beflecken glauben, wenn sie mit der Spitze ihres Fusses die Erde berührten, oder ihre geweyhte Person der Sonne oder dem Winde bloß stellten; die Heiligkeit der kleinsten Theile ihres Körpers ist so groß, daß sich ein

*) Kämpfer in zweyten Buch.

ein Dairi weder Haar, noch Bart, oder Nägel abschneiden läßt. Man nimmt ihm im Schlaf, als wie wider sein Wissen, diese beschwerlichen Uberflüßigkeiten; die Japaner glauben, daß ein solcher Raub seiner Heiligkeit keinen Eintrag thue. Seine Speisen werden alle Tage in neuen Gefäßen zubereitet, und seine Tafel ist allezeit mit neuen, sehr zierlichen Geschirren bedecket, ob sie gleich nur von gemeinem Thon sind. Man pflegt diese Geschirre, sobald als er sie gebraucht, zu zerbrechen, aus Furcht, daß sie in die Hände der weltlichen kommen möchten, deren Hals und Mund dem Vorgeben nach alsobald aufschwellen würde, so bald sie sich unterstünden, aus diesen geheiligten Gefässen zu essen. Eben so ist es mit den Kleidern des Dairi beschaffen. Man glaubt, wenn ein Laye sie trüge, so würde er auf der Stelle mit einer schmerzhaften Geschwulst an allen seinen Gliedern gestraft werden. Vor alten Zeiten mußte der Mikaddo alle Morgen einige Stunden mit der kayserlichen Krone auf dem Haupte ganz unbeweglich auf dem Throne sitzen, und durfte nicht einmal die Augen herumdrehn. Das Volk bildete sich ein, dieß sey ein untrügliches Mittel, das Reich in einer tiefen Ruhe zu erhalten. Wenn der Monarch unglücklicher weise einige Bewegungen machte, oder seine Augen gar zu lange auf eine einzige Provinz richtete, so war man sogleich besorgt, daß Hunger, Krieg, Feuer oder andre Unglücksfälle das Reich verwüsten möchten.

Die Würde eines Dairi ist erblich. Dem ordentlichen Laufe nach gehöret sie dem ältesten. In Ermanglung männlicher Erben, erhält das Frauenzimmer den Thron; man hat sogar Exempel, daß die Wittwen der **Mikaddo** das Reich beherrscht. Wenn über die Krone einiger Streit entsteht, so entscheidet ihn der geistliche Hof. Manchmal legt der Vater die Regierung nieder, und tritt das Reich nach und nach verschiednen seiner Kinder ab, damit ihre Mütter das Vergnügen haben, sie auf dem Throne zu sehn. Alle diese Veränderungen gehn ausserordentlich geheim zu. Ein **Mikaddo** stirbt oder dankt ab, ohne daß das Volk das geringste davon erfährt, und der Hof zu Jedo selbst erhält nicht eher Nachricht davon, als biß der Nachfolger eingesetzt ist.

Seit der Revolution, die dem Dairi die weltliche Macht geraubt hat, ist seine Residenz zu **Meaco**. Die Cubo haben ihm zu seinem Unterhalte die Einkünfte dieser Stadt und des herumliegenden Distrikts überlassen. Außerdem haben sie ihm gewisse Gelder aus ihrer Chatulle angewiesen, die aber mehrentheils sehr schlecht bezahlt werden. Der **Mikaddo** zieht einen weit wahrern Vortheil aus der Macht, die er besitzt, Ehrentitel zu ertheilen und zu verkaufen, nicht allein an Privatpersonen, sondern an den Cubo selbst. Dieses besondre Vorrecht der Oberherrschaft, welches ihm die weltlichen Kayser gelassen, bringt ihm sehr ansehnliche

Sum-

Summen ein. Diese Titel können in sechs Hauptklassen eingetheilt werden. Der Titel der ersten Klasse ist Dai-seo-dai-sin. Er legt der Person, die darmit bekleidet ist, eine geheiligte Würde bey, und man glaubt, daß die Seele eines solchen Mannes in dem Augenblicke des Todes ein Cami oder Gott werde. Deswegen behält auch der Mikaddo diesen Ehrentitel meistentheils für sich selbst, und giebt ihn selten an andre. Der Titel Quanbucku, oder Quebakondono gehört gleichfalls zur ersten Klasse. Diesen Namen gaben die Dairi ehemals ihrem ersten Minister. Seit dem Fidejos nehmen alle weltlichen Kayser diesen Titel an, oder lassen ihn ihrem vermeyntlichen Kronerben führen. Die Titel der zweyten Klasse sind Sa-dai-sin-u-dai-sin und Nai-dai-sin. Im ganzen Reich sind niemals mehr als drey Personen die diesen Titel führen. Dai-na-gon, und Tsu-na-gon sind Titel, die zur dritten Klasse gehören, und mit gewissen Bedienungen verknüpft sind. Der Titel von den drey andern Klassen giebt es eine sehr grosse Menge; zwey davon ertheilen die Dairi am gewöhnlichsten; nehmlich den von Maquandairo, und den von Cami. Die Würde eines Maquandairo bedeutet soviel als ein Herzog oder Graf; der Titel Cami aber soviel als ein Baron oder Edelmann. Cami heißt auch in der Landessprache soviel als Gott; oder unsterblicher Geist; und man muß diese beyden Bedeutungen nicht mit einander vermengen,

welche

welche die Japaner durch die Buchstaben unterscheiden.

Die Hofstatt des **Dairi** ist sehr zahlreich, obgleich dieser Prinz seinen Bedienten nur sehr mittelmäßige Gehalte ertheilt, von denen sie unmöglich leben können. Die Großen ruiniren sich in seinem Dienst, und die geringern leben bloß von ihrer Hände Arbeit; sie machen Körbe, Matten, und andre Dinge. Indessen haben einige sehr reiche Präbenden, die ihnen der **Dairi** ertheilt, und unstreitig ist es die Erwartung dieser Belohnung, die soviel Leute in seinen Diensten erhält. Die Liebe zu den Wissenschaften macht die hauptsächlichste Beschäftigung dieser Hofleute aus. Einige legen sich auf die Poesie; andre schreiben Geschichtbücher und Romane. Die Damen ergeben sich der Musik, und es sind wenige unter ihnen, die nicht einige Instrumente mit vieler Anmuth spielen sollten. Die jungen Leute üben sich im Pferderennen, im Tanzen, Ballspiel und andern dergleichen Leibesübungen.

Der Hof des **Dairi** besteht aus lauter Geistlichen, wovon die meisten, wie schon erwehnt worden, sehr arm, aber dabey sehr stolz, und von den Vorrechten ihres Standes so eingenommen sind, daß sie mit einer allgemeinen Verachtung auf alle Layen herunter sehn. Diese Priester bilden sich ein, alle in gerader Linie von dem Tensio-dai-sin, dem Haupte der zweyten Dynastie abzustammen, da, ihren Reden nach, die **Gege**, denn so nennen sie die Layen, nur-

nur von dem Awasebuno, dem Vater des dritten Geschlechts abstammen, welches ganz weltlich und viel schlechter als das erste gewesen. Alle Hofbedienten des Dairi, und alle im Reich zerstreuten Geistliche führen den prächtigen Titel Kuge, oder gnädiger Herr. Sie tragen eine besondre Kleidung, welche sie von den Layen unterscheidet. Sie haben weite Hosen, und einen weiten Rock mit nachschleppendem Schweife. Ihre Mütze ist schwarz; Die Gestalt davon ist nach den verschiednen Würden eingerichtet; so daß man sowohl hieran, als an gewissen andern Zeichen der Kleidung alsobald sehn kann, von was für Stande der Geistliche ist, und was er für eine Würde am Hofe begleitet. Einige knüpfen an ihre Mütze eine Streife von Flor oder seidnem Zeuge, die ihnen auf die Schulter hängt; andre tragen dergleichen vor den Augen, gleich einem Fächer. Verschiedne haben um die Brust eine Art von Scherpe, die ihnen von den Schultern fällt; je länger die Scherpe ist, je vornehmer ist die Person; denn die Kuge pflegen sich nicht tiefer bey dem Grüßen zu bücken, als bis die Enden der Scherpe an die Erde stoßen. Die Damen des Dairi haben auch ihre besondre Tracht, die sie von dem weltlichen Frauenzimmer unterscheidet.

Der Dairi nimmt nach der Gewohnheit seiner Vorfahren zwölf Weiber. Aber nur eine führt den Titel Kayserinn, und dieß ist allezeit die Mutter des Erbprinzen oder der Erbprinzessinn. Diese Vermählungen werden mit einer

ganz ausserordentlichen Pracht vollzogen. Und diese Feste werden allezeit erneuert, wenn die Kayserinn niederkömmt, oder eine Amme für den Erbprinzen ausgesucht wird. Die Gemahlinn des Dairi, welche den kayserlichen Titel führt, wohnt mit ihrem Gemahl in einem Pallaste; die andern aber in benachbarten Pallästen. Sie sind alle prächtig gekleidet, besonders an Ceremonientagen. Denn dieser kleine Hof hat den Grundsatz, mit der äusserlichen Pracht zu betrügen, die Armuth darunter zu verbergen, und durch Stolz die wahre Größe, die ihm mangelt, zu ersetzen.

Dritter Artikel.

Von den Daimio, oder Fürsten des Reichs.

Das Japanische Reich enthält einige erbliche Fürstenthümer, deren Besitzer sich Daimio das ist **Personen** von einem hohen Namen nennen. Ich habe an einem andern Orte von dem Ursprung dieser Fürstenthümer Meldung gethan, die meistens aus der Zertheilung des Japanischen Kayserthums entstunden. Diejenigen, so sich ihrer bemächtigten, hatten nicht viel Mühe sie in ihrer Familie erblich zu machen. Bald hernach warfen sich ihre Nachfolger selbst zu kleinen Fürsten auf, welche man Jacatas nannte; diese begaben sich

freywillig eines kleinen Theils ihres Eigenthums, und überließen sie unter gewissen Erkenntlichkeiten Vasallen, welche Konikus genannt wurden. Mit der Zeit theilten die Konikus wiederum einige Ländereyen unter Edelleute von geringerm Stande, welche Tonos genannt wurden, und die auf eben die Art von ihnen abhiengen, als die Konikus von den Jacattas. Hieraus folgte, daß der Fall eines Jacata, oder kleinen Japanischen Königs, mehrentheils den Untergang aller seiner mittelbaren und unmittelbaren Vasallen nach sich zog, weil der Fürst, der ihn überwand, ein Recht zu haben glaubte, von allen seinen Ländereyen eine neue Eintheilung zu machen. Im Vorbeygehn will ich anmerken, daß hieraus unstreitig die barbarische Gewohnheit entstanden, nach welcher die Japanischen Kayser, bey der Ungnade einer Person, nicht nur seine Kinder, sondern auch alle seine Sklaven und Creaturen mit verdammen.

Die Jacatas behaupteten sich in ihrer Ununterwürfigkeit bis zu den Zeiten des Joritomo, des ersten Generals der Krone, der gegen die Mitte des zwölften christlichen Jahrhunderts das Steuer der Regierung übernahm, und alle diese kleinen Könige zu ihrer Schuldigkeit brachte. Taiko-sama und seine Nachfolger rotteten sie vollends ganz aus; sogar ihr Name ist mit ihrer Macht erloschen, und diese Fürsten haben heutiges Tages nur den Titel Daimio. Verschiedne ihrer Länder sind wieder mit den kayserlichen Domainen, von denen sie

genommen waren, vereinigt worden; die ansehnlichsten hat man zertheilt, und gewisse Distrikte daraus gemacht, die verschiedne Herren haben. Die Besitzer davon sind in einer Unterwürfigkeit, die der Sklaverey nahe kömmt; ihr Leben und ihr Glück steht in den Händen des Kaysers. Uebrigens haben sie einen ansehnlichen Rang im Reiche, und viele von ihnen besitzen sehr weitläuftige Länder. Die Fürstenthümer Satzuma und Canga machen allein zwey große Provinzen aus. Die Daimio verwalten die Gerechtigkeit, und befehlen den Soldaten durch ihr ganzes Fürstenthum, und der Hof hält keine andren Statthalter daselbst; sie müssen aber alle Jahr nach Jedo kommen, und von ihrer Regierung Rechenschaft ablegen.

Vierter Artikel.

Von den Siomio.

Die Siomio sind die besondern Herren gewisser Distrikte, die nicht so weitläuftig sind, als die vorbemeldeten Länder. Diese Güter bestehn, wie unsre adelichen Güter, in dem Eigenthum gewisser Ländereyen, und in der Verwaltung der Gerichte. Man zehlt im ganzen Reiche sechshundert und vier. Die Besitzer dieser Güter nennen sich Siomio, oder die wohlbenannten. Ihr Rang ist geringer, als der Daimio ihrer; aber sie haben in ihren Distrikten eben die Gerechtigkeit, nehmlich sie verwalten,

unter

unter dem Ansehn des Kaysers, die Justiz. Die Daimio und Siomio hängen dergestalt vom Hofe ab, daß es ihnen nicht erlaubt ist, länger als sechs Monath auf ihren Gütern zu seyn; die sechs andern Monathe müssen sie zu Jedo zubringen, wo man das ganze Jahr hindurch ihre Kinder behält, die unter den Augen des Kaysers erzogen werden, und mit ihrem Kopfe für die Treue ihrer Verwandten stehn müssen.

Fünfter Artikel.

Von den Tonosama, oder Statthaltern der kayserlichen Städte.

Kayserliche Städte nennt man die Hauptstädte der fünf Provinzen, die dem Kayser eigen gehören. Diese Städte sind *Meaco*, *Jedo*, *Osacca*, *Sakai*, und *Nagasaki*. Die Provinzen werden durch besondre Statthalter regiert, welche der Cubo dahin schickt. Das Volk nennt sie *Tono-sama*, das ist Herren, oder Obere. In jeder kayserlichen Stadt sind zwey Statthalter, ausgenommen in *Nagasaki*, wo deren drey sind, wegen der Wichtigkeit des Orts, der von einer Menge Fremder besucht wird, und deshalb die genauere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zieht. In den Städten, wo zwey Statthalter sind, wechseln dieselben alle Jahr in der Regierung. Derjenige so am Regimente ist, darf sich nicht aus

dem Orte begeben; der andre aber muß zu Jedo bey dem Kayser sich aufhalten. Von den drey Befehlshabern in Nagasaki sind allezeit zwey in der Stadt, die sich einander alle zwey Monath ablösen, indem der dritte bey Hof ist. Während ihres Aufenthalts zu Jedo unterhalten die Statthalter eine genaue Correspondenz mit ihren Collegen, sie geben dem Kayser oder seinem geheimen Rathe von den wichtigsten Vorfällen Nachricht, sie thun schriftlich Rechnung von allem, was seit ihrer Regimentsverwaltung wichtiges vorgegangen, und hauptsächlich warten sie den Ministern und Lieblingen des Kaysers fleißig auf, deren Gewogenheit sie sich durch Geschenke zu erwerben suchen.

Wenn jemand zu einer Statthalterschaft ernannt wird, muß er alsobald abreisen, und seine Frau und Kinder am Hofe lassen, die für seine Treue stehn müssen. Während der ganzen Zeit, daß er am Regimente ist, darf er bey Lebensstrafe kein Frauenzimmer in seinen Pallast kommen lassen, oder er muß sich wenigstens einer ewigen Verbannung und des gänzlichen unausbleiblichen Ruins seiner Familie gewärtigen. So groß ist die Strafe des allergeringsten Ungehorsams.

Die ordentliche Besoldung dieser Statthalter ist sehr mittelmäßig. Die Statthalterschaft von Nagasaki, welche eine der ansehnlichsten ist, trägt dem Tono-sama nicht mehr ein, als sieben bis achttausend Taels, oder fünf

und dreyßig bis vierzig tausend Livres; welches eine sehr mäßige Summe ist, in Ansehung des großen Aufwands und Staats, den sie machen müssen. Allein die zufälligen Einnahmen halten sie schon deshalb schadloß. Diese Einnahmen sind so beträchtlich, in Ansehung der grossen Summen, die man von den fremden Kaufleuten zieht, daß diese Statthalter in wenig Jahren unermeßliche Reichthümer zusammen bringen würden, wenn sie nicht genöthiget wären, sowohl dem Kayser als den Ministern einen Theil davon abzugeben, welches den größten Theil ihres Profits wegnimmt.

Der Hof der *Tonosama* besteht aus einer großen Menge Bedienten, von denen die ansehnlichsten *Joriki* genannt werden. Diese müssen Edelleute, und sogar von altem Adel, seyn. Bey den meisten großen Statthalterschaften ernennt sie der Kayser selbst zu dieser Bedienung. Die einzigen Statthalter von *Nagasaki* haben die Erlaubniß erhalten, sich selbst ihre *Joriki* anzunehmen, welches die Ursach ist, daß die Stellen in dieser Stadt weniger gesucht werden, als in andern. Jeder *Joriki* muß wenigstens drey Bedienten halten, einen, der seine Pike trägt, den zweyten, der seinen Degen hält, und der dritte, der ihm seine Pantoffeln reicht. Diese Edelleute haben viel Mühe, solche Unkosten zu bestreiten, da sie zu ihrer ganzen Besoldung nur funfzig Pistolen und freye Tafel und Kleidung haben. Ausser diesen zehn *Joriki* hat jeder Statthalter noch dreyßig *Doosju*, oder

Stallmeister, zwey bis drey Karoo oder Haushofmeister; seine Sosjo oder Cammerjunker; seine Junwitz, oder Rechnungsführer; seine Tsugosjo oder Kammerdiener; seine Doosen oder Garde, und eine große Menge Kats oder Bedienten zu Fuße. Der Doosen sind dreyßig an der Zahl, sie haben fünf und zwanzig Pistolen Besoldung nebst freyer Tafel, und jeder muß einen Lakai halten. Diese verschiednen Bedienten machen die Hofstatt des Statthalters aus. Die Thür des Pallastes wird allezeit von vier bis fünf Doosen bewacht, welche in einem Saale bey dem Eingang im Hof sich aufhalten. Sie sind mit einem langen Degen, einem Säbel, und einem dicken Stocke bewaffnet. Um vier Uhr des Nachmittags schließen sie die Pforte des Pallastes, und nach dieser Zeit lassen sie niemand mehr, ohne besondern Befehl dazu, herein. In dem innersten des Pallastes ist noch eine andre Wache an der Thüre des ersten Zimmers. Hier halten sich die Joriki, die Doosju, die Sosjo, und oftmals selbst die Karoo oder Haushofmeister auf. Jeder sitzt nach seinem Range; die Joriki über den Doosju, die Doosju über den Sosjo, und die Karoo über ihnen zusammen. Einer von den Joriki muß den Namen aller Personen aufschreiben, die in den Pallast kommen; alle Abend wird dem Statthalter der Zettel davon überreicht.

Die Tonosama haben fast eine unumschränkte Gewalt in ihrer Statthalterschaft.

Die

Die Aufsicht über die Handlung, die Verwaltung der Justiz, die Befehlshaberschaft über die Soldaten, und die Einrichtung aller wichtigen Dinge hängt ganz allein von ihnen ab. Aber da eine solche Gewalt gar nicht mit den Maximen eines solchen mißtrauischen Hofs, als der zu Jedo ist, bestehn könnte, so ist zu Nagasaki, und in andern kayserlichen Städten, noch ein Daiqven, oder Agent des Kaysers, der auf das Verhalten der Tonosama Achtung geben muß; und aus Besorgniß, daß sich der Daiqven mit ihnen verstehn möchte, läßt man auch die Aufführung dieses leztern durch Spione bemerken.

Sechster Artikel.

Von Stadtmagistraten und andern Unterbedienten.

Die Polizey der kayserlichen Städte gehört eigentlich für die Tonosama; da sie aber dieselbe nicht in allen Stücken selbst ausüben können, so haben sie unter ihrem Befehl verschiedne Bediente, die ihnen die Last des Regiments erleichtern helfen. Die ansehnlichsten dieser Bedienten sind die To-sii-jori, das ist die Aeltesten oder Rathsherren. Sie werden also genannt, weil man sie vor Zeiten unter den ältesten Bürgern aussuchte, heutiges Tages aber wird diese Bedienung oft jungen Leuten ge-

geben. Dieses Amt kömmt mit der Bedienung unsrer Richter oder Bürgermeister überein. Es sind ihrer vier, aber nur einer ist am Regimente, und zwar ein Jahr lang.

Die To-sii-jori haben ihre Unterbedienten Osiogosi genannt, das ist beständige Bedienten, weil sie ihr Amt auf Lebenslang haben. Noch andre Magistratspersonen heissen Nengiosi, oder jährliche Bedienten, weil ihr Amt nur ein Jahr währt. Sie werden von dem regierenden Bürgermeister ernennt, und ihre hauptsächlichste Verrichtung ist, dem Statthalter alle Tage einen getreuen Bericht von allen dem zu erstatten, was in der Stadt vorgeht, und dem Bürgermeister die Befehle des Statthalters zu überbringen. Sie nehmen es auch über sich, den Statthaltern die Klageschriften und Bittschriften der Privatpersonen zu überreichen. Dieß ist ein sehr kützliches Amt, welches sehr viel Geschicklichkeit und Klugheit erfordert. Man sucht zu diesen Bedienungen allezeit die geschicktesten unter den **Ottona** aus.

Ottona nennt man den vornehmsten Beamten, oder vielmehr den Bürgermeister von ieder Straße. Denn der **Ottona** verrichtet alle mit diesem Amte verknüpften Verrichtungen. Er giebt auf die Polizey seiner Strasse Achtung, er sorgt, daß die Nachtwachen gehörig gethan; und die Befehle der Bürgermeister und Statthalter genau erfüllt werden. Der **Ottona** wird von den Vornehmsten der Straße erwehlt; jeder von ihnen schreibt auf

ein

ein versiegeltes Papier den Namen der Person, der er seine Stimme giebt. Man eröffnet diese Papiere und schickt sie durch die Mengiosi an den Statthalter, mit einer von den Einwohnern unterschriebenen Bittschrift, in welcher sie ihn ersuchen, denjenigen, der die meisten Stimmen erhalten, zu ernennen.

Jeder Ottona hat drey Untergeordnete, welche ihm in seinen Verrichtungen beystehn. Man nennt sie Oogumi-oja, das ist, die Häupter der großen Gemeine. Ueberdieß ist noch in jeder Straße ein Schreiber oder öffentlicher Sekretar, Fisia genannt. Sein Amt ist, den Einwohnern die Befehle des Ottona bekannt zu machen, Pässe, Geburthsscheine, und Atteste wegen der Aufführung auszufertigen; ein genaues Verzeichniß von allen Einwohnern der Straße zu halten, wie auch von allen denen, die verreist sind, oder ihre Wohnung verändert haben, die gebohren werden und gestorben sind, wie und mit welchen Gesinnungen sie verstorben, zu was für einer Religion sie sich bekannt, und so weiter. Sein Tageregister muß eine genaue Erzehlung von tausend andern Dingen enthalten.

In allen kayserlichen Städten ist noch eine andre Art von Bedienten, welche man Tsioo-sino-mono, oder Stadtboten nennt, und die zu gleicher Zeit Häscher und Gerichtsdiener abgeben. Zu Nagasaki ist diese Gesellschaft sehr zahlreich; sie besteht ungefehr aus dreyßig Familien, die in einer Straße zusammen wohnen,

nen, und welche man deshalb Tsioosimatz, oder die Stadtbotengasse, nennt. Seit undenklichen Zeiten sind diese Familien in dem Besitz dieses Amtes; es sind Leute von einer ausserordentlichen Stärke und Geschwindigkeit. Oftmals trägt man ihnen die öffentlichen Hinrichtungen auf, besonders wenn der Missethäter geköpft werden soll. Das Amt eines Tsioosino, ob es gleich gemein und verächtlich ist, wird doch in Japan für eine kriegerische und adeliche Bedienung gehalten. Aus dieser Ursache tragen diese Gerichtsdiener zwey Säbel, wie die Edelleute. Indeß haben doch die Japaner, dem ganz entgegen, für alle Jettas, oder ordentliche Scharfrichter, eine allgemeine Verachtung. Das Wort Jetta bedeutet eigentlich einen Gerber. Und in der That ist es dieser Leute ihr Amt, die Missethäter auf die Tortur zu bringen, sie zu kreuzigen, zu köpfen, und so weiter. Diese Leute wohnen zusammen außer der Stadt in einer Art von Dorfe, das an der Landstraße, nicht weit von dem Gerichtsplatze, erbaut ist. Die Hurenwirthe sind, wie ich schon erwehnt, gezwungen, denen Jettas zu helfen, oder ihnen wenigstens ihre Leute dazu zu schicken.

Um auf die innere Polizey jeder Straße zurück zu kommen, so sind alle Einwohner davon in verschiedne Klassen eingetheilt, welche Goningumi, oder die Companie der fünfe, genannt werden. Nicht, als ob sie nur aus fünf Mann bestünden, sondern weil jede Companie fünf Hauptpersonen hat, die auf die andern in

diesen

dieser Klasse eine besondre Aufsicht haben. Die Besitzer von fünf an einander stehenden Häusern sind die gebohrnen Anführer von jeder Goningumi; die Miethsleute aber sind ihnen untergeordnet. Jeder Führer ist unumschränkter Herr in seinem Hause, dagegen muß er aber auch für die Aufführung aller darinn wohnenden Personen stehn. Jede Companie hat ihren Obern, Kogomi-oja genannt, der auf die Aufführung seiner vier Collegen Acht hat, und dem Ottona getreue Nachricht davon giebt.

Die Miethsleute haben keine Stimme bey den Wahlen, sondern nur die Führer der Goningumi werden dazu berufen. Hergegen sind die ersten auch von Auflagen und andern Beschwerlichkeiten frey, ausgenommen von der Nachtwache, die sie mit in der Reihe thun müssen, weil von dieser Pflicht kein einziger Bürger befreyt ist. Diese Wache ist in allen Strassen gedoppelt. Die erste besteht aus drey Bürgern, welche sie, wie ich schon gesagt habe, in Person thun müssen; deswegen wird sie auch Dsiisinban, oder die Wache in eigner Person, genannt. Sie halten sich in einer Hütte auf, die mittten in der Straße steht. An gewissen feyerlichen Tagen oder auch wohl zu andrer Zeit, wenn es der Ottona für gut findet, geht diese Wache auch am Tage herum. Außer diesen Gelegenheiten aber nur des Nachts. Bey Aufruhr, Feuer, oder andern Zufällen verdoppelt man die Wache, und der Ottona stellt sich selbst an ihre Spitze. Sie steht in solchem

Ansehn, daß es ein Verbrechen zum Tode seyn würde, ihr zu widerstehn, oder sie anzugreifen. Die zweyte Wache heißt **Monban**, oder die Thorrunde, weil sie sich an dem Thore, oder dem Gatter jeder Straße, aufhält. Sie besteht nur aus zwey Mann, und sie ist hauptsächlich gesetzt, Diebstählen, und Feuersgefahr zuvor zu kommen. Die Bürger brauchen sie nicht in eigner Person zu thun, sondern können jemand ihre Stelle vertreten lassen. An jedem Ende der Straße sitzt einer von den Wächtern in einer besonders dazu erbauten Hütte. Von Zeit zu Zeit gehn sie gegen einander zu, und alle Stunden in der Nacht schlagen sie mit aller Gewalt zwey Stücken Holz aneinander, sowohl die Stunden zu bemerken, als auch zu zeigen, daß sie nicht schlafen. In einigen Städten sind Schilderhäuser auf den Dächern, in welchen jemand ganz allein auf Feuer Achtung giebt.

Da die Stadt **Nagasaki** wegen der vielen Fremden die wichtigste ist, so wird sie auch mit mehrerer Sorgfalt bewacht, als jede andre von den kayserlichen Städten. Außer dem **Dsiisinban** und dem **Monban**, der ordentlich in jeder Straße herumgeht, sind noch vier Wachten zur allgemeinen Sicherheit der Stadt und des Hafens bestellt. Die erste heißt **Gobansio**, oder die große Hauptwache; die Officiers davon erhalten ihre Befehle vom Kayser unmittelbar, und stehn auf gewisse Weise nicht unter den **Tonosama**. Diese Wache steht eine gute halbe Meile von der Stadt, auf zwey Anhöhen, die einan-

einander gegen über liegen. Auf jeder Anhöhe sind ungefehr siebenhundert Mann in Hütten einquartirt. Von ihrem Aufenthalte können sie den Hafen, und die ganze Rhede übersehn. Nahe dabey liegt allezeit eine Barke in gutem Stande, die sie den Augenblick aller Orten hinbringt, wo ihre Gegenwart erfordert wird.

Die zweyte Wache nennt sich Funaban oder die Schiffswache. Sie besteht aus achtzehn Soldaten, welche die Aufsicht auf alle fremde im Hafen liegende Schiffe haben. Sobald eines von diesen Schiffen auf der Rhede angekommen, so legen sich zwey Wachtschiffe auf beyde Seiten des Fahrzeuges, welche alle zwey Stunden durch andre abgelöst werden. Dieses dauert so lange, als das Schiff im Hafen ist, und wenn es den Anker lichtet, so begleiten es eben diese Fahrzeuge bis in die offne See.

Die Soldaten der dritten Wache nennen sich Mi-okuri-bune, oder die Aufseher der Begleitung; weil sie hauptsächlich die fremden Schiffe aus dem Hafen begleiten müssen. Diese Wache muß auch die Schleichhändler verjagen, und hauptsächlich die Chinesischen Jonquen, und die holländischen Schiffe verhindern, ihre Waaren etwan wo anders, als zu Nagasaki, auszuladen, um den Zoll zu betrügen.

Die vierte und letzte Wache ist der Toniban, oder die Observationswache, welche alle Schiffe entdecken muß, die auf der Höhe von Nagasaki erscheinen, und auf alles Acht hat,

was in der Wohnung der Holländer und Chineser vorgeht. Sie wohnen in kleinen Hütten, die auf dem Gipfel der Berge um den Hafen herum erbaut sind. Sobald sie ein Schiff erblicken, geben sie dem Statthalter Nachricht davon. Nicht weit von der Stadt Nagasaki ist eine andre Gesellschaft von Spionen, oder Beobachtern, die auf einem hohen Berge, Namens Foaqua-san, wohnen, auf welchem man beständig eine gewisse Menge brennender Materien unterhält, um sie zum Signal anzuzünden, sobald man eine Flotte von zehn Europäischen Schiffen erblicken, oder sonst einen unvermutheten Aufstand wahrnehmen sollte. Diese Feuer werden nur bey den größten Gefahren angezündet; man sieht sie von einem hohen Gebirge in der Provinz Amakusa, auf welchem man eben solche Feuer ansteckt, welche man in der Provinz Figo wahrnimmt; und indem man nach und nach andre Feuer auf verschiednen Bergen, an den mittäglichen Küsten von Japan her, anzündet, so erfährt der Hof von Jedo in wenig Stunden, was in dem äußersten westlichen Ende der Provinz Saikokf vorgeht, in welcher Nagasaki gelegen ist, welches derselbe auf die ordentliche Art, durch Packetboote oder Couriers, erst in einigen Tagen wissen könnte.

Die scharfe und strenge Polizey, die in den Städten beobachtet wird, fällt oftmals den Einwohnern sehr zur Last. Bey dem geringsten gegründeten oder ungegründeten Lermen, werden die Gassen geschlossen, und jeder sieht sich in seinem

nem Hause eingesperrt. Und dieß geschieht nicht allein bey Aufruhr und Tumult, sondern auch wenn ein Missethäter verfolgt, oder sonst eine Nachsuchung von Seiten des Statthalters vorgenommen wird. Die schärfsten Nachforschungen werden zu **Nagasaki** bey der Abreise der Chinesischen Jonquen, und holländischen Schiffe angestellt. Alle Wachen des Hafens und alle Häscher der Stadt sind alsdann in Bewegung, damit nicht etwan ein Japaner auf diesen Fahrzeugen entwische, oder heimlich einige Waaren erhandle. Wenn diese Schiffe den Anker lichten, so werden mehrentheils die Straßen geschlossen, und der **Ottona** nimmt eine genaue Untersuchung in allen Häusern vor, und zwar nicht allein am Tage sondern auch noch tief in die Nacht hinein, indem er alle Einwohner bey Namen nennt, die gezwungen sind zu erscheinen. Während der ganzen Zeit dieser Haussuchung hat kein Mensch die Freyheit aus seiner Straße zu gehn, ohne in der Hand einen **Foridula** oder kleinen hölzernen Stab zu haben, der mit dem Wapen des regierenden Bürgemeisters bezeichnet ist.

Wenn man aus einem Stadtquartier wegziehn will, so hat man sehr große Formälitaten zu beobachten. Erstlich muß man dem **Ottona** der Straße, in welche man zu ziehn gedenket, eine Bittschrift mit einem kleinen Geschenke überreichen. Auf diese Bittschrift erkundigt sich der **Ottona** nach der Aufführung und den Sitten des Supplikanten, und wenn die Untersuchung

vortheilhaft für ihn ausfällt, so schickt er die Mitzi-josi, oder Straßenbothen, zu jedem Bürger, und läßt sich erkundigen, ob sie den Supplikanten zum Nachbar haben wollen. Wenn sich nur einer unter einem gegründeten Vorwande seiner Aufnahme widersetzt, so ist es schon genug, um ihn auszuschließen. Erhält er aber die Einwilligung aller Einwohner der Straße, so nimmt ihn alsdann der **Ottona** unter seinen Schutz, und gesellt ihn den andern Bürgern seines Quartiers bey. Der Supplikant giebt zum Willkommen an die Companie der fünfe, der er einverleibt wird, einen Schmauß, manchmal auch an alle Companien der Straße.

Man kann kein Haus, ohne die völlige Einstimmung aller Einwohner der Straße, erlangen. Und die Schwierigkeiten häufen sich noch mehr, wenn dem Käufer einiger Vorwurf gemacht werden kann, oder ihn die Einwohner nicht genug kennen. Denn da alle Bürger eines Quartiers für alle Unordnungen, die darinn vorfallen, stehn müssen, so geht es sie wirklich in Person an, niemanden, als ruhige Personen von untadelhafter Aufführung in ihre Nachbarschaft zu lassen. Wenn alle Hindernisse gehoben sind, so ist der Käufer verbunden, der Gemeine der Straße ein gewisses Kaufgeld, welches acht von hundert beträgt, und deshalb **Fatsiibun**, oder der achte Theil, genannt wird, zu entrichten. Fünf gleiche Theile, davon werden unter die Einwohner wirklich ausgetheilt, die andern drey werden an dem **Ottona** zu einem öffentlichen Schmause gege-

gegeben. Dieser Schmauß geht aber selten vor sich, und es scheint, daß der **Ottona** und seine Bedienten sich dieses Geld zueignen.

Wenn ein Japaner verreisen will, entweder zu seinem Vergnügen, in Angelegenheiten, oder auch eine Wallfahrt zu thun, so muß er sich zuerst mit einer Schrift versehn, die von dem Oberhaupt und den Mitgliedern der Companie, zu der er gehört, untersiegelt ist. Sie führen darinnen die Bewegungsgründe an, welche diese Person zu reisen nöthigen, und sie müssen für seine Zurückkunft gut sagen. Dieser Abschied wird an den **Ottona** gegeben, der ihn sogleich an den regierenden Bürgermeister übersendet. Dieser läßt dem Reisenden einen Paß ausfertigen, und drückt sein Siegel dazu.

Wenn jemand eines Verbrechens halber angeklagt wird, so kömmt die Sache zuerst vor das Gericht der Straße, welches aus dem **Ottona**, seinen drey Beysitzern und aus allen Häuptern der verschiednen Companien besteht. Wenn ihnen die Sache zu verwirrt scheint, als daß sie es wagen sollten, sie zu entscheiden, so schicken sie dieselbe an den ordentlichen Stadtrath, nehmlich an die Bürgermeister und andern Untermagistratspersonen. Wenn die Mitglieder dieses Gerichts gleiche Schwierigkeit darinn finden, so überlassen sie die Entscheidung dem Statthalter, welcher sie manchmal in den geheimen Rath zu Jedo sendet, in welchem ordentlicher Weise alle wichtigen Sachen entschieden werden. Wie-

der die Urtheile dieses Tribunals findet keine Appellation statt.

Wenn in einer Straße Zänkerey entsteht, entweder unter den daselbst wohnenden Bürgern, oder auch unter Vorübergehenden, so sind die nächsten Nachbarn verbunden alle Thätlichkeiten zu verhindern. Wenn einige Gewaltthätigkeiten vorgiengen, so würden sie dafür Red und Antwort geben müssen. Wenn jemand in einer Zänkerey getödtet wird, so wird der Thäter allezeit zum Tode verdammt, wenn er auch beweisen könnte, daß er den Angriff nicht gethan, und sein Leben nicht anders, als durch die Ermordung seines Feindes, retten können. Die Strenge (*) der Gesetze hört nicht einmal bey dieser grausamen Strafe auf. Die Einwohner der drey nächsten Häuser des Orts, wo der Todtschlag geschehn, werden verdammt, viele Monathe lang nicht auszugehn. Die Fenster und Thüren ihrer Häuser werden stark verrammt, und kaum läßt man ihnen so viel Zeit, den nöthigen Vorrath anzuschaffen, wovon sie während dieser Einsperrung leben könnten. Alle andern Einwohner der Straße haben ihren Theil an der Strafe; man verdammt sie auf einige Tage, oder auch wohl Monathe, zu harter Arbeit, entweder in öffentlichen Häusern, oder in dem Pallaste des Statthalters. Die Häupter der Goningumi, oder Bürgercompanien, werden mit noch größerer Schärfe gestraft, nach der Größe der Nachläßigkeit, die sie bey diesem Falle gezeigt.

*) Kämpfer im sechsten Buch.

gezeigt. Eben diese Strenge beobachtet man bey allen andern Verbrechen. Der Wirth des Schuldigen, seine Anverwandten, sein Herr, das Oberhaupt der Companie, mit einem Worte alle seine Vorgesetzten müssen die Strafe mit ihm theilen. So hart und barbarisch, sagt Kämpfer, ist die Einrichtung dieser Regierungsform, daß niemand, auch nicht der gerechteste Bürger, vor einer schimpflichen Strafe sicher ist, da man sich alle Tage befahren muß, wegen der Verbrechen anderer zu büßen.

Wer den Degen auf den andern zieht, wenn er auch seinen Feind nicht verwundet noch getroffen, wird zum Tode verdammt, wenn ihm die That bewiesen werden kann. Wenn ein Missethäter sich durch die Flucht den Händen der Gerechtigkeit entzieht, so muß das Oberhaupt der Companie den Flüchtigen verfolgen, bey Strafe in eigner Person für seine Flucht Rechenschaft zu geben.

Kein Versehn wird in Japan mit Geld bestraft. Man kennt hier nichts als Leibesstrafen, Tod, Gefängniß, Verbannung, und Entsetzung der Aemter. Man hat verschiedne Arten die Schuldigen zu peinigen, und hinzurichten. Die gewöhnlichsten Todesstrafen sind Kreuz, Feuer und Schwerdt. Wenn man einem Missethäter eine Gnade erzeigen will, so erlaubt man seinen nächsten Verwandten, ihn hinzurichten. Da man sich indeß hier einbildet, daß es allezeit eine kleine Schande sey, von den Händen anderer zu sterben, so bitten sich die

meisten die Erlaubniß aus, sich den Bauch aufzureissen. Wenn ein Verbrecher diese Erlaubniß erhalten, so versammelt er sein Anverwandten und Freunde, zieht seine besten Kleider an, und hält meistens eine kleine Rede an die Umstehenden; zuletzt nimmt er ein muntres Gesicht, und standhaftes Wesen an, und schneidet sich den Bauch auf, indem er eine kreuzweise Oeffnung macht. Sein Verbrechen sey so groß, als es wolle, so tilgt diese Todesart die Schande davon aus, und zwar nicht allein für seine Familie, sondern für den Missethäter selbst, dessen man künftig nicht anders, als eines sehr herzhaften Menschen erwehnt.

Im letzten Monath jedes Jahres macht man in jeder Straße das Fito-aratame, oder das Verzeichniß aller Einwohner. Der Nitzijosi schreibt die Namen der Personen, den Tag ihrer Geburth, ihr Geschlecht, ihre Religion und ihre Handthierung auf, die sie treiben. In einigen Städten des Reichs wird dieses Aufschreiben mit einer Ceremonie verbunden, deren Umstände sehr merkwürdig sind. Man nennt sie Jefumi, oder die Handlung die Bilder mit Füßen zu treten. Einige von dem Statthalter ernannte Abgeordnete gehn von Straße zu Straße, und von Haus zu Haus, um die Einwohner zu zwingen, über die Bilder des Heylandes, der Maria und der Heiligen zu gehn; welches die Japaner als eine öffentliche Abschwörung des Christenthums ansehn. Diese Gewohnheit wird hauptsächlich zu Nagasaki, und

in

in den Städten des Distrikts von Omura und Bungo beobachtet, wo die Regierung muthmaßt, daß noch Christen seyn möchten. Die Bilder, deren man sich dazu bedient, haben ungefehr einen Zoll in der Länge, und sind auf Meßing gegraben. Die Inquisitores sitzen auf Matten, in dem weitesten Saale des Hauses, in dessen Mitte diese Kupferblatten hingelegt werden. Alsdann läßt man das Haupt der Familie, seine Frau, Kinder, Bedienten, und alle seine Miethsleute kommen. Ein Beamter, der das Verzeichniß von ihren Namen in der Hand hält, ruft einen nach dem andern, und fordert sie auf, die heiligen Bilder mit Füßen zu treten. Die Kinder, welche noch nicht gehn können, werden von ihren Müttern darüber getragen, die ihnen mit den Füßen diese Bilder berühren lassen.

Neuntes Capitel.

Von der Sprache, und von den Künsten und Wissenschaften der Chineser.

Erster Artikel.

Von der Japanischen Sprache.

Die Japanische Sprache ist, nach Kämpfers Urtheil, eine eigene ursprüngliche Spra-

 che,

che, welche von keiner andern orientalischen Sprache abstammt, ob sie gleich verschiedne Wörter aus der Chinesischen entlehnt, und zum Schreiben eben die Zeichen genommen, deren man sich in China bedient. Ehmals hatte sie ihre eignen Buchstaben, Commons genannt; aber sie wären so unförmlich, daß sie die Gelehrten abgeschafft, und sich die Chinesischen erwehlt haben, die viel deutlicher und bequemer sind. Aber indem sie die letztern Buchstaben angenommen, so haben sie verschiedne Accente, Partikuln, und andre Zeichen hinzugethan, um die Worte zu verbinden und zu unterscheiden. Diese Zeichen sind so nothwendig geworden, daß, wenn in Japan chinesische Bücher zum Gebrauch derer, die diese Sprache verstehn, gedruckt werden, diese besondern Accente hinzugefügt werden müssen, oder die Japaner würden außer dem diese Bücher nicht verstehn können.

Diese Insulaner schreiben wie die Chineser mit einem Pinsel, indem sie von oben herunter einen Buchstaben an den andern setzen, und von der Rechten zur Linken anfangen. Die Aussprache des Japanischen ist überhaupt genommen, zierlich, deutlich, angenehm und wohlklingend; worinne sie, wie Kämpfer sagt, einen großen Vorzug vor der Chinesischen hat, die nur aus einem verwirrten Geräusch verschiedner Consonanten besteht, die mit einem gezwungnen Tone, und einer Art von Gesang ausgesprochen werden, welcher den Ohren sehr widerlich ist.

Zweyter Artikel.

Von den Studien der Japaner; vortreffliche Erziehung der Jugend; ihre Känntniß der Physik, Astronomie und Medicin.

Die vornehmsten Studien der Japaner sind, ihre Sprache wohl zu lernen, gut zu lesen, schön zu schreiben, und schön zu sprechen; auch suchen sie sich von der Geschichte ihres Landes, von den Geheimnissen ihrer Religion und von den Grundsätzen der Moral zu unterrichten. Sie legen sich auf die Beredtsamkeit, Poesie, Musik, Mahlerey und andre Künste. Man versäumt nichts, um den Verstand der jungen Leute zu bilden und zu verbessern, und diese Erziehung ist beyden Geschlechtern gemein. Das Frauenzimmer ergiebt sich den Wissenschaften eben so eyfrig, als die Mannspersonen; und da sie in großer Eingezogenheit leben, so giebt ihnen dieß zu einer Menge von Erkänntnissen Gelegenheit, zu denen sie ihre Zeit sehr nützlich anwenden können. Man erzieht die Kinder mit Sanftmuth, man gewöhnt sie, von dem zartesten Alter an, sich durch die Ehre leiten zu lassen.

Es scheint nicht, daß die speculativischen Wissenschaften bisher in Japan großen Fortgang gehabt, es müßte denn die Theologie seyn, welche die Priester der verschiednen Sekten sehr studieren, im beständigen Disputiren sich üben,

und sich um die Wette bemühn, ihre Religion geltend zu machen. Die Japaner haben nur eine sehr geringe Känntniß von der Mathematik, Metaphysik, und andern Theilen der Philosophie, ausgenommen von der Moral, in welcher sie sich mehr umgesehn haben, ob sie gleich dieselbe nur in eine kleine Anzahl von Regeln gebracht. Der P. Almeyda, und andre Missionarien haben vorgegeben, daß diese Insulaner große Naturkündiger wären, aber was sie davon sagen, ist mit keinem Beweise unterstützt, und der P. Charlevoix ist gar nicht dieser Meynung. Sie kennen die Einrichtung des Himmels sehr schlecht, und die Beschaffenheit der Erde war ihnen vor der Ankunft der Portugiesen so unbekannt, daß sie die Welt in drey Theile theilten, nehmlich Japan, China, und das Königreich Siam. Heutiges Tages wissen sie in diesem Stücke etwas mehr, und sie haben so gar Weltkarten, und auch eigne Charten von ihren Ländern. So unförmlich diese Charten auch sind, so haben sie doch unsern Erdbeschreibern[3] einige Hülfe geleistet.

Die Japaner haben keine Zeichen, die Zahlen auszudrucken. Sie bedienen sich zum Rechnen einer Maschine, wovon ich in der Chinesischen Geschichte mehrere Meldung gethan. Sie theilen, wie wir, den Thierkreiß in zwölf Zeichen, aber sie geben ihnen andre Namen. Nehmlich die Maus, der Ochse, der Tyger, der Hase, der Drache, die Schlange, das Pferd, das Schaf, der Affe, der Hahn, der

Hund

Hund und das Schwein. Sie theilen den natürlichen Tag in zwölf Stunden, und jede Stunde, in zwölf Theile; sie geben jeder Stunde des Tages, und sogar jedem Theile der Stunde die Namen der himmlischen Zeichen nach der Ordnung. Hierbey ist zu bemerken, daß, von den zwölf Stunden ihres natürlichen Tages, sechse auf die Zeit zwischen dem Aufgange und Untergange der Sonne gerechnet werden, welches der eigentliche Tag ist. Die Nacht, oder die Zeit vom Untergange bis zum Aufgange der Sonne, wird in sechs andre gleiche Theile getheilt. Daher kömmt es, daß die Stunden des Tages und der Nacht, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, sehr von einander unterschieden sind, indem die Tagesstunden im Sommer viel länger, als die Nachtstunden, und die Nachtstunden im Winter viel länger, als die Tagesstunden, sind. Der Anfang des Japanischen Jahrs fällt zwischen der Sonnenwende im Winter, und der Tag- und Nachtgleiche des Frühjahrs, zur Zeit des nächsten Neumonds vom fünften Februar. Ihre Monathe halten acht und zwanzig Tage, und werden nach dem Monde gezehlt; aber da diese Rechnung sehr unrichtig seyn würde, so verbessern sie dieselbe durch Schaltmonathe, die sie zu ihrem Calender hinzufügen; daß sie also alle drey Jahr, oder auch manchmal alle zwey Jahr, ein Jahr von dreyzehn Monathen haben. Den Geistlichen am Hofe des Dairi ist die Verfertigung der Calender aufgetragen; sie werden

allezeit

allezeit zu Isje gedruckt, auf ein Papier, das fünf Fuß lang aber nur sieben bis acht Zoll breit ist. Einer von diesen Calendern heißt **Mannengojomi**, oder der Calender auf zehntausend Jahr.

Die Japaner haben in ihrer Chronologie verschiedne Epochen. Die erste und gewöhnlichste fängt mit dem Reiche des Sinmu, des Stifters ihrer Monarchie, an. Sie trifft mit dem sechshundert und sechzigsten Jahr vor Chr. Geb. zusammen. Diese Epoche heißt **Nin=o**, das ist **der grosse und mächtige Monarch.** Die zweyte heißt **Nengo**, und ist eine Reihe von Perioden, welche zu verschiednen Zeiten von den Kaysern eingesetzt worden, und denen man nach gewissen merkwürdigen Begebenheiten, deren Gedächtniß man erhalten wollen, verschiedne Namen gegeben. Diese Art die Jahre zu zehlen, wurde, wie es heißt, unter dem sechs und dreyßigsten **Mikaddo**, lange Zeit vor den Cubo oder weltlichen Kaysern, eingeführt. Die **Dairi**, welche allein das Recht haben, diese Perioden einzusetzen, haben sie von Regierung zu Regierung erhalten. Mehrentehils führt jeder **Mikaddo** eine Periode für seine eigene Regierung ein. Man bedient sich dieser Zeitrechnung in den Calendern, Befehlen, Briefen, Registern, und oftmals auch in den Büchern, alsdann aber setzt man allezeit die Jahre des **Nin=o**, besonders bey historischen Büchern, hinzu. Die dritte Epoche, deren sich die Japaner bedienen, sind gewisse Cy-

klus

klus, oder Perioden von sechzig Jahren, welche Art zu zehlen sie von den Chinesern entlehnt. Jedes Jahr des Cyklus hat sein besondres Zeichen, das aus der Verknüpfung der zwölf himmlischen Zeichen mit den fünf Elementen der Japanischen Weltweisen herkömmt. Diese Elemente sind Holz, Feuer, Erde, Erz und Wasser. Wenn die sechzig Jahr um sind, so fängt ein neuer Cyklus an, und geht durch eben diese Verbindungen durch. Diese dritte Epoche wird hauptsächlich von den Geschichtschreibern gebraucht.

Die Japaner baben fast gar keine Känntniß der Anatomie; und es ist auch wenig Wahrscheinlichkeit, daß sie jemals in dieser Wissenschaft sonderlich weiter kommen sollten, da die Vorurtheile ihrer Religion ihnen nicht erlauben, die Thiere zu tödten, ja nicht einmal todte Körper anzurühren. Dagegen legen sie sich sehr auf die Botanik, und dieser Theil der Medicin ist in solchem Ansehn bey ihnen, daß man beständig Fürsten und Große des Reichs antrifft, die sich besondre Mühe darinn geben. Verschiedne unter ihnen haben Gärten, die bloß zur Wartung medicinischer Kräuter bestimmt sind. Die itzigen Wohnungen der Chineser stehn auf einem ehmaligen Kräutergarten eines großen Herrn, der die kayserlichen Domainen in dieser Provinz verwaltete. Die Japaner haben ein Kräuterbuch, oder botanisches Register, das ziemlich ausführlich ist. Man findet darinn die Abrisse von mehr als fünfhundert Pflanzen

und

und Gesträuchen, die in Japan wachsen, und man erklärt darinn die Eigenschaften von jedem dieser Kräuter.

So wie Salmon sagt, sind Gicht, fallende Sucht, Schnupfenfieber, Podagra, Rothlauf, und Aussatz sehr gemeine Krankheiten in Japan; **Ten Rhyne** aber und Kämpfer melden nichts hievon. Es giebt eine große Menge Blinde in diesen Inseln, und die Blattern richten große Verwüstungen darinn an. Die Japanischen Aerzte unterscheiden drey Arten davon. Die eine nennen sie Fooso, von der die Blattern trucken und staubicht sind; die zweyte, Fasika, ist eine Art von Masern; die dritte heißt Kare oder Wasserpocken. Sie glauben, es helfe sehr viel zur Genesung von den Blattern, wenn der Kranke in ein rothes Tuch eingewickelt sey. Wenn ein kayserlicher Prinz diese Krankheit hat, so ist nicht allein sein Zimmer und sein Bette mit rothem Tuche behangen, sondern jedermann, der ihn besucht, muß gleichfalls rothe Kleider anhaben. Die Franzosen sind in Japan nicht unbekannt, man nennt sie daselbst Nambankaßa, oder die Portugiesische Krankheit. Der unmäßige Gebrauch des Sacki, eines sehr starken aus Reiß gemachten Bieres, erregt eine andere Art von Krankheit, die den Japanern eigen und so gemein im Lande ist, daß unter zehn erwachsenen Personen kaum einer ist, der nicht Anfälle davon gehabt. Diese Krankheit heißt Senki; ihr Sitz ist in den Muskeln und Eingeweiden des Unterleibes,

wo sie gewaltiges Reissen, und unerträgliche Schmerzen verursacht; hauptsächlich im Schoosse und dessen benachtbarten Theilen. Auf dieses Stechen folgen manchmal Geschwulsten und Beulen, die an eben diesen Theilen entstehn.

Die Japaner wissen nichts vom Aderlassen und Clystieren. Ihre Wundärzte gebrauchen keine glüenden Eisen und andre schneidende Instrumente von allen Arten, deren wir uns in unsern Operationen bedienen, und deren Auspackung, wie Kämpfer sagt, den Kranken so fürchterlich, und der menschlichen Natur so sehr zuwider ist. Sie haben eigentlich nur zwey chirurgische Operationen, nehmlich die Acupunktur oder Nadelkur, und die Feuerkur, oder den Gebrauch des **Mora**. Folgends sagt uns Kämpfer von der Natur und Eigenschaft beyder Operationen.

Die Acupunktur ist, mit einer Nadel in gewisse Theile des Leibes zu stechen. Die Nadeln, die dazu gebraucht werden, sind von Gold, oder dem feinsten und reinsten Silber. Sie werden von verschiedner Größe gemacht; mehrentheils sind sie vier Zoll lang, sehr dünn und laufen ausserordentlich spitzig zu. Ob sie gleich sehr biegsam sind, so müssen sie doch einen gewissen Grad der Festigkeit haben. Es sind eigne Künstler, die diese Nadeln zu verfertigen, und ihnen den wahren Grad der Feinheit und Festigkeit zu geben wissen. Sie sind oben am Griff zusammengedreht, damit man sie desto besser fassen und brauchen kann. Man steckt

sie in ein solches Instrument, das wie ein Hammer aussieht, und auch in der That gebraucht wird, die Nadel einzuschlagen. Dieser Hammer ist von Horn und etwas länger als die Nadel. Das eine Ende ist platt, und das andre rund, aber etwas eben und mehrentheils legt man ein Stück Bley darein, um es desto schwerer zu machen. Manchmal steckt man die Nadel in eine kupferne Röhre, die einen Zoll kürzer, als die Nadel, und so dick ist, als ein Federkiel. Sie hilft die Nadel desto sicherer bey dem Stiche leiten, und verhindert hauptsächlich, daß sie nicht zu tief eindringt. Die Operation geschieht auf folgende Art. Der Wundarzt nimmt eine Nadel nahe an der Spitze in die Hand, und naht sie dem Theile des Körpers, der durchstochen werden soll; untersucht aber vorher sehr sorgfältig, ob nicht wo eine Muskel oder eine Nerve verborgen liege, welche zu treffen, von großer Gefahr seyn würde. Alsdann nimmt er mit der andern Hand das Hämmerchen, wovon ich geredet, und thut ein bis zwey Schläge auf den Kopf der Nadel, blos um sie durch die Oberfläche des Körpers zu bringen, und den Widerstand der äußern Haut zu heben. Wenn die Nadel das Loch gemacht hat, so dreht er sie oben am Griff mit den Fingern herum, um sie desto tiefer hinein zu schieben. Mehrentheils treibt man sie einen halben Zoll tief hinein, manchmal auch, aber sehr selten, einen ganzen Zoll und etwas drüber. Der Wundarzt läßt die Nadel so lange in der Wun-

de

de stecken, als der Patient ein bis zweymal Othem gehohlt, alsdann zieht er sie heraus, und preßt den durchstochnen Theil mit den Fingern, als wenn er alles Gift herausdrücken wollte. Die Japanischen Aerzte glauben, daß man, durch den Gebrauch der Nadel an den leidenden Theilen, bis in den Sitz der Krankheit und des Schmerzens kommen, und durch dieses Mittel allen giftigen Dünsten und Winden den Ausgang verschaffen könne, die sich im Körper verborgen. Die Acupunktur wird hauptsächlich wider die Art von Colik gebraucht, der ich erwehnt. In diesem Falle setzen die Wundärzte die Nadel an den Bauch um die Gegend der Leber, und machen neun Stiche in drey Reihen wie ein Parallelogramma gestaltet, so daß jedes Loch einen halben Zoll von dem andern entfernt ist. Kämpfer versichert, daß er erstaunliche Wirkungen von dieser Operation gesehn, und daß er verschiednemal Zeuge gewesen, wie Leute, die mit der Colik Senki beschwert gewesen, auf der Stelle gesund worden.

Die Japaner haben mit den Chinesern gleiche Vorurtheile, und glauben, daß die Winde und andre schädlichen Dünste, die sich im Körper erzeugen, die allgemeine Ursache aller menschlichen Krankheiten sind, hauptsächlich aller schmerzhaften. Nach diesem Grundsatze gebrauchen sie Caustica sehr häufig, welche sie als die kräftigsten Mittel ansehn, alle Arten von Winden und Dünsten zu zerstreuen und zu verjagen. Diese Methode rührt ursprüng-

sich von den Arabern her, die sie in Indien eingeführt, von da sie sich unter die Japaner, Chineser und andre Völker jenseit des Ganges verbreitet hat. Unter den Durchbrennungsmitteln, die bey den Japanern üblich sind, ist dasjenige, welches sie **Mora** nennen, das berühmteste, und hierinn besteht die zweyte chirurgische Operation, die **Kämpfer** gleichfalls beschreibt.

Der **Mora** ist eine zarte Wolle von aschgrauer Farbe, fast wie gerupfte Leinwand. Er besteht aus gestoßnen Beyfußblättern, von denen man die groben Fasern und harten Theile absondert, so daß nichts zurück bleibt, als eine weiche zarte Wolle. Diese Materie fängt sehr leicht Feuer, aber sie verzehrt sich langsam, ohne Flamme, und ohne einen starken Brand auf der Haut zu verursachen. Es steigt ein leichter nicht übelriechender Dampf davon auf. Dieses Mittel wird auf folgende Art gebraucht. Man nimmt ein wenig von dieser Wolle, rollt sie zwischen den Fingern zusammen und giebt ihr eine konische Figur, ungefehr einen Zoll hoch. Die Basis dieses Kegels muß etwas weniger als einen Zoll in ihrer größten Breite betragen. Diese Basis wird auf den Leib des Kranken auf die Stelle, die gebrannt werden soll, gesetzt, und damit sie desto fester anklebe, netzt man sie mit ein wenig Speichel. Endlich zündet man die Spitze des Kegels an, welcher sich nach und nach verzehrt, und die Haut ein wenig verbrennt. Der Schmerz davon ist nicht son-

sonderlich, und kömmt demjenigen gar nicht bey, welchen gewisse andere Durchbrennungsmittel bey den Arabern und Indianern verursachen. Wenn der Kegel abgebrannt ist, so braucht man, wenn es nöthig ist, noch einen, und fährt so vielmal damit fort, als es der Zustand des Kranken erfordert. Zärtliche Personen können nicht mehr, als drey nach einander aushalten. Leuten aber von starker Leibesbeschaffenheit setzt man manchmal zehn, zwanzig, und noch mehr. Die Wundärzte, die man dazu braucht, heissen Tensusi, oder **Befühler**, weil sie vor der Operation den Körper befühlen, um den Theil auszufinden, auf welchen sie den **Moxa** setzen wollen. Es ist in der That viel Vorsicht hiebey zu gebrauchen, und eben hierinn besteht die größte Geschicklichkeit des Wundarztes. Der **Moxa** wird nicht allezeit auf den kranken Theil, ja nicht einmal auf die benachtbarten Theile desselben gesetzt; oftmals wählen die Wundärzte ganz andre entferntere Oerter, die mit dem leidenden Theile nicht die geringste Gemeinschaft zu haben scheinen. In Magenkrankheiten setzen sie das Durchbrennungsmittel auf die Schultern, bey Seitenstechen auf den Rücken, und bey Zahnweh auf die Muskeln des Daumens an der Seite, wo die Schmerzen sind. Kein Theil des Körpers muß bey dieser Brennkur mehr leiden, als der Rücken seiner ganzen Länge nach. Von beyden Geschlechtern haben fast alle Personen Kennzeichen davon aufzuweisen, so sehr gewöhnlich ist diese

Operation bey den Japanern. Ihr Rücken ist so dadurch verunstaltet, daß man glauben sollte, sie wären grausam gepeitscht worden. Wer sich auf den Rücken brennen läßt, muß sich mit kreuzweisen Beinen auf die Erde setzen, und das Gesicht auf die Hände stützen. Da diese Stellung der Lage eines Kindes im Mutterleibe gleich kömmt, so wird sie für die geschickteste gehalten, die Lage und den Zwischenraum der Sehnen, Nerven und Muskeln zu entdeken. Man muß sich sorgfältig in Acht nehmen, diese Brennkur auf keines von diesen Theilen zu bringen, am allerwenigsten aber auf Adern und Pulsadern. Die Wundärzte haben verschiedne Abrisse, oder gedruckte Vorstellungen, die sie in ihren Operatiouen leiten, und die ihnen die Theile anzeigen, die sich dazu schicken.

Der **Moxa** wird nicht nur bey kranken, sondern auch bey gesunden Leuten gebraucht, und man hält ihn für ein fürtreffliches Verwahrungsmittel wieder alle Krankheiten. Kinder, alte Leute, zärtliche Frauenzimmer, arme und reiche, mit einem Wort alle Personen, die für ihre Gesundheit sorgen, laßen sich alle halbe Jahr einmal brennen. Wenn man es als ein Preservatif braucht, so läßt man sich nur zwey bis drey Wiken auffsetzen. Diese Gewohnheit ist so eingeführt in Japan, daß selbst Missethäter, die zu ewigem Gefängniß verdammt sind, die Erlaubniß haben, zweymal im Jahr diese Brennkur unter einer guten Wache zu gebrauchen.

brauchen. Die zu Batavia und in andern indianischen Gegenden wohnenden Holländer, haben mehr als einmal die gute Wirkung dieses Mittels wieder Schnupfen und Podagra erfahren. Diese Brennkur hat die Kraft, die salzigen und tartarischen Theilchen zu zertheilen, die sich mit der Lympha vermischen, sie verdiken, und sie um die Gelenke herum verhärten. Dieß Mittel ist hauptsächlich gut in warmen Ländern, wo eine fast beständige Transpiration die Schweißlöcher weit offner erhält, und die Muskeln viel weiter und geschmeidiger macht. Aber Kämpfers Meynung nach, würde man in Europa, besonders in kalten Ländern, nicht gleiche Wirkungen erwarten können.

Dritter Artikel.

Beredtsamkeit, Poesie, Musik, Mahlerey, und mechanische Künste.

Man versichert, daß die Japaner die Poesie und Beredtsamkeit zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Ihre Redner haben besondre Gaben die Herzen zu rühren, besonders in Predigten. Einige Mißionarien, sagt der P. Charlevoix, welche die Bonzen predigen hören, haben gestanden, daß sie nichts rührenders und pathetischers gehört, das mehr in dem Geschmak der wahren Beredtsamkeit gewesen; und daß es sehr ge-

wöhnlich sey, eine ganze Versammlung in Thränen zu finden. Ihre Poesie, fügt dieser Geschichtschreiber hinzu, hat besondre Annehmlichkeiten; hauptsächlich glücken ihnen theatralische Stücke. Diese sind in Handlungen eingetheilt, und jede Handlung in verschiedne Scenen. Die Erzehlung des Plans ist in dem Prologus enthalten, und die Entwickelung geschieht mit vieler Kunst. Die Verzierungen sind prächtig, und schicken sich sehr wohl zu dem Stücke; die Zwischenspiele bestehn in Tänzen, oder lustigen Possen. Sowohl ihre tragischen als komischen Stücke enthalten viel vortreffliche Moralen. Der Innhalt ihrer Tragödien ist meistentheils von einer Heldenthat ihrer berühmten Leute, oder ihrer Heiligen hergenommen; die Schreibart ist groß und majestätisch.

Die Japaner sind in dieser Art von Ausarbeitungen sehr fruchtbar. Kämpfer gedenkt einer berühmten Sammlung, Faku-nin-isju betitelt, das ist, die Verse der hundert Poeten. Diese Sammlung besteht aus verschiednen Stücken, von hundert Verfassern die an dem Hofe des geistlichen Kaysers gelebt. In den Bibliotheken findet man viel andre Bücher, nicht allein von der Poesie und Beredtsamkeit, sondern auch von der Geschichte, Moral, von den Materien der Religion, von der Medicin, vom Ackerbau, und von gewissen Theilen der natürlichen Historie, hauptsächlich, was Vögel, Fische, Muscheln, Metalle, und dergleichen Materien betrifft. Man hat angemerkt, daß kein

kein Japanischer Schriftsteller von der Rechtsgelehrsamkeit gehandelt, die bey diesem Volke aus einer geringen Anzahl solcher klaren und deutlichen Gesetze besteht, daß sie keiner Erklärung nöthig haben.

Die Mönche, Priester und andre Diener der Religion legen sich am meisten auf die Wissenschaften. Sie haben in allen Provinzen Akademien und Collegia, in die man eine Menge junger Leute hineinschickt; ob gleich alle Welt muthmaßt, daß die Aufseher dieser Schulen die meiste Zeit die Unschuld ihrer Untergebenen mißbrauchen. Die Anzahl dieser Akademien ist sehr beträchtlich; wir sehen in den Briefen des heiligen **Xaverius**, daß zu seiner Zeit um **Meaco** herum vier berühmte Collegia waren, wovon in jedem auf vier tausend Schüler gezehlt wurden, und zu **Bandone** war eine andre noch zahlreichere Akademie.

Die Japaner sind seit langer Zeit mit der Musik bekannt; aber diese Kunst ist bey ihnen eben so unvollkommen als bey den Chinesern. Ihr Gesang ist abgemessen, und geht nach der Cadanz; aber sie kennen nur eine Stimme in der Musik, sowohl in Singe- als Instrumentensachen. Sie singen aus der Brust, und mit einem so unangenehmen Tone, daß Europäische Ohren dadurch beleidiget werden. Sie haben verschiedne Arten von Instrumenten, wie zum Exempel Flöten, Pfeifen, große und kleine Trommeln, Orgeln, Harfen, Trompeten, Cymbeln, Glocken, Becken rc. u. s. w. Ihre

 Art

Art zu tanzen ist wenig von der Europäischen unterschieden.

Von ihrem Geschmack in der Mahlerey und Zeichenkunst, kan man aus den Sachen urtheilen, die wir von ihnen erhalten; nehmlich aus den lakirten Schränken, gemahltem Papier, und ihren Stoffen. In der Farbenmischung glückt es ihnen ganz gut; sie mahlen Blumen und Thiere noch so ziemlich, aber vom Umriß, der Perspektiv und andern höhern Theilen der Mahlerey haben sie einen sehr unvollkommnen Begriff. Sie mahlen *allezeit* auf Papier, und einige dieser Gemälde sind, wenn man dem P. Charlevoix glaubt, im Lande manchmal zu viertausend Goldthalern verkauft worden. Dieser Geschichtschreiber aber *gesteht* selbst, daß alle Papiere von der Art, die man bisher nach Europa gebracht, nur mittelmäßige Arbeiten gewesen, und keinen großen Begriff von dem Mahlergenie der Japaner machen könnten.

In mechanischen Künsten sind diese Insulaner weiter gekommen. Sie arbeiten sehr fein in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Elfenbein und Holz. Ihre lackirten Arbeiten übertreffen die besten der Chineser in dieser Art; so wie auch ihre guten Stoffe besser sind, als die Chinesischen. In Verfertigung des Stahls gehn sie allen Völkern vor, und ihre Säbel sind viel besser als die unsrigen. Ihre Art zu drucken ist wenig von der Chineser ihrer *unter*-

schieden, die ich in der Geschichte dieses Volks weitläuftig genug beschrieben.

* * * * * * * * * * *

Zehntes Capitel.

Von den Religionen in Japan.

In Japan sind drey Hauptreligionen. Die erste nennt sich Sintos, und besteht in der Verehrung der Cami, oder alten Götter des Landes, welche, nach der Einbildung dieses Volks, Japan verschiedne Millionen von Jahren beherrscht haben. Dieß ist die älteste und wahreste Religion bey ihnen. Die andre nennt sich Budsdo, und besteht in der Anbetung fremder Götzen. Diese Religion, die fast so alt, als das Christenthum ist, wurde vor ungefehr siebzehn hundert Jahren in Japan eingeführt. Die dritte wird Siuto genannt; dieß ist ein weit neueres System, das sich bloß auf das Licht der Vernunft gründet, und bloß mit der Ausübung der Tugend beschäftiget ist, ohne sich mit der Verehrung einiger Gottheiten abzugeben. Ich werde von diesen drey Religionen nach einander reden; und nichts von dieser Materie zu vergessen, will ich dieses Capitel mit einer kurzen Historie des Christenthums beschließen, das im Begriff war, auf den Rui-

nen der drey andern Religionen, sich im Reiche fest zu setzen.

Erster Artikel.

Von der Religion Sintos genannt.

Der Götzendienst hat bey den Japanern eben den Ursprung gehabt, als bey andern Völkern. Da in den ersten Zeiten der Japanischen Nation einige Personen durch große und besondre Thaten sich berühmt gemacht, so wurde das Volk von Bewunderung hingerissen, vergötterte sie, und baute ihnen Tempel. Daher kömmt die zahlreiche Reyhe von Gottheiten, welche die **Sintoisten** in verschiedne Klassen theilen, und sie unter dem allgemeinem Namen der **Cami**, oder unsterblichen Geister, anbeten. In einigen Tempeln verwahrt man noch heutiges Tages Degen und andere alte Waffen, deren sich diese **Cami** bedient haben sollen, die Feinde des Reichs zu bezwingen, und auszurotten; welches beweist, daß diese vermeynten Götter nichts anders gewesen, als berühmte Kriegshelden, welche durch große und nützliche Thaten ihr Gedächtniß angenehm und geheiligt gemacht. Die Sintoisten haben eine besondre Verehrung für diese kostbaren Reliquien, und einige gehn in ihrem Aberglauben so weit, daß sie sich einbilden, sie würden von dem Geiste

dieser

dieser unsterblichen Götter belebt, denen sie ehmals zugehört. Ich habe an einem andern Orte von der Regierungsfolge dieser Gottheiten geredet, welche die Sintoisten nicht nur als Schutzgötter ihrer Nation, sondern auch als die Stifter und ersten Könige derselben, ansehn. Die Geschichte dieser Götter, welche den Haupttheil der Religion der Sintoisten ausmacht, ist voll von wunderbaren Abentheuern, Siegen über Riesen, überwundnen Drachen und andern dergleichen außerordentlichen Begebenheiten.

Die **Mikaddos**, oder **Dairis**, das ist die geistlichen Kayser, haben allein das Recht, berühmte Personen zu vergöttern und zu Heiligen zu machen. Dieses Gnadenzeichen läßt der Dairi von Zeit zu Zeit einigen Personen wiederfahren, die er dieser Ehre würdig hält, entweder wegen des heiligen Lebens, so sie geführt, oder wegen der Wunder, die sie gethan haben sollen. In diesem Fall ertheilt er ihnen den erhabnen Titel **Cami**, und erlaubt, ihnen **Mias** aufzurichten, welches der Name ist, welchen die Sintoisten ihren Tempeln geben.

Der **Mikaddo** ist das Haupt und der Pabst der Sintoistischen Religion. Er kann nicht allein Götter machen, sondern er ist auch selbst der Gegenstand der Anbetung der Sintoisten. Da man voraus setzt, daß er in gerader Linie von den alten **Cami** der Nation abstamme, und die Tugenden und den geheiligten Charakter seiner Vorfahren geerbt habe, so sieht

man ihn als ein lebendiges Bild dieser Gottheiten an und erzeigt ihm beynahe eben die Ehre, welche man den Cami von der ersten Ordnung beweist. Man glaubt sogar, daß alle Götter des Landes eine besondre Hochachtung für seine Person haben, und sich eine Schuldigkeit daraus machen, ihn alle Jahr einmal zu besuchen. Man giebt vor, sie erwehlten den zehnten Monath dazu, und wären alsdann auf eine unsichtbare Art um ihn. In diesem ganzen Monathe, den man **Kaminatsuki**, oder den Monath ohne Götter nennt, ist in den Tempeln der Sintoisten nicht die geringste Solennität, weil man glaubt, daß die Cami abwesend sind, und sich an dem Hofe des Dairi aufhalten.

Die Sintoisten glauben zwar die Seelenwandrung nicht; indeßen tödten sie doch keine den Menschen nützliche Thiere; und essen ihr Fleisch auch nicht, weil sie es für grausam und undankbar halten würden, sie auf die Seite zu schaffen. Sie haben einigen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele, und von einem künftigen glücklichen oder unglücklichen Zustande. Sie glauben, daß die Seelen der Gerechten nach diesem Leben an einen glücklichen Ort gelangen, welchen sie **Takamanosacra** nennen, oder **die hohen Oerter, die unter dem Himmel liegen**; sie setzen dieß Paradies würklich unter den drey und dreyßigsten Himmel, wo, ihrer Meynung nach, der Aufenthalt ihrer Götter ist. Die Gottlosen kommen nicht

an diesen glücklichen Ort, sondern ihre Seelen werden verdammt, in der Luft herum zu irren, bis sie ihre Sünden völlig gebüßt. Diese kurze Wanderschaft ist die einzige Quaal, die sie auszustehn haben.

Die Sintoisten glauben nur einen Teufel, welcher allein dazu bestimmt ist, den Fuchs zu beleben, welchen sie **Ma**, oder den bösen Geist nennen; und der auch in der That große Verwüstungen im Lande anrichtet. Uebrigens machen sie sich wenig aus dem Glück und Unglück einer andern Welt, und alle ihre Furcht und Hoffnung schränkt sich auf die Vortheile und Strafen in diesem Leben ein. Daher kömmt es, daß sie unter der fast unzehlbaren Menge ihrer Gottheiten fast keine andern als diejenigen anrufen, die eine besondre Aufsicht über das Land haben, und also ihrer Meynung nach, vermöge dieser vermeyntlichen Macht, ihnen schaden oder nützen, und sie in diesem Leben glücklich oder unglücklich machen können. Eine Religion von solchen Grundsätzen würde viel zu schwach seyn, das Volk im Zaum zu halten, wenn die weisen Gesetzgeber dieser Nation die Leichtigkeit dieses Jochs, durch so strenge und unverbrüchliche Gesetze, nicht schwerer gemacht hätten.

Die vornehmsten Pflichten der Sintoistischen Religion kann man in vier Hauptstücke bringen. Diese sind 1) die gesetzmäßigen Ceremonien. 2) Die Feyrung der Feste. 3) Die

Wall-

Wallfarth nach Isje, und 4) die geistlichen Gesellschaften und Brüderschaften.

I. Gesetzmäßige Ceremonien.

Die meisten gesetzmäßigen Ceremonien und Gebräuche betreffen hauptsächlich die Reinigkeit des Leibes. Diese Reinigkeit besteht darinn, sich mit keinem Blute zu beflecken, kein Fleisch zu essen, und todte Körper zu meiden. Wer sich eine von diesen Unreinigkeiten zugezogen, kann ohne Sünde keinen Tempel besuchen, noch an heilige Oerter kommen, und sich vor die Götter stellen. Wenn jemand einen Tropfen Blut auf seine Kleider bringt, so ist er sieben Tage unrein. Wenn ein **Mia** erbaut wird, und einer der Arbeiter verwundet sich, daß Blut darnach geht, so wird dieß als ein groß Unglück angesehn, und von der Zeit an darf dieser Arbeiter nicht wieder zu heiligen Gebäuden gebraucht werden. Wenn man zu Isje, einem berühmten Orte, wo **Ten-sio-dai-sin**, der Vater der Japanischen Nation, besonders verehrt wird, in einem der dortigen Tempel einen Tropfen Blut schüttete, so würde dieser Tempel niedergerissen, und ein andrer an seine Stelle gebaut werden müssen. Den Frauenzimmern ist es zu gewissen Zeiten verboten, in die **Mias** zu gehn. Wer Fleisch von vierfüßigen Thieren ißt, ausgenommen von Gemsen, ist dreyßig Tage unrein. Wer von zahmen

men oder wilden Federvieh ißt, ausgenommen von Fasanen, Kranichen, und allen Wasservögeln, deren Fleisch erlaubt ist, bleibt zwey Stunden unrein. Wer ein Thier tödtet, bey der Hinrichtung eines Missethäters ist, sich bey einem Sterbenden findet, oder in ein Haus geht, in welchem ein Todter liegt, der ist den ganzen Tag über unrein. Aber die größte Unreinigkeit von allen zieht man sich durch den Tod seiner Verwandten zu, je näher sie sind, je größer ist die Unreinigkeit. Einige Casuisten fügen zu diesen Befleckungen noch diejenigen hinzu, die man sich durch die Unreinigkeit andrer auf den Hals ladet. Dieses geschieht auf zweyerley Weise; einmal durch die Augen, wenn sie was unreines sehen, und das andremal durch die Ohren, die etwas dergleichen hören; hiezu kömmt noch die dritte Art von Unreinigkeit, nehmlich durch die Lippen, wenn sie häßliche Dinge sagen. Diese drey Arten von Unreinigkeiten werden unter einem Sinnbilde von drey Affen vorgestellt, die zu den Füßen einer Gottheit sitzen, welche sie **Dsiijo** nennen, und wovon sich einer mit den Vorderpfoten die Augen zuhält, der zweyte die Ohren, und der dritte den Mund. Doch gehört dieses Sinnbild nicht sowohl zu der Religion des Sintos, als zu der **Budsdoisten** ihrer, die für dieses ungestalte Götzenbild, das man in ihren meisten Tempeln findet, eine sehr große Ehrfurcht tragen. Endlich bilden sich auch einige Andächtige ein, daß es gottlos sey, mit einem un-

ruhigen

ruhigen betrübten Gemüth vor den Göttern zu erscheinen; denn, sagen sie, die Gebete der Unglücklichen können Geistern, die der höchsten Seeligkeit genießen, nicht anders als sehr beschwerlich und unangenehm seyn.

2. Die Feyrung der Rebi, oder Religionsfeste.

Die Feyrung der Feste machen den zweyten Hauptpunkt der sintoistischen Religion aus. Diese Feste werden Rebi, oder Besuchtage genannt, weil sie in der That hauptsächlich dazu bestimmt sind, seine Freunde zu besuchen und ihnen Glück zu wünschen. Man geht zwar ein wenig in die Tempel, aber die meiste Zeit des Tages wird doch mit Besuchen, Schmausereyen und Lustbarkeiten zugebracht. Die Japaner halten davor, daß die unschuldigen Vergnügen, welche die Menschen genießen, den Göttern nicht anders als sehr angenehm seyn können, und daß man die Cami auf keine bessere Weise verehren könne, als wenn man sich in der Welt einen Theil von der Seeligkeit zu verschaffen suche, welche diese höchstglücklichen Wesen im Himmel genießen.

Wenn die Sintoisten die Tempel besuchen wollen, so baden sie sich erstlich in ihrem Hause, ziehn ihre besten Kleider an, und ziehn darüber einen Camisino, oder ein Ceremonienkleid; alsdann begeben sie sich nach dem Tempel

pel auf den Weg, indem sie mit einem gesetzten gravitätischen Schritte einhergehn. Wenn sie an den Tempel kommen, waschen sie zuerst die Hände in einem steinernen Becken, welches in dem Vorhofe von allen Mias ist. Man muß sich zurückrufen, daß diese Arten von Tempeln, die man den Cami gewidmet, kleine Capellen sind, in die man nicht hinein geht, und vor deren Fenstern Gitter sind. Man steigt auf Stufen dazu hinauf, die zu einer äussern Gallerie führen, mit der der Mia umgeben ist. Diejenigen, die ihre Andacht verrichten wollen, nahen sich einem dieser Gitterfenster, welches so hoch ist, daß man sich drein legen, und von da das Inwendige der Capelle entdecken kann. Sie stellen sich einem Spiegel gegen über, der mitten im Tempel aufgehängt ist, beugen die Knie, und bücken sich nach und nach bis an die Erde; alsdann stehn sie wieder auf, richten ihre Augen auf den Spiegel, und thun ein kurzes Gebet an den Mia. Sie haben kein Formular, oder bestimmte Vorschriften zu diesen Gebeten; jeder trägt seine Noth vor, und verrichtet seine Andacht, so gut er kann. Ja viele verrichten gar kein Gebet, weil sie glauben, das innerste ihres Herzens, mit allen Wünschen und Bedürfnissen, sey der Gottheit des Tempels wohl bekannt, welche alle Dinge eben so leicht sehn könne, als sie selbst ihr Bild in dem Spiegel des Tempels. Hierauf werfen sie einige Geldstücke durch das Gitter in den Mia, oder in den Stock, der nahe dabey steht.

Ehe sie weggehn, klingeln sie dreymal mit einer Glocke, die an der Thür des Tempels hängt.

Die Sintoisten haben alle Monathe drey ordentliche Feste. Das erste wird den ersten Tag im Monath gefeyert. Es wird mit Besuchen und Lustbarkeiten zugebracht, und selten betet man in den Tempeln: sondern wenn man seine Freunde und Gönner besucht, und ihnen zur glücklichen Zurückkunft des Neumondes seine Freude bezeigt, so versammelt man sich in den Gegenden um die **Mias** herum, die fast alle an sehr anmuthigen Orten liegen, und bringt die Zeit mit Spatzierengehn zu, oder sie besuchen auch Wirthshäuser und lüderliche Häuser, die in großer Menge in diesen Gegenden anzutreffen sind. Es ist merkwürdig, daß alle Japaner, von welcher Sekte sie auch seyn mögen, dieses Fest, dessen Ursprung sehr alt ist, sorgfältig feyern. Das zwehte Fest wird den funfzehnten oder den Tag des Vollmonds begangen. Die Götter haben etwas mehr Theil an dieser Solennität, und ihre Tempel werden von einer großen Menge Volks besucht. Das dritte Fest fällt auf den acht und zwanzigsten oder letzten Tag des Monaths. Es wird mit weit geringerer Andacht, als das zweyte Fest, gefeyert, und die **Mia** sind diesen Tag sehr leer.

Außer diesen drey besondern Festen, die alle Monathe einfallen, haben die Sintoisten noch fünf große jährliche Feste, welche mit grossen Anstalten gefeyert werden. Das erste heißt **Songuatz**, und fällt auf den ersten Tag im

Jahr

Jahr. Man begiebt sich in Ceremonienkleidern nach den Tempeln, man besucht seine Freunde und Gönner, und macht ihnen Geschenke, welche in einer Schachtel bestehn, in der zwey bis drey Fächer liegen, und zu welchen man ein Stück Awabi fügt, welches eine Art von Muschel ist, deren ich schon erwehnt. Indem die Japaner dieses Stück Awabi zu ihren Geschenken legen, wollen sie sich dadurch an die Mäßigkeit ihrer Vorfahren erinnern, die, wie es heißt, keine andre Nahrung, als das Fleisch dieser Muschel, hatten.

Man schreibt seinen Namen auf die Schachtel, damit die Person, der man das Geschenk schickt, wissen könne, von wem es herkömmt. Dieses Fest daurt verschiedne Tage, und manchmal den ganzen Monath durch. Der Ueberfluß und die Freude herrschen alsdenn aller Orten, und jeder schmückt sich mit seinen besten Kleidern. Sogar die Handwerksleute und ärmsten Bürger ziehn den Camisiino an, und tragen einen Sebel an der Seite.

Das zweyte jährliche Fest heißt Songuatzsomnitz, und wird den dritten Tag des dritten Monaths gehalten. Es scheint hauptsächlich zur Ergötzung der jungen Mädchen bestimmt zu seyn, denen ihre Väter einen großen Schmauß geben, zu denen sie ihre nächsten Verwandte und Freunde einladen. Man ziert einen großen Saal mit verschiednen prächtigen Puppen aus, welche den Hof des Dairi vorstellen, hiezu fügt man das Bild eines Götzen, Finakuge genannt.

Vor jede Puppe wird ein Tisch mit Speisen, Reißkuchen, und mit den zartesten und jüngsten Blättern von Beyfuß gesetzt. Die jungen Mädchen überreichen dieß Gerichte an die Gäste, nebst einer Schale **Sacki**, oder wenn sie noch zu klein sind, vertreten die Väter ihre Stelle. Dieses Fest ist hauptsächlich der Göttinn **Bensaiten** gewidmet, von der die Japaner sehr besondre Sachen erzehlen. Man giebt vor, daß sie durch eine besondre Gnade der **Cami** ehmals mit fünfhundert Eyern niedergekommen. Ein gutherziger Alter ließ sie ausbrüten, und es kamen daraus fünfhundert Kinder, die in ihren ersten Jahren mit Beyfußblättern und gekochtem Reiß ernährt wurden. Ihre Mutter wurde mit der Zeit unter die Gottheiten gerechnet, man verehrt sie als die Göttinn des Reichthums, und man glaubt, daß sie, nebst ihren fünfhundert Söhnen, mit den anderu Göttern in den glücklichen Wohnungen sich aufhalte, die unter dem drey und dreyßigsten Himmel liegen.

Das dritte Fest wird **Goguatz-gonitz** genannt, und fällt auf den fünften Tag des fünften Monaths. Die jungen Knaben machen diesen Tag die Ehre vom Hause. Das vierte Fest **Sitziguatz-nanuka** wird den siebenten Tag des siebenten Monaths gefeyert. Es ist gleichfalls noch ein Ergetzungstag für die Kinder. Das fünfte **Kunitz** genannt, fällt alle Jahr auf den neunten Tag des neunten Monaths. Dieses Fest ist hauptsächlich dem Schmauße, Spiel, Tanze, und gewissen öffentlichen Schauspielen,

Niat-

Matsuri genannt, gewidmet, von denen ich in einem andern Artikel reden werde. Die Freude, die Ausschweifung und Lüderlichkeit herrschen alsdann viele Tage; jeder sucht mit seinen Freunden zu schmaußen; die Fremden selbst und die unbekantesten Personen werden zu diesen Schmaußereyen zugelassen; und dieses Fest gleicht, in Ansehung der Freyheit, den Saturnalien und Bacchanalien der Römer. Es ist merkwürdig, daß alle diese bemeldten Feste auf ungleiche Tage fallen. Diese Tage wurden ehmals für unglücklich gehalten, und eben deswegen hat man unstreitig die großen Rebi vorzüglich auf diese Tage eingesetzt, um theils den Zorn der Cami abzuwenden, oder vielmehr den Aberglauben des Volks zu zerstreuen und abzuschaffen. Ob gleich diese fünf großen Feste eigentlich nur zur Sintoistischen Religion gehören, so haben sie doch mit der Zeit alle verschiednen andren Sekten angenommen, da sie nicht sowohl besondre Uebungen der Andacht, als vielmehr Zeitvertreibe und Lustbarkeiten sind, nach denen das Japanische Volk, überhaupt genommen, sehr begierig ist.

Die Sintoisten haben noch viel andre Feste, die den Göttern der ersten Klasse, oder den besondern Götzen gewidmet sind, welche man an gewissen Orten verehrt, an denen man wunderbare Proben von ihrer Gnade und ihrem Schutz empfangen haben will. Tensio-dai-sin wird für den mächtigsten aller Japanischen Götter, und für den Beschützer und Patron des

Reichs gehalten. Der sechszehnte Tag des neunten Monaths ist ihm besonders gewidmet, und dieses Fest wird durch das ganze Reich mit einer außerordentlichen Pracht gefeyert. Suwa ist eine andere bey den Japanern sehr geehrte Gottheit, hauptsächlich bey den Einwohnern von Nagasaki, welche ihn zu ihrem Schutzgott angenommen. Dieser Gott, der der Jagd vorsteht, hat verschiedne Feste, wovon das größte auf den neunten Tag des neunten Monaths fällt. Tensio, Fatzman, Mori-sacki, Simios, Sitenno, Gotsutenno, Inari, Idsumi rc. sind andre Götzen, welche eine ansehnliche Stelle in den Tempeln der Nation einnehmen. Die Kaufleute und Handwerker haben vier Gottheiten besonders. Der erste ist Jebisu, der Bruder des Tensio-daisin, dessen Ungnade er sich zuzog, und der ihn, wie es heißt, auf eine wüste Insel verbannte. Man versichert, daß Jebisu ein vortrefflicher Schwimmer gewesen, und zwey bis drey Tage unter dem Wasser leben können. Deswegen haben die Fischer und Seeleute eine große Ehrfurcht für ihn. Er wird auf einem Felsen sitzend vorgestellt, in der einen Hand hält er einen Faden, und in der andern einen Fisch. Der zweyte heißt Daikoku: Er wird auf einem Ballen Reiß sitzend vorgestellt, in der Hand hält er einen Hammer, und gleich dabey liegt ein Sack. Man sagt, so oft er mit seinem Hammer klopfe, könne er sich alle nöthigen Dinge verschaffen, als Reiß, Tuch,

Geld

Geld ꝛc. Der Sack ist dazu bestimmt, alle diese Sachen einzunehmen. Der dritte ist Toßitoku; er wird stehend mit einem langen Rock abgebildet, mit einem großen Barte, mit einer erstaunlichen breiten Stirne, mit großen Ohreu, und mit einem Fächer in der Hand. Die Kaufleute rufen ihn, als den Gott der Glückseeligkeit an, sein Fest wird mit dem Anfange des Jahres gefeyert. Der vierte wird Jottei genannt, sonst hieß er Miroku; man glaubt, daß er der Gesundheit vorstehe, Reichthümer ertheile und die Familien vermehre. Er wird mit einem dicken Bauche vorgestellt.

3. Die Wallfahrt nach Isje.

Diese Wallfahrt ist einer von den vornehmsten Artikeln der Sintoistischen Religion. Sie besteht darinn, gewisse heilige Oerter in der Provinz Isje zu besuchen, die hauptsächlich dem Tensio-dai-sin, der, wie es heißt, in dieser Gegend gebohren worden, gewidmet sind. Man sieht daselbst zwey Tempel, die zwölf Tsio (*) von einander entfernt sind; beyde von einer sehr armseligen Bauart, sehr klein und mit Stroh gedeckt. Der erste dieser Tempel heißt Geku; er wird von verschiednen Priestern, Canusi genannt, besorgt; in der Gegend um ihn herum sind achtzig Maßia, oder kleine Kapellen, die zu Ehren verschiedner geringerer Gottheiten erbaut sind. In jedem Maßia sitzt ein Canusi,

 welcher

*) Der Tsio ist bey den Japanern ein Raum von sechzig Klaftern.

welcher die Opfer und Allmosen der Pilger in Empfang nimmt. Der zweyte Tempel wird Naiku genannt, und hat auch eine große Menge Canusi, aber man zehlt nur vierzig Masia um ihn herum, in jedem derselben ist ein Canusi.

Die Canusi, und überhaupt alle Priester an den sintoistischen Tempeln, sind keine Geistlichen, sondern Layen, die viel geringer sind, als die Kuge, oder gnädgen Herrn, welche die wahre Japanische Geistlichkeit ausmachen, und sich fast alle an dem Hofe des Dairi aufhalten. Es ist ziemlich sonderbar, daß die Kuge, welche meistens sehr arm sind, und die schlechtesten Handthierungen treiben müssen, wenn sie leben wollen, denen Layen die Aufsicht über die Mia, besonders der Tempel zu Isje, überlassen, aus denen sie sehr große Vortheile ziehn könnten, sowohl in Ansehung der beträchtlichen Einkünfte, womit fast jeder Mia versehn ist, als auch von den Allmosen der Pilger, welche sich alle Jahr in großer Anzahl dahin begeben, und den Canusi große Gaben mittheilen. Diese weltlichen Priester tragen öffentlich lange Röcke mit hangenden Ermeln, welche sie über ihre weltlichen Kleider anziehn. Diese Röcke sind denjenigen gleich, welche die Geistlichen an dem Hofe des Dairi tragen; sie sind von verschiednen Farben, aber meistens weiß oder gelb. Die Canusi scheeren sich den Bart, aber die Haare lassen sie wachsen. Sie tragen eine schwarze Mütze von einem sehr harten Zeuge, die wie ein Schiff gemacht ist; sie steht über die Stirn heraus

aus und wird unter dem Kinn mit seidnen Schnüren befestigt, an denen Knoten, mit Franzen versehn, hangen. Diese Bänder sind nach dem Range der Person länger oder kürzer. Die Obern der Canusi tragen geflochtne Haare, die sie in die Höhe ziehn, und in einen schwarzen Zeug wickeln; hieran sind Ohrenklappen, die mehr oder weniger auf die Backen hängen, nachdem die Titel und Würden sind, die der Mikaddo den Canusi ertheilt. Diese Priester stehn in geistlichen Dingen unter der unumschränkten Gerichtsbarkeit des Dairi; was aber weltliche Dinge anlangt, müssen sie, wie alle Geistlichen des Reichs, den weltlichen Richtern gehorchen.

Um auf die heiligen Oerter zu Isje zurück zu kommen, so ist, außer den zwey bemeldten Tempeln noch ein dritter auf einer Anhöhe hinter den beyden andern erbaut. Er wird Fongu oder der wahre Tempel genannt, und er ist der hauptsächlichste Gegenstand der Neugier und Andacht der Pilger. Dieses Denkmal ist durch nichts merkwürdig, als durch seine außerordentliche Einfalt. Es ist eine armseelige Hütte, niedrig und eng, mit einem platten Strohdache. Sie wird von beynahe hundert Maßia, oder kleinen Kapellen, umringt, die mehrentheils so niedrig sind, daß der Canusi, der dazu gehört, kaum aufgerichtet darinn stehn kann. In der Nachbarschaft des Tempels und dieser Kapellen sind noch verschiedne Häuser, welche von den Canusi und andern Bedienten des Tempels

bewohnt werden, oder auch den ärmsten Pilgern zu Wirthshäusern dienen. Nicht weit davon ist ein großer Flecken, voller Gasthöfe, wo reiche Leute auch bequemere Quartiere finden.

Die Wallfahrt nach Isje geschieht zu allen Zeiten des Jahrs, aber hauptsächlich in den drey ersten Monathen, nehmlich Merz, April und May. Da dieß die angenehmste und bequemste Zeit zu reisen ist, so ist auch der Zufluß von Pilgern alsdann sehr groß. Die Weiber thun diese Wallfahrt so gut, als die Mannspersonen; man giebt vor, daß die ihrem Geschlechte eignen Unbequemlichkeiten während dieser Reise aufhören, es sey nun, daß sie die Beschwerlichkeit der Reise unterdrückt, oder weil sie alsdann mit der größten Sorgfalt ihren Zustand verbergen, welcher sie unrein machen, und der Verachtung und dem Spott der andern Pilger aussetzen würde.

Es ist etwas seltnes, daß große Herren diese Reise unternehmen, die meisten glauben sie unterlassen zu können, wenn sie nur jemanden an ihre Stelle schicken; so wie der Cubo, der sich damit begnügt, alle Jahr im ersten Monath eine feyerliche Gesandschaft dahin zu schicken. Leute von mittelmäßigem Stande würden eine große Sünde zu begehn glauben, wenn sie nicht alle Jahr diese Wallfahrt thäten. Einige reisen zu Pferde, andre lassen sich in Sänften tragen, und die ärmsten gehn zu Fuße, und leben auf der Reise bloß von Allmosen. Auf dem Rücken haben sie eine Matte von geflochtnem

nem Stroh, welche ihnen zum Bette dient. Sie haben einen Stock in der Hand, und eine hölzerne Schale an ihrem Gürtel hängen, in welcher sie das Allmosen empfangen. Der Kopf ist mit einem großen von Rohr geflochtnen Hute bedeckt, auf welchen, so wie auf der Schale, mehrentheils ihr Name, der Ort ihrer Geburt, und die Gegend, von der sie kommen, bezeichnet steht, damit man sie, wenn sie sterben sollten, erkennen, und den Obrigkeiten des Orts, besonders aber den Personen, die für ihre Zurückkunft gut gesagt, Nachricht davon geben könne. Verschiedne tragen eine kurze weisse Jacke ohne Ermeln über ihre Kleider, auf welcher vorn und hinten ihr Name gestiekt ist.

Unter dieser großen Anzahl Pilger von allen Alter und Ständen, giebt es einige, die sich durch sehr besondre Dinge von den andern unterscheiden. Man sieht manchmal ihrer vier zusammen; zwey dieser Pilger tragen eine Bahre mit Tannenzweigen besteckt, und mit zerschnittnem weissen Papier bestreut; in der Mitte ist eine Art von Glocke oder umgekehrten Becken. Der dritte hat einen Commandostab, mit einem Busch von Papier gezieret in der Hand, und singt ein Lied mit einer tiefen und kläglichen Stimme; der vierte bettelt bey den Vorbeyreisenden. Einige gehn gleichfalls in kleinen Haufen und singen und spielen den ganzen Weg über auf der Zitter, aber ohne etwas von den Reisenden zu fordern. Einige gehn in der größten Kälte ganz nackend, und haben nur ein wenig

Stroh um den Gürtel. Sie leben sehr armseelig auf der Reise, nehmen nichts von den Vorübergehenden, reisen allein, und laufen fast beständig.

Wenn ein Pilger nach den heiligen Oertern abreist, so hängt er vor die Thür seines Hauses einen Strick mit gehacktem Papier besetzt. Dieß ist eine Warnung für alle Personen, die unrein sind, nicht in sein Haus zu kommen. Denn die Japaner sind überzeugt, daß, wenn eine Person, die dem *Ima* unterworfen, oder unrein ist, unvorsichtiger weise in das Haus eines Pilgers käme, so würde derselbe von unglücklichen Träumen gemartert werden, und vielleicht noch größerm Unglück ausgesetzt seyn. Die Weiber können ihre Männer begleiten, aber sie dürfen nicht zusammen schlafen. Alle Pilger von beyderley Geschlecht sind auf der ganzen Reise zu einer strengen Enthaltung verdammt, und man erzehlt ganz besondre Geschichte von Leuten, die dieses Gesetz nicht gehalten, und so genau an einander verknüpft worden, daß man Beschwörungen brauchen müssen, sie wieder von einander zu bringen.

Wenn der Pilger zu Isje angelangt ist, so begiebt er sich zuerst zu einem *Canusi*, der ihn nach den drey Tempeln führt, und in alle Kapellen die dazu gehören. Der *Canusi* beherbergt ihn die ganze Zeit über, die er sich in Isje aufhält, der Pilger müßte denn lieber in einem Gasthofe des benachbarten Fleckens sich aufhalten wollen. Wenn er in dem Hause des

Canusi

Canusi bleibt, so theilt er freygebig einen guten Theil der Allmosen mit ihm, die er unterwegs gesammelt.

Der Pilger ist verbunden, alle Tempel und Kapellen zu besuchen. Ehe er den Anfang darmit macht, muß er sich in dem Mijongawa, der durch Isje fließt, baden und reinigen. Von da begiebt er sich zu dem Mia Geku, den er vor allen andern besuchen muß. Wenn er seine Andacht in diesem Tempel verrichtet, so geht er nach und nach die achtzig Maßia oder Kapellen durch, die dazu gehören, indem er zur rechten anfängt und so fortfährt, bis er wieder zu dem Mia gekommen. Denn geht er zum zweyten Tempel Naiku genannt, und besucht die vierzig Kapellen, die ihn umgeben. Endlich macht er sich nach dem dritten Tempel auf den Weg, der für den heiligsten und feyerlichsten unter allen gehalten wird. Er liegt auf einer Anhöhe an den Küsten des Meeres. Man kömmt zuerst in eine kleine Höle, Awano-Matta genannt, oder die Küste des Himmels. Man giebt vor, daß sich Tensio-dai-sin ehmals in dieser Grotte verborgen, und daß er während seines Aufenthalts in derselben die Sonne und alle Sterne ihres Lichts beraubet. Er zeigte dadurch, sagen die Japaner, daß er der unumschränkte Herr der Welt, die einzige Quelle des Lichts und der oberste aller Götter sey. Diese Höle ist vierecktigt und neun Fuß breit. Man sieht daselbst eine Art von einem Häuschen, welches ein Götzenbild enthält, so auf einer Kuh

sitzt,

sitzt, man nennt es Dai=nitz=no=rai, das ist, das große Bild der Sonne.

Wenn der Pilger alle seine Andachten verrichtet hat, so bekömmt er von dem Canusi eine kleine Büchse, welche die Japaner Osawai nennen, welches Wort so viel bedeutet, als die große Reinigung und gänzliche Vergebung aller Sünden. Diese Büchse ist einen Fuß lang, und ungefehr zwey Zoll breit, die Höhe beträgt nicht mehr als ein oder anderthalb Zoll. Die Seiten sind sehr dünne. Sie ist mit kleinen Stäben angefüllt, wovon einige mit zerschnittnem Papier besteckt sind. Auf der Büchse ist eine Aufschrift mit großen Buchstaben, welche die Worte Dai=sin=gu enthält, das ist, der Tempel des großen Gottes, welchen Namen man dem vornehmsten Tempel zu Isje beylegt. Auf der andern Seite steht mit kleinern Buchstaben der Name des Canusi und der Titel Taiju, oder Bote Gottes, welchen Titel alle Priester der Mia führen. Die Pilger empfangen dieses Osawai mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit. Sie hengen es vorn bey der Stirne unter ihren Hut, daß es für dem Wetter gesichert ist. Wenn sie zurück gekommen, heben sie dieses kostbare Heiligthum an einem besondern Orte auf. Und ogleich die Tugenden davon sich nur auf ein Jahr erstrecken, so heben sie doch die Japaner auch noch nach dieser Zeit sorgfältig auf. Einige stellen die alten Osawai über die Thür ihrer Häuser unter ein kleines Dach; andre verbergen sie an abgesonderten Oertern, zum Exempel

in

in hohlen Bäumen ꝛc. Wenn ein Pilger auf der Reise stirbt, und man ein Ofawai bey ihm findet, so legt man es mit großer Ehrfurcht in einem hohlen Baum bey. Eben so hält man es mit verlohrnen Ofawais, welche man oftmals auf dem Wege nach Isje findet. Die Canusi verkaufen durch ihre Abgeschickten eine große Menge dieser Büchsen an alle diejenigen, welche diese heiligen Oerter nicht besuchen können. Oftmals schicken sie auch dieselben reichen Leuten ungebeten zu, und sie pflegen meistens einen von den Calendern, die zu Isje gedruckt werden, dazu zu legen.

4. Geistliche Gesellschaften und Brüderschaften.

Ungefehr um die Zeit, da die Mönchsstiftungen im Christenthum eingeführt wurden, stiftetete ein gewißer Gienno Gioßa in Japan eine Gesellschaft von Einsiedlern, Jammabos oder Jammabus genannt, welche noch heutiges Tages fort dauert. Dieser Mönche Regeln sind, ein einsames Leben zu führen, und allen flüchtigen Vergnügen und Bequemlichkeiten dieses Lebens zu entsagen, um in einem künftigen sich ein desto dauerhafteres Glük zu erwerben. Sie leben meistens in Gebirgen, weswegen sie auch Jammabos, das ist Bergeinwohner, genannt werden. Man weiß keine genauen Umstände von der Geburth und der

Lebensart des Gienno, ihres Stifters. Dieß ist nur bekannt, daß er zuerst diese strenge Lebensart ergriffen, und seine Tage in wüsten und wilden Gegenden zugebracht. Man versichert, daß er seinem Vaterlande große Dienste dadurch geleistet, weil er bey seinem vielen Herumschweifen die Natur und Eigenschaft vieler Gegenden entdeckt, welche niemand vor ihm gekannt; man fügt hinzu, er habe durch dieses Mittel den Reisenden neue Wege gezeigt, welche man bisher für ganz unbrauchbar gehalten.

Gienno hatte eine große Menge Schüler, die seiner Art zu leben folgten. Diese Einsiedler lebten viel Jahrhunderte lang in großer Einigkeit, und beobachteten einerley Ordensregel unter einem einzigem Oberhaupte. Nach der Zeit trennte sie die Uneinigkeit in verschiedne Brüderschaften. Zwey davon sind noch heutiges Tages hauptsächlich in Ansehn, die eine heißt Tosanfa, und die andre Fonsanfa. Jede von ihnen hat ihren besondern General, welcher sich zu Meaco aufhält.

Die Tosanfaiten müssen, vermöge ihrer Ordensregel, alle Jahr auf den Gipfel eines sehr hohen Berges Fikoasan steigen, der in der Provinz Busen liegt, und mit vielen Abgründen umringt ist. Alle, die sich auf diese gefährliche Wanderschaft begeben, müssen von der allergeringsten Unreinigkeit frey seyn, sonst würde ihre Verwegenheit unstreitig bestraft werden, und das geringste, das ihnen wiederfahren

fahren könnte, wäre vom Fuchs, das ist vom Teufel, besessen zu werden. Die Wirkung davon ist, einem verkehrten Geiste übergeben zu werden, der ihre ganze Vernunft umkehrt. Die Einsiedler Jonsanfa genannt, müssen alle Jahr eine Wallfahrt nach dem Grabe des Gienno Gioßa, ihres Stifters, thun, das auf einem hohen Berge in der Provinz Jostsiino liegt. Dieses Gebirge ist, wie das vorige, mit vielen Abgründen umgeben, und überdieß herrscht noch eine entsetzliche Kälte darauf. Wenn jemand diese Reise ohne vorhergegangene Reinigung unternehmen wollte, so würde er in Gefahr stehn, in die Abgründe zu stürzen, oder auf dem Wege eine auszehrende Krankheit und sonst ein Unglück zu bekommen. Man kann sich zu dieser heiligen Wallfahrt nur durch große Züchtigungen des Fleisches, am meisten aber durch ein reines Gewissen, würdig machen. Die Pilger müssen sich der Gemeinschaft ihrer Weiber, alles verbotnen Fleisches und aller Dinge enthalten, welche ihnen eine Unreinigkeit zuziehn könnten. Ehe sie abreisen, müssen sie sich in kaltem Wasser baden und reinigen. Auf der ganzen Reise müssen sie von Wurzeln und Pflanzen leben. Wenn sie von diesen verschiednen Wallfahrten zurückkommen, muß sich jeder zu seinem General begeben, der ihm für ein gewisses Geld einige Würde, oder andern Ehrentitel des Ordens ertheilt.

Meistentheils trifft man in den Gegenden der berühmtesten **Mia** die herumstreifenden

Mönche dieser beyden Orden an, die mit vieler Unverschämtheit betteln. Sie erziehen ihre Kinder zu eben dieser Lebensart, und diese kleinen Bettler fallen den Reisenden sehr beschwerlich, welche sie an dem Fuß der Berge erwarten, und sie nicht eher verlassen, als bis sie etwas von ihnen erlangt.

Die Jammabos, ob sie gleich, wie die Canusi, Layen sind, suchen sich doch durch verschiedne sonderbare Dinge von den Weltlichen zu unterscheiden. Ihre Kleidung ist zwar nicht anders, als der Weltlichen ihre, aber sie fügen einige Unterscheidungszeichen hinzu. Sie tragen einen Sebel, wie die Edelleute, der aber viel kürzer als die gewöhnlichen ist; die Scheide davon ist sehr platt, und sie hängen ihn an die linke Seite. Sie tragen zwey Stöcke, einen dicken, der ihnen zur Stütze dient, und einen kleinern mit einem kupfernen Apfel, von dem vier Ringe von eben dem Metall hängen, welche sie unter ihrem Gebet schütteln und einen sehr scharfen Ton darmit machen. Eine große krumme Muschel hängt ihnen am Gürtel, an die sie ein besondres Mundstück schrauben, und sie als eine Trompete brauchen. Wenn sie Reisende kommen sehn, von denen sie einiges Allmosen zu erlangen hoffen, so stoßen sie in dieses Instrument, dessen Ton fast unsern Hirtenhörnern gleich kömmt. Um den Hals haben sie eine Art von Band oder Scherpe mit vielen fliegenden Knoten, wie Franzen gestaltet. An der Länge und Einrichtung dieser

Scherpe erkennt man die Ehrentitel, mit denen der Jammabos durch seinen General bekleidet worden. Auf dem Rücken tragen sie einen Sack, in welchen sie ihre Bücher, ihr Geld, und ihr Leinenzeug stecken. In der Hand führen sie einen Rosenkranz aus vielen höckerigten Kugeln, nach dem sie ihre Gebete hersagen.

Diese Einsiedler führten ehmals ein sehr strenges Leben; sie assen nichts als Wurzeln und Pflanzen, und stellten sich harten Prüfungen und beständigen Züchtigungen aus, indem sie sich mitten im Winter in kaltem Wasser badeten, in den Wäldern irrten, und viele andere strengen Dinge ausübten. Aber heutiges Tages ist ihre Ordensregel sehr gemildert, und man giebt ihnen sogar Schuld, daß sie sich von der alten Orthodoxie ihrer Lehre entfernt, und in die Sintoistische Religion den auswärtigen Götzendienst, und manchen fremden Aberglauben gemischt. So viel ist gewiß, diese Mönche sind der Wahrsagerkunst und Zauberey sehr ergeben. Sie behaupten, durch Aussprechung gewisser geheimnißvollen Worte, und durch Zeichnung gewisser Figuren, allen Göttern des Landes befehlen zu können, die unreinen Geister zu beschwören und zu verjagen, die Urheber eines Diebstals zu entdecken, das Zukünftige vorher zu sagen, die Träume zu erklären, unheilbare Krankheiten zu heilen, und andre dergleichen Wunderdinge zu verrichten. Bey der Heilung der Krankheiten machen sie es folgendergestalt. Sie erkundigen sich zuerst nach der

Leibesbeschaffenheit des Kranken, und nach den verschiednen Merkmalen und Eigenschaften seiner Krankheit. Wenn man ihnen den gehörigen Unterricht ertheilt, schreiben sie gewisse Zeichen auf ein Papier, die mit der Krankheit einige Aehnlichkeit haben; Dieses Papier legen sie auf einen Altar, und nach gewissen Ceremonien machen sie verschiedne Pillen daraus, die der Kranke nach und nach einnehmen muß. Wenn sie den Thäter eines Diebstals, oder eines andern Verbrechens, entdecken wollen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu zwey Arten von Proben. Die eine besteht in zauberischen Beschwörungen, die mit vielen Verzuckungen und geheimnißreichen Worten begleitet werden. Wenn diese Beschwörungen nichts helfen, so wenden sie sich zur Feuerprobe, sie lassen die verdächtigen Personen über glüende Kohlen gehn; wenn der Angeklagte ohne sich zu verbrennen durchs Feuer geht, wird er für unschuldig erklärt. Manchmal fügen sie hiezu noch eine dritte Probe, welche darinn besteht, dem Angeklagten eine Pille von dem Papier, Goo genannt, verschlucken zu lassen. Dieses Papier ist voller magischen Caraktere und voller Bilder von schwarzen Vögeln, der Jammabos drückt meistentheils sein Siegel dazu. Das Volk ist in dem gewissen Glauben, daß jemand, der diese Pille verschluckt, wenn er schuldig ist, so lange abscheulich gemartert werde, bis er die That bekannt. Die Jammabos wollen noch verschiedne andere Geheimnisse wissen, als brennende

nende Kohlen und glüendes Eisen anzufassen, das Feuer mit gewissen Worten auszulöschen, kochendes Wasser in Eis zu verwandeln, und Schießgewehr und andres Gewehr zu besprechen. Diese Taschenspielereyen werden Jamaßu, oder Beschwörungskünste, genannt. Diese Beschwörungen bestehn meistens in einer gewissen Bewegung der Finger und Hände, durch welche die Jammabos bald Crokodile, Tyger, und andre Ungeheuer, oder auch gewisse mächtige Gottheiten, besonders die vier großen Götter des drey und dreyßigsten Himmels, vorzustellen suchen, welche **Tammonden**, **Tsigokten**, **Sosioten**, und **Kamokten** genannt werden. Obgleich die Jammabos diese Geheimnisse dem Volke nicht gern entdecken, so offenbaren sie doch dieselben manchmal für eine Summe Geldes. Aber ehe man zu diesen magischen Wissenschaften eingeweiht wird, muß man sehr harte Proben ausstehn. Der Lehrling muß sich fünf Tage aller nahrhaften Kost enthalten, den sechsten Tag darf er erst ein wenig Reiß, oder Gartengewächse essen. Er muß sich siebenmal des Tages in kaltem Wasser baden, und sich siebenhundert und achtzigmal neigen, indem er die Knie auf die Erde setzt, auf seinen Fersen ruht, mit der Hand an den Kopf schlägt, und zwischen jeder Neigung wieder aufsteht. Diese letzte Probe ist die Härteste von allen; ein junger Japaner, der die Neugier gehabt, sich in diesen Geheimnissen unterrichten zu lassen, gestand **Kämpfern**, daß er, nachdem er sich

dreyhundertmal gebückt und wieder aufgestanden, sich so erschöpft gefunden, daß er im Begriff gewesen, die Unternehmung fahren zu lassen, aber die Neugier habe seine Kraftlosigkeit besiegt; da er noch überdieß fürchten müssen, dem Gelächter, oder gar der Rache dieser Mönche sich auszusetzen.

Die Sekte des **Sintos** zehlt noch viel andre Orden, die meistens aus Müßiggängern, oder armen Leuten bestehn, welche, unter dem Schatten des Altars und unter der Decke einer anscheinenden Strenge, in der That aller Bequemlichkeiten des Lebens genießen, und sich insgeheim den lasterhaftesten Ausschweifungen ergeben. Es giebt verschiedne Bettelorden von beyderley Geschlecht. Was mir unter diesen verschiednen Stiftungen am sonderbarsten geschienen, ist eine Gesellschaft von Mädchen, von denen zwey und zwey oder auch manchmal drey mit einander die Welt durchziehn. Ihr vornehmstes Kloster, als der Hauptort ihres Ordens, liegt in der Provinz Isje. Dieser Orden soll aus den schönsten Mädchen des Landes bestehn, wovon viele, wie man sagt, in lüderlichen Häusern in der Lehre gewesen. Da diese Mädchen, der Stiftung nach, verbunden sind, ihre Haare abzuschneiden, so tragen sie eine schwarze Kappe, die sie sehr zu ihrem Vortheil kleidet, und diesen Uebelstand verbergen hilft. Sie setzen darüber einen Strohhut, der sie vor der Sonne schützt. Diese Mädchens tragen große Sorge für ihre Haut und ihr Gesicht,

ficht, welches sie sehr buhlerisch schminken. Sie sind sehr einfach, aber sehr zierlich, gekleidet; ihr Busen ist ganz bloß; übrigens haben sie ein sehr andächtiges, und bescheidnes Wesen. Sie gehn alle Tage aus ihrem Kloster, und machen einen Spatziergang von einigen Stunden auf der Landstraße. Sobald sie einen reichen Reisenden erblicken, nahen sie sich singend seiner Sänfte, und wenn sie mit seiner Freygebigkeit zufrieden sind, bringen sie auch wohl einige Stunden mit ihm zu.

Endlich giebt es auch in Japan andächtige Brüderschaften von Manns- und Weibespersonen, welche zwar, wie die Jammabos und andre Mönche, der Welt nicht ganz und gar entsagen, aber doch ein heiliges Leben führen, und sich von andern Menschen durch besondre andächtige Dinge unterscheiden. Unter verschiednen Gesellschaften dieser Art, ist die Brüderschaft des Sato eine der vornehmsten. Dieß ist eine sehr alte Gesellschaft, die aus Blinden von allen Altern und Ständen besteht. Man theilt sie in zweyerley Ordnungen, die von der ersten und ältesten werden Bußetz-sato, oder die Blinden Bußetz genannt, und die von der andern Feekisato oder die Blinden Feeki. Die Blinden Bußetz betrachten den Semmimar als ihren Stifter, welches der Sohn eines Japanischen Kaysers gewesen. Dieß war ein junger Prinz von sehr großer Schönheit; eine Prinzeßinn vom kayserlichen Geblüte verliebte sich unsterblich in ihn; er selbst faßte eine

lebhafte Leidenschaft gegen die Prinzeßinn, und beyde Verliebte genossen einige Jahre alles Vergnügen, was eine gegenseitige Liebe schenken kann. Da aber der Tod dem Senmimar diese Prinzeßinn geraubt, so gerieth er darüber in die äußerste Betrübniß. Er vergoß Ströme von Thränen, und verlohr darüber sein Gesicht. Sein Unglück, und vielleicht die Begierde seine Geliebte zu verewigen, brachte ihn auf die Gedanken, eine Gesellschaft von Blinden zu stiften. Die Feeki haben ihren Ursprung den bürgerlichen Kriegen zu danken, die in dem zwölften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zwischen den Feekis, und Gendzis, zwey mächtigen Familien, entstanden, welche sich die Herrschaft von Japan streitig machten. Da das Haupt der Familie der Feeki in diesem Kriege getödtet worden, nachdem er eine blutige Schlacht, in welcher seine ganze Armee zu Grunde gegangen, verlohren, so fiel der Kakekigo, ein berühmter General von der Parthey der Feeki, in die Hände des Joritomo, des Hauptes der Gendzi. So viel Ursach auch Joritomo hatte, sich von einem Manne zu befreyen, dessen Ruhm und Herzhaftigkeit ihn von rechtswegen besorgt machen mußte, so wollte er ihn doch niemals tödten lassen, sondern gab sich sogar so wenig Mühe, sich seines Gefangnen zu versichern, daß Kakekigo Mittel fand zu entwischen. Er fiel einige Zeit darauf wieder in die Hände des Joritomo, der ihn nochmals begnadigte, und ihm nicht

allein

allein kein Leid zufügte, sondern im Gegentheil sich alle Mühe gab, ihn zu seiner Parthey zu ziehn, und ihm die Befehlshaberstelle über seine Truppen antrug. Eines Tages, als er ihn mehr als jemals dazu zu bereden suchte, und ihm alle möglichen Bedingungen zu machen frey ließ, gab ihm Kakekigo diese großmüthige Antwort: „Ich habe meine Dienste dem „Feeki, meinem rechtmäßigen Herrn gewidmet: „Niemand als er soll meine Treue und Freund„schaft erhalten. Ich habe dir große Verbind„lichkeiten, das muß ich gestehn; deiner Gna„de habe ich das Leben zu danken; indeß ist es „mein Unglück, daß ich dich nicht ansehn kann, „ohne insgeheim auf Mittel zu denken, den „Tod meines Herrn zu rächen, und meine „eigne Schande, durch dein Blut abzuwa„schen. Alles was ich thun kann, um mich „nicht einer strafbaren Undankbarkeit gegen dich „schuldig zu machen, ist dieses, daß ich dir die„se Augen, die dir so übel wollen, zum Ge„schenk mache. „Als er dieses sagte, riß er sich seine beyden Augen aus, und übergab sie dem Joritomo. Dieser Prinz, der über eine so großmüthige That erstaunte, setzte seinen Gefangnen in Freyheit, welcher sich in die Provinz Fiuga begab, in der er eine Gesellschaft von Blinden stiftete, die er, aus Liebe für seine alten Herren, Feeki nannte. Diese Brüderschaft vermehrte sich in kurzer Zeit, und kam bald der Bußetz ihrer zuvor, die einen Theil ihres Glanzes verlohren, und heutiges Tages

nur aus einer geringen Anzahl Geistlicher besteht, die sich zu dieser Gesellschaft halten, weil Sinmar, ihr Stifter, der Sohn eines Mikaddo oder geistlichen Kaysers gewesen. Die Feeki sind alle Layen, sie tragen einen weltlichen Habit, der aber doch von der ordentlichen Kleidung der Japaner unterschieden ist. Sie lassen sich den Kopf bescheeren, welches sie mit den Bußerz gemein haben. Man sieht sie weder auf den Straßen, noch in den Tempeln, betteln, wie unsre Blinden, sondern ihre Gesellschaft unterhält sie mit mehrerer Ehre durch den Fleiß ihrer Mitglieder und durch nützliche Arbeiten, die sich zu ihrem Zustande schicken. Sie beschäftigen sich mit verschiednen Handthierungen; viele legen sich auf die Musik, besonders auf ein Instrument, **Biwa** genannt, welches eine sehr gebräuchliche Art von Geigen bey den Japanern ist. Durch dieses Mittel erhalten sie in den Pallästen der Fürsten und Großen des Reichs freyen Zutritt. Man braucht sie auch bey gewissen Solennitäten, öffentlichen Festen, Proceßionen, Heyrathen, und andern dergleichen Ceremonien. Wer einmal in diese Gesellschaft getreten ist, kann nicht wieder herauskommen. Ihr General hält sich zu Meaco auf, wo er einer jährlichen Einnahme von viertausend dreyhundert Taels, oder mehr als zwanzigtausend Livres, genießt. Die andern Mitglieder dieser Gesellschaft sind durch das Reich zerstreut. Der ganze Orden wird von zehn Aeltesten regieret, von denen der allerälteste

den

den Titel General hat. Dieses Gericht hat über Leben und Tod aller Mitglieder zu befehlen, doch mit der Einschränkung, daß kein Verbrecher hingerichtet werden kan, wenn das Urtheil nicht vorher durch den Präsidenten des hohen Tribunals zu Meaco bestätigt worden. Das Gericht der Zehne schickt in alle Provinzen besondre Obern, die mit den Provinzialen unsrer Europäischen Mönche übereinkommen. Es sind noch verschiedne Unterbedienten im Orden, die unter einander durch mancherley Arten von Titeln unterschieden werden. Die meisten dieser Titel werden verkauft, und hierinn besteht die Einnahme des Generals. Alle Blinde, die einen Ehrentitel erhalten, müssen alle fünf Jahr einen neuen kaufen. Die es versäumen, oder auch keine Mittel haben, sich einen höhern zu kaufen, verlieren auch ihren alten, und werden in eine niedere Klasse gesetzt.

Zweyter Artikel.

Von der Religion Budsdo genannt.

Budsdo bedeutet nach dem Buchstaben: Der Weg, oder die Religion der fremden Götzen. Buds, der auch *Xaca*, oder Siaka, genannt wird, war der Stifter dieser Religion, die ihren eigentlichen Ursprung in Indien gehabt, und von dar mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit sich in die andern Ge-

genden

genden des Orients ausgebreitet. Kämpfer muthmaßt, daß der Buds der Japaner eben die Gottheit ist, welche die Chineser unter dem Namen Foe anbeten, und den die Indianer Budha nennen. Diese letztern sehn ihn als einen wesentlichen Theil ihres großen Gottes Wistnu an, der, nach dem System ihrer Götterlehre, die neunte Erscheinung in der Welt, in menschlicher Gestalt, und unter dem Namen Budha vornahm. Folgendes erzehlen die Japaner von der Geburth und der Lebensart dieses berühmten Mannes. Er wurde ungefehr gegen das zwölfhunderte Jahr vor Chr. Geb. in Magatta einer Provinz des Landes Tensik gebohren. Durch das Land Tensik, welches nach den Worten das Land der Himmel bedeutet, verstehn die Japaner überhaupt alle mittäglichen Länder von Asien, die von Schwarzen bewohnt werden, wie zum Exempel die Insel Ceylon, die Halbinsel Malacca, die Inseln Sumatra und Java, die Königreiche Siam, Pegu rc. Was die Provinz Magatta anlangt, in der Buds soll gebohren worden seyn, und von der sein Vater König gewesen, so muß man wahrscheinlicher Weise das Königreich Siam darunter verstehn, welches die Japaner meistens das Land Magatta zu nennen pflegen. Buds hatte kaum neunzehn Jahr erreicht, als er seinen Pallast, seine Gemahlinn, und seinen Sohn verließ, um ein bußfertiges und heiliges Leben zu ergreifen. Er ward der Schüler eines berühmten Einsiedlers Namens Araria

Sennin,

Sennin, welcher sich auf den Gipfel eines steilen Berges begeben, und unter der Anführung dieses frommen Eremiten, ergab er sich ganz der Betrachtung himmlischer Dinge. Wenn er im Nachdenken begriffen war, saß er mit kreuzweisen Füßen, und mit auf der Brust gelegten Händen, so daß die beyden Enden der Daumen an einander stießen. Die Japanischen Schwärmer geben vor, daß diese Stellung die beste sey, die Seele zu den erhabensten Betrachtungen zu erheben, und sie so in sich selbst zusammen zuziehn, daß der Körper ganz unbeweglich und fühlloß bleibe. Die Früchte dieser tiefen Betrachtungen waren, daß Buds in die verborgensten und erhabensten Geheimnisse eindrang. Er entdeckte das Daseyn und die Natur des Himmels und der Hölle, den Zustand der Seelen nach dem Tode, ihre Wanderung, den Weg, der zur ewigen Glückseeligkeit führt, und verschiedne andre wunderbare Erkenntnisse, die weit über allen menschlichen Verstand waren. Er predigte den Menschen diese himmlische Lehre, und erwarb sich eine Menge Schüler, die eben diese Lebensart ergriffen. Buds starb im neun und siebenzigsten Jahr.

Man versichert, als er sich seinem Ende nahe gesehen, habe er seinen Schülern ein sehr außerordentliches Geständniß gethan. Er bezeugte ihnen nehmlich, daß er, in der ganzen Menge seiner vielen Predigten die Wahrheit unter eine Decke von Metaphern verhüllt, und ihnen ein wichtiges Geheimniß verborgen habe,

wel-

welches zu offenbaren nunmehro Zeit sey. „Es ist nichts wirkliches in der Welt, sprach er, als das Nichts und Leere. Dieß ist das erste Grundwesen aller Dinge. Außerdem suchet nichts weiter, und setzet nirgend anders eure Hoffnung hin„. Siaka war, nach der Anmerkung eines der größten Geister des vorigen Jahrhunderts (*), sehr von unsern starken Geistern unterschieden. Diese entsagen der Gottlosigkeit nicht eher, und hören nicht eher auf die Religion zu bestreiten, als bis sie die Annäherung des Todes und die Furcht vor einem andern Leben, die Sprache zu verändern zwingt; da hergegen der Japanische Philosoph diesen kritischen Augenblick vorzüglich erwehlte, seine Atheisterey zu bekennen. Man fügt hinzu, seine letzte Predigt sey Ursach gewesen, daß seine Schüler sein Gesetz in zwey Theile getheilt, nehmlich in das äußerliche und innerliche. Das erste ist dasjenige, so dem Volke beygebracht und öffentlich gelehrt wird: Das zweyte wird nur einer kleinen Anzahl Anhänger mitgetheilt, und man nimmt sich sehr in Acht, das gemeine Volk etwas davon wissen zu lassen, welches es sehr mißbrauchen würde. Wenn man indessen diesen gottlosen Lehrern glaubte, so wäre das innere Gesetz das einzige wahre und gegründete. Es besteht darinn, das Nichts und Leere, als das Grundwesen und die Endursach aller Dinge anzunehmen. Sie behaupten, daß die Elemente, die

(*) Bayle in seinem Wörterbuch unter dem Artikel Spinosa.

die Menschen, und überhaupt alle Geschöpfe durch dieses Leere gemacht worden, und nach einer gewissen Zeit durch die Auflösung der Theile wieder in dasselbe zurückgehn würden; Daß also in der Welt nur eine Substanz sey, welche sich in verschiednen Wesen auf mancherley Weise verändre, und auf gewisse Zeit verschiedne Modifikationen annehme, ob sie gleich im Grunde noch immer eben dieselbe sey: So wie ungefehr das Wasser beständig wirkliches Wasser ist, ob es gleich die Figur des Schnees, Regens, Hagels, oder Eises annimmt.

Unter den Schülern des Siaka erhuben sich verschiedne Männer von besondern Verdiensten, gelehrt, tugendhaft, voller Enthusiasterey, und wegen aller dieser Eigenschaften sehr geschickt, seine Lehre in Ansehn zu bringen; man darf sich also, wie Kämpfer sagt, nicht wundern, daß diese Religion, ob sie gleich im Anfang sehr bestritten worden, sich durch ganz Indien und bis an die entferntesten Enden des Orients ausgebreitet.

Die berühmtesten Schüler des Buds waren Annan und Kasja. Sie sammelten seine schönsten Denksprüche und seine vornehmsten Lehren, die er zum Theil mit eigner Hand auf Baumblätter geschrieben. Sie machten ein Buch daraus, welches heutiges Tages allen orientalischen Nationen, die seine Religion angenommen, statt der Bibel dienet. Es wird Fokekio, oder das Buch der schönen Blumen, genannt, oder auch Vorzugsweise nur schlechtweg

Kio,

Kio, oder das Buch. Die beyden Sammler dieses Werks wurden mit der Zeit in die Reihe der vornehmsten Budsdoistischen Gottheiten gesetzt. Man erzeigt ihnen eben so viel Ehre als dem **Buds**, und mehrentheils werden sie in eben die Tempel und auf eben die Altäre gesetzt, wie **Buds**, der eine zu seiner Rechten, und der andre zu seiner Linken.

Die Lehre des **Buds** wurde, wenn man den Japanischen Geschichtschreiben glauben darf, ungefehr gegen das sechzigste Jahr nach Christi Geburt in Japan eingeführt. Man behauptet, daß sie durch eben den Mißionarius, der sie nach China gebracht, auch in dieses Reich gekommen. Er erhielt die Erlaubniß einen Tempel zu bauen, der noch heutiges Tages **Fakubasi**, das ist der Tempel des weissen Pferdes, genannt wird, und zwar zum Andenken, wie man sagt, daß der **Kio** durch ein weisses Pferd nach Indien gebracht worden. Es scheint, daß der Budsdoismus viele Jahrhunderte lang in diesen Inseln nur einen sehr langsamen Fortgang gehabt; aber im Jahr Chr. 550. schlug er tiefe Wurzeln daselbst, und dieser Götzendienst hat nach der Zeit so viel gewonnen, daß diese Religion itzo die blühendste von ganz Japan ist. Die Sintoisten selbst haben viele Lehren davon angenommen, welches unter ihnen eine große Spaltung verursacht hat, durch die ihre Religion in zwey Sekten getheilt worden. Die eine wird Juitz genannt, und begreift die orthodoxen Anhänger des Sintoismus, welche mit einer unveränderten

ten Beständigkeit in der Religion ihrer Väter verharret, ohne die geringste Veränderung darinnn zu gestatten. Aber dieser Orthodoxen sind sehr wenig, und die Canusi und Bedienten der Tempel machen den größten Theil davon aus. Die andre ist die Sekte der Riobus. Diese haben zu ihrer alten Religion verschiedne Gewohnheiten aus fremden Religionen, und besonders aus dem Budsdoismus, genommen. Diese Veränderung zu entschuldigen geben sie vor, daß die Seele des Amida, welches die vornehmste Gottheit der Budsdoisten ist, in den Körper des Tensio-dai-sin, des obersten Gottes der Sintoisten, gefahren. Diese zweyte Sekte hat eine große Menge Anhänger, sogar am Hofe des Dairi. Folgendes sind die wesentlichsten Punkte der Budsdoistischen Religion.

1) Die Seelen der Menschen und Thiere sind unsterblich; sie haben ursprünglich einerley Wesen, und sind nur durch die verschiednen Körper, die sie beleben, von einander verschieden.

2) Wenn die Seelen der Menschen vom Körper getrennt sind, werden sie in einem andern Leben, nach ihren guten oder schlimmen Handlungen, belohnt oder bestraft.

3) Der Aufenthalt der Seeligen heißt Gokurakf, das ist die Wohnung der ewigen Freuden. Diese Freuden haben verschiedne Grade. Die Götter genießen einer vollkomnern Herrlichkeit und Glückseeligkeit, als die Menschen; und es ist sogar unter den ersten

einiger Unterschied, nach der größern, oder geringern Vortrefflichkeit ihrer Naturen. Bey den Menschen ist der Grad ihrer Verdienste das einzige Maas ihrer Glückseeligkeit. Aber die Freuden dieses seeligen Aufenthalts sind so groß, daß keiner sich für glücklicher halten, oder die größere Seeligkeit der andern im geringsten beneiden wird. *Amida* ist das erste Oberhaupt aller dieser himmlischen Wohnungen; er theilt den Rang und die Belohnungen aus, und allein durch seine Vermittelung erhalten die Menschen die Vergebung ihrer Sünden und eine Stelle in dem *Gokurakf*.

4) Der Ort der Quaal heißt Dsigokf. Hier ist es, wo die Lasterhaften gefangen gehalten, nnd gepeiuigt werden, doch nicht auf immer, sondern nur auf eine gewisse Zeit, nachdem die Menge und Größe ihrer Sünden beschaffen ist. *Jemma*, oder auch Jemmao, ist der oberste Richter dieser finstern Wohnungen. Alle Laster der Verworfnen erscheinen seinen Augen in ihrer ganzen Häßlichkeit, vermöge eines Spiegels, der vor ihm steht. Dieser Spiegel wird *Sfofarino=kagami*, oder der Spiegel der Erkenntniß, genannt. Man glaubt, daß die unglücklichen Seelen durch die guten Werke ihrer Verwandten und Freunde einige Linderung erhalten, hauptsächlich durch die Gebete und Geschenke an den großen und barmherzigen *Amida*, der durch seine mächtige Vorsprache in gewissen Fällen den höllischen Richter besänftigen kann. Wenn diese verdammten

Seelen

Seelen ihre Laster gebüßt, so werden sie wieder in die Welt zurückgeschickt, aber nicht wieder in Menschen, sondern in unreine Thiere, deren Neigungen am meisten mit den Lastern übereinkommen, mit welchen sich diese sündigen Seelen befleckt. Diese Wanderung geschieht Stufenweise von den schlechtesten Thieren in andre von edlerer Natur, bis ihnen endlich erlaubt wird, wieder in menschliche Körper zu gehn. Hier ist es denn in ihrer Macht ein ewiges Glück durch ein tugendhaftes Leben zu erwerben, oder durch neue Laster sich in ihr altes Gefängniß zurückzubringen, wo sie mit den allergrausamsten Martern gepeinigt werden, und hernach viele Jahrhunderte lang die schimpflichsten Verwandlungen aushalten müssen.

5) In dem Gesetze des Buds sind fünf Hauptgebote. Das erste verbietet, keine lebendige Creatur zu tödten; das zweyte verbietet zu stehlen; das dritte untersagt den Ehebruch; das vierte verbietet zu lügen, und das fünfte starke Getränke zu gebrauchen. Dieses letzte Gebot hat Buds seinen Schülern am meisten eingeschärft. In der folgenden Zeit sind diese fünf Gebote erstlich in zehn Unterabtheilungen, und endlich in fünfhundert Lebensregeln getheilt worden, welche Go-fiakkai genannt werden, und worinn die ganze Vollkommenheit des Gesetzes besteht. Diejenigen, die nach einem besondern Ruhme von Heiligkeit in dieser Welt, und nach einer höhern Staffel von Glückseeligkeit in jener sich bestreben, beobach-

ten diese Lebensregeln mit der alleräußersten Genauigkeit. Der Go-fiakkai legt sehr beschwerliche Pflichten und eine fast beständige Kasteyung des Körpers und der Seele auf.

Ich habe gesagt, daß Amida die vornehmste Gottheit der Budsdoisten sey. Sie beten ihn unter verschiednen Gestalten an, die alle geheimnißreich, und auf eine Menge Fabeln gegründet sind, deren Erzehlung für den Leser nicht wichtig genug seyn würde. Sie beten noch einen andern Götzen an, der Denir oder Cogi genannt wird, und man sieht aus verschiednen Berichten, daß sie ihm den ersten Rang unter ihren Göttern geben, welches einige Gelehrten muthmaßen läßt, daß Denir und Amida einerley sey. Denir wird mit drey Köpfen, einem Leibe, und vierzig Händen vorgestellt. Die drey Köpfe sollen, nach der Budsdoisten Erklärung, die Sonne, den Mond und die Elemente vorstellen; der Leib ist das Sinnbild der ersten Materie, und die vierzig Hände stellen die himmlischen und elementarischen Eigenschaften vor. Einige unsrer mystischen Gelehrten haben in dieser allegorischen Figur das Sinnbild eines dreyeinigen Gottes zu finden vermeynt, und haben sich eingebildet, die drey Köpfe könnten die drey göttlichen Personen, und die vierzig Hände ihre allgemeinen Wirkungen, vorstellen.

Die Budsdoisten erkennen noch zwey andre Gottheiten von der ersten Ordnung, welche sie Canon und Gizon nennen. Der erste,

heißt

heißt es, war der Sohn des Amida, man schreibt ihm die Erschaffung der Sonne und des Mondes zu. Den zweyten stellte man mit einem Ochsenkopfe und mit schwarzen Hörnern vor.

In der Religion des Budsdo herrscht ein gewisser Geist der Buße, der manchmal zur grausamsten Strenge, und zur übertriebensten Schwärmerey ausschlägt. Man sieht täglich, sagt der P. Charlevoix, eine große Menge Anhänger des Amida, die mitten im Winter sich nackend ausziehn, und sich auf hundert Krüge halbgefrornes Wasser über den Leib schütten lassen. Andre verbinden sich durch ein Gelübde, ihre Götter tausendmal des Tages anzurufen, und zwar zur Erde zu fallen, und jedesmal mit der Stirne das Pflaster zu berühren. Einige unternehmen lange Wallfarthen, und gehn über harte Wege, über spitze Kiesel, und über Dornen und Hecken mit bloßen Füssen, klettern so über Felsen und Gebirge, und lassen aller Orten Spuren von ihrem Blut nach. Gewisse Bonzen, Xamabugis genannt, versammeln sich alle Jahr in der Stadt Nara, welche acht Meilen von Meaco liegt. Eine große Menge Andächtiger begiebt sich an eben diesen Ort, und sie reisen alle auf einen Tag ab, zu einer Wallfahrt von ungefehr achtzig Meilen. Sie ziehn so langsam, und durch so rauhe Wege fort, daß sie fast nicht mehr als eine Meile des Tages zurücklegen. Sie gehn mit bloßen Füßen, jeder trägt seinen Vorrath

von gedörrtem Reiß, wovon sie alle Morgen und Abende eine Hand voll essen. Die ersten acht Tage reist man durch dürre unbewohnte Wüsten. Alles mangelt darinn, sogar mit Wasser muß man sich versehn. Oftmals verdirbt dieser Vorrath, und viele Pilger werden krank. Man läßt sie ohne Barmherzigkeit liegen, wenn sie der Caravane nicht mehr folgen können, und diese Unglücklichen sterben aus Mangel von Hülfe. Wenn man aus dieser Wüste heraus ist, muß man über fast unersteigliche Berge klettern, und man nimmt Wegweiser an. Bonzen, welche **Gengvis** genannt werden, nehmen dieses Amt über sich, und führen die Pilger acht Meilen bis zu dem Flecken **Ozaba**, wo sie dieselben andern Bonzen, **Gogvis** genannt, übergeben, welche hauptsächlich die Einrichtung dieser Wallfahrt machen. Diese beyden Arten von Bonzen führen ein außerordentliches bußfertiges Leben; ihre Gestalt hat was gräßliches an sich; man glaubt, daß sie sich oft mit dem **Siaka** unterhalten, dessen Vertraute sie seyn wollen. Das Volk hält sie für Heilige, und diesem Vorurtheile zu folge, maßen sie sich einer unnmschränkten Herrschaft über die Pilger an, die sich ihrer Anführung vertrauen. Sie legen ihnen auf der Reise sehr harte Gesetze auf, ein stetes Stillschweigen, ein strenges Fasten, und eine Menge dergleichen Bußen. Wenn jemand im geringsten dawieder handelt, ergreifen sie alsobald den Schuldigen, hängen ihn mit den Händen an

einen Baum, ohne ihn zu binden, lassen ihn so über einem Abgrunde hängen, bis ihm die Kräfte entgehn, und er herunter fällt, und zwischen den Felsen sogleich in Stücken zertrümmert wird. Die andern Pilger müssen diese Hinrichtungen ohne Murren mit ansehn, die geringste Klage, oder das kleinste Zeichen von Mitleiden, würde mit eben diesem Tode bestraft werden. Auf halben Wege kömmt man in eine Ebne, in welcher die **Gogvis** alle Pilger mit kreuzweiß über einander gelegten Händen und Füßen, und mit dem Kopfe auf den Knien niedersitzen lassen. In dieser Stellung erhält man sie einen Tag und eine Nacht, ohne ihnen zu erlauben, sich im geringsten zu rühren, die kleinste Bewegung würde mit Prügeln bestraft werden. Diese ganze Zeit wird dazu bestimmt, sein Gewissen zu untersuchen, und sich zu einem allgemeinen Bekänntniß aller Sünden vorzubereiten, die man seit der letzten Wallfahrt begangen. Endlich setzt man den Weg fort, und nach einigen Tagen erblickt man eine Reihe Berge, die sich zu berühren scheinen, und aus deren Mitte sich ein steiler einzelner Felsen erhebt, der sich in den Wolken zu verlieren scheint. Der Gipfel davon ist das Ende dieser andächtigen Wallfahrt, und hier läßt man die Pilger die letzte Prüfung ausstehn, die härter und gefährlicher, als alle die vorigen, ist. Die **Gogvis** lassen, vermittelst einer Maschine, eine lange eiserne Stange aus dem Felsen ragen, an der eine große Wage hängt. Man setzt je-

den Pilger, einen nach dem andern, in die eine Schale dieser Wage, und in die andre legt man ein Gegengewicht. Hierauf dreht man die Wage hinaus, so daß sie unmittelbar über einem abscheulichen Abgrunde hängt, der den Felsen umgiebt. Der Bußfertige muß mit lauter Stimme alle seine Sünden bekennen, und zwar in Gegenwart seiner Cameraden, die nach und nach alle diese Prüfung gleichfalls ausstehn müssen. Wenn die Bonzen wahrnehmen, daß sich jemand mit zweydeutigen Worten ausdrückt, oder seine Fehler zu verbergen sucht, so nehmen sie das Gegengewicht weg, und lassen den Elenden fallen. Wenn alle Pilger diese Prüfung ansgestanden, so führt man sie in einen dem Siaka gewidmeten Tempel, in welchem die Bildsäule dieses Gottes steht, die von einigen andern kleinern Götzen umringt ist. Nachdem man fünf und zwanzig Tage zugebracht, sowohl den Tempel des Siaka zu besuchen, als auch einige andre Gegenden um die Gebirge, so nehmen die Pilger Abschied von den Gogvis, denen jeder ungefehr vier Thaler am Werth giebt.

Der Budsdoismus hat nicht nur seine Büßenden, und seine Einsiedler, sondern auch freywillige Märtyrer, welche sich mit kaltem Blute ermorden, und glauben, daß ein solches Opfer ihren Göttern angenehm seyn müsse. Nichts ist gemeiner, sagt der P. Charlevoir, von dem ich fast diesen ganzen Artikel entlehnt, nichts ist gemeiner, als das Meer an den Kü-

sten hin mit Fahrzeugen voller Schwärmer bedeckt zu sehn, die mit einem Steine am Halse ins Wasser springen, oder die ein Loch in ihren Kahn machen, und nach und nach versinken, indem sie das Lob ihres Gottes Canon singen, dessen Paradies, wie sie sagen, unter dem Meer ist. Diejenigen, so diese Todesart erwehlen, versehen sich mit einer Sichel, um die Kräuter und andre Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sie auf ihrer Reise antreffen könnten. Ein unzehliches Volk folgt ihnen mit den Augen nach, und überschüttet sie mit Seegen und Glückwünschen. Andre lassen sich in einer Höle vermauren, in welcher sie nur durch eine angebrachte Röhre Athem hohlen. Hier sterben sie ganz gelassen Hungers, in der Hoffnung, daß Amida ihre Seele bey der Trennung vom Körper abhohlen werde. Noch andre begeben sich auf die schrecklichen feuerspeyenden Gebirge, und glauben ihre Götter zu ehren, wenn sie sich in diese brennenden Abgründe stürzen. Bey berühmten Solennitäten, wo der Gott Amida und andere Götzen in Procession hernm getragen werden, giebt es einige dieser Schwärmer, die sich auf die Erde legen, und sich unter den Rädern der Wagen, oder den Füßen der Vorübergehenden zerquetschen lassen. Diese tragischen Scenen werden alle Tage erneuert, und was sie so häufig macht, ist die tiefe Verehrung, welche man diesen vermeyntlichen Märtyrern bezeugt, welche selbst, nachdem sie sich ihren Göttern aufgeopfert, der Gegenstand des

Götzendienstes und der Anbetung des Volkes werden.

Die Budsdoisten haben besondre Feste, von großen und prächtigen Anstalten. Eines der merkwürdigsten ist das sogenannte Fest des Menschen, welches den funfzehnten Tag des siebenden Monaths fällt. Dieses Fest, sagt der P. Charlevoir, fängt mit einer Procesßion an, wo zuerst zwanzig Triumphwagen erscheinen; jeder wird von dreyßig bis vierzig Menschen gezogen, und alle sind mit symbolischen Maschinen, die auf prächtigen Tapeten stehn bedeckt. Einige Haufen reich gekleideter Kinder, begleiten diese Maschinen und spielen auf allen Arten von Instrumenten. Diejenigen, welche die Kosten zu den Triumphwagen hergegeben, oder die Maschinen erfunden, folgen in schöner Ordnung nach. Eine Menge andre Wagen kommen hernach, die mit vortrefflichen Mahlereyen, und mit Vorstellungen der schönsten Denkmale des Alrerthums, gezieret sind; sie werden von Leuten umgeben, die alle Arten von Waffen tragen. Dieser Zug begiebt sich in den Tempel des Gottes, dem zu Ehren das Fest gefeyert wird; er hält sich daselbst bis an den Abend auf, da er in eben der Ordnung wieder heraus geht. Der Götze folgt ihnen nach, und wird auf einem Tragsessel von Menschen getragen, die unter der Last der göttlichen Majestät zu erliegen scheinen. Alsdann erscheint die Beyschläferinn des Gottes, die ebenfalls auf einen Tragsessel getragen wird; nachdem

sie

sie etwas in der Stadt herumgezogen, stößt sie, als wie von ungefehr, auf einen dritten Tragsessel, worauf die rechtmäßige Gemahlinn ist. Die Träger der letztern fangen alsobald an von allen Seiten herum zu laufen, und bemühn sich durch ihre Geberden den Verdruß auszudrücken, den die Göttinn durch den Anblick ihrer Nebenbuhlerin erleidet. Dieser Verdruß theilt sich bald einem Theile des Volks mit, das in Thränen zerfließt. Alle Welt naht sich voller Verwirrung den Tragsesseln, als wenn jeder zwischen dem Gott, seiner Gemahlinn, und seiner Beyschläferinn Theil nehmen wollte. Nach einiger Zeit nehmen alle ohne besondre Ordnung den Weg nach dem Tempel zurück, wo die Götzenbilder wieder an ihren Ort gestellt werden; und jeder geht nach Hause.

In dem sechsten Monath wird zu Sacay ein ander nicht weniger besondres Fest gehalten. Zu einer bestimmten Stunde kommt aus dem Hause der Bonzen ein Götzenbild zu Pferde mit dem Sebel in der Hand, und von zwey Pagen begleitet, wovon der eine den Bogen und die Pfeile des Götzen, und der andre einen Raubvogel trägt. Alsdann kömmt eine große Menge Leute von allen Ständen, einige zu Fuß, andre zu Pferde. Alle schreyen und wiederhohlen mit lauter Stimme: **Tausend Jahre voll Vergnügen, tausend tausend Jahre voll Freude.** Die Bonzen des Klosters, aus welchem der Zug angegangen, erscheinen hierauf, und ihnen folgt ein zahlreicher Adel

zu Pferde nach. Eine Schaar von weißgekleideten Zauberinnen kommt hierauf, die Hymnen singen. Der Zug wird durch einen vergüldeten sehr weiten Norimon geschlossen, der durch zwanzig Menschen getragen, und von einer Menge bewaffneter Leute umgeben wird, welche alle den freudigen Schluß singen und wiederhohlen: tausend Jahre voll Vergnügen, tausend tausend Jahre voll Freude. Obgleich dieser Norimon leer ist, so fällt doch das Volk davor nieder, sobald es ihn ansichtig wird, und wirft eine Menge Opfer hinein, und erzeigt ihm eben die Ehre, als wenn der Gott selbst darinn säße.

Der P. Charlevoir gedenkt eines dritten Festes, das im zweyten Monath gefeyert wird, und eingesetzt zu seyn scheint, wie er sagt, mit dem Degen in der Faust den Rang der Götter auszumachen. Ein Haufen Reuter begiebt sich nach der Tafel, und wenn sie unfehlbar von den Dünsten des Sacki ein wenig erhitzt sind, nach einer Ebne. Sie sind gut gekleidet und bewaffnet; und jeder trägt die Figur des Götzen auf den Rücken, den er zu verehren bekennt. Wenn sie alle angelangt sind, stellen sie sich in Schwadronen, und liefern einander sehr im Ernst eine Schlacht. Der Angriff geschieht mit Steinen, hierauf folgen Pfeile, und endlich Lanzen. Zuletzt greift man zum Sebel, und das Schlachtfeld wird mehrentheils mit Todten und Verwundeten bedeckt. Alle diejenigen, die besondre Händel mit einander auszumachen

haben,

haben, bescheiden sich hieher, wo sie Gelegenheit nehmen ihre eignen erlittnen Beleidigungen zu rächen, unter dem Vorwand für die Sache der Götter zu streiten.

Die Religion des **Budsdo** hat Bedienten von verschiednen Klassen, Mönche, Ordensmänner, Priester, Arten von Bischöffen, **Tundes** genannt, und einen Pabst, der **Siako**, oder wie es andre aussprechen, **Xaco** heißt. Er wird, sagt der P. **Charlevoir**, als der Nachfolger und **Vikarius** des großen **Siaka** angesehn; **Alles dieses**, fügt der Pater hinzu, **macht eine Hierarchie aus, die wenig von der Catholischen Kirche ihrer unterschieden ist.** Der **Siako** hat eine unumschränkte Gerichtsbarkeit über alle Bedienten der Religion. Er weiht die **Tundes** oder Bischöfe ein, der **Cubo** aber ernennt sie. Alle Mönchsorden, und alle besondern Brüderschaften des Budsdoismus hängen unmittelbar von diesem Pabste ab. Er entscheidet alle entstandenen Streitigkeiten über die Bücher des **Siaka**, und seine Aussprüche werden für unfehlbar angesehen. Er versetzt fromme Personen unter die Heiligen, und bestimmt den Heiligen und Märtyrern seiner Religion eine gewisse Verehrung. Seine Macht, fährt der P. **Charlevoir** fort, **erstreckt** sich bis in jenes Leben; er **verkürzt** die Zeit, so jemand im Fegfeuer zuzubringen hatte, und man schreibt ihm sogar die Macht zu, Seelen aus der Hölle zu ziehn, und sie in den Himmel zu setzen.

Die

Die Tundes, oder Bischöfe, erhalten von ihm ihre Einweihung und ihr Ansehn. Er ertheilt ihnen das vorzügliche Recht; in gewöhnlichen Vorfällen zu dispensiren, und das Verdienst der Götter und Heiligen auf Lebende und Todte anzuwenden; welches Recht sie bloßen Priestern nur mit großen Einschränkungen ertheilen. Diese Tundes haben mehrentheils die Aufsicht über ein reiches Bonzenkloster, mit denen sie in Gemeinschaft leben.

Die Bonzen, oder Mönche des Budsdo, sind in verschiedne Gesellschaften getheilt, die zwar alle unter dem Siako stehn, aber einander sehr feind, und sogar in vielen Religionspunkten von einander unterschieden sind. Diese verschiednen Gesellschaften kann man unter vier von den vornehmsten bringen. 1) Die Xenxus; dieses sind Mönche, welche den Grossen zu Gefallen, die Religion in eine leichte Moral gebracht, und alle unbequemen Grundsätze davon abgesondert haben. Sie leugnen die Unsterblichkeit der Seele, das Paradies und die Hölle; sie lehren, daß alle unsre Hoffnungen sich mit diesem Leben begnügen müssen, worinn sie der innerlichen Lehre des Siaka nachzufolgen vorgeben, die sie mit ihrer verderbten Moral zu vereinigen suchen. 2) Die Xodoxins; diese sind orthodoxer, und folgen nach dem Buchstaben den Lehren des Siaka, so wie er sie selbst in seinen Büchern vorgetragen; sie verehren besonders den Amida. 3) Die Foquexus;

querus; dieses sind eyfrige Anbeter des Siaka. Sie führen ein strenges bußfertiges Leben; sie stehen um Mitternacht auf, das Lob ihres Gottes zu singen und über ein Stück aus der Moral nachzudenken, welches ihnen ihre Obern zuvor erklärt. 4) Die Negores; Dies ist nicht sowohl eine Gesellschaft von Mönchen, als vielmehr ein Ritterorden, der unstreitig zur Vertheidigung der Religion gestiftet worden. Im ganzen Orient, sagt der P. Charlevoix, sind keine Soldaten, die abgehärteter, oder in besserer Ordnung wären. Niemand, der nicht von Adel ist, wird unter ihnen aufgenommen, und ihre Anzahl ist sehr beträchtlich. Sie haben das Gelübde der Keuschheit gethan, und sind über ihren guten Namen in diesem Stücke so eifersüchtig, daß kein Frauenzimmer in ihr Ordenshaus, ja nicht einmal in die Ringmauer davon kommen darf. Diese vier Gesellschaften der Bonzen sind die zahlreichsten, und haben sich in der Welt am meisten ausgebreitet. Die meisten von den andern leben in Wäldern, Gebirgen, und andern wüsten Oertern, wie die **Gengvis**, und **Gogvis**, von denen ich an einem andern Orte Erwehnung gethan. Es giebt auch eine besondre Sekte von **Druiden**, welche keine andre Wohnung, als hohle Bäume, haben.

Diese Bonzen überhaupt beobachten eine große Regelmäßigkeit. Sie scheeren sich die Haare und den Bart, sie bedecken niemals ihr Haupt, sie enthalten sich des Fleisches, und

sogar

sogar der Fische, wenn sie nicht gesalzen sind. Sie beschäftigen sich einen guten Theil des Tages mit dem Gebet, und singen, wie unsre Mönche, in zwey Chören; sie beobachten ein stetes Stillschweigen, und erscheinen allezeit in einer großen Gemüthsfassung. Ob sie sich gleich insgeheim von diesem Zwange erhohlen, und sehr schlimme Gerüchte ihrentwegen im Schwange gehn, so kann man sich doch kaum vorstellen, wie sehr sie von dem Volke verehrt werden. Diese Hochachtung gründet sich auf die große Meynnng, die man von ihrem Ansehn bey den Göttern hat. Sie unterlassen nichts, dieses Vorurtheil immer mehr und mehr zu unterhalten, welches für diese Mönche eine Quelle von Reichthümern ist, die niemals versiegt. Es ist keine List, die ihr Geiz nicht ausübt, ihre Klöster zu bereichern, welches Abgründe sind, in welchen die Hälfte von den Gütern der Privatpersonen verschlungen wird. Sie verkaufen eine erstaunliche Menge papierner Röcke, auf welchen sie die Gestalt ihrer Götter, oder die vornehmsten Geheimnisse ihrer Religion, abbilden. Es ist fast keine sterbende Person, die nicht in einen solchen Rock eingewickelt seyn will. Der P. **Charlevoir** fügt auch hinzu, daß sie den Sterbenden **gesegnete Brodte** austheilten, und ihnen Pässe, oder Arten von Wechselbriefen, mitgäben, die in jenem Leben zahlbar seyn sollen. Wenige Japaner wollen sterben, ohne einen solchen Paß in der Hand zu haben, den man zugleich mit ihnen verbrennt oder begräbt.

gräbt. Einer von den Grundsätzen, den die Mönche dem Volke am meisten einprägen, ist dieser, daß die Freygebigkeit gegen die Götter und ihre Diener das sicherste Mittel sey, den Himmel zu erlangen, in welchem, wie diese Betrüger vorgeben, der Zustand der Reichen weit besser, als der Zustand der Armen, sey, welche keine Mittel hätten, ihre Sünden loßzukaufen, und ein verachtetes verworfnes Geschlecht wären. Die **Bonzen** behaupten, daß eben dieser Fluch überhaupt auf allen Weibern liege, die Reichen ausgenommen, denen es manchmal durch ihre vielen Opfer und Gelübde glücke, die Götter zu versöhnen.

Eines von den vornehmsten Aemtern der **Bonzen** ist in den Tempeln zu predigen, und das Volk zur Ausübung der Tugend zu ermahnen. In gewissen Tempeln des **Budsdo** ist ein besondrer sehr niedriger aber doch ziemlich weitläuftiger Saal, in welchem eine Kanzel ist, auf der der Prediger steht. Der Saal ist mehrentheils voller Menschen, weil das Volk glaubt, es sey genug die Vergebung der Sünden zu erlangen, wenn man bey diesen Predigten zugegen sey. Es giebt Tempel, in welchen ein Redner hundert Tage hintereinander predigt. Der P. **Froetz** war so neugierig, einen dieser Bonzen zu hören. Die Versammlung war so zahlreich, daß **Froetz** sich nicht fürchtet zu versichern, es wären wenigstens fünftausend Personen in dem Tempel gewesen. Ehe die Predigt angieng, fiel jedermann bey dem Schal-

le einer kleinen Glocke auf die Knie, und blieb eine ganze Stunde in dieser Stellung; jeder hatte einen Rosenkranz in der Hand, und hob die Arme gen Himmel, indem alles ohne Unterlaß mit lauter Stimme wiederhohlte: **Amida, errette uns!** Als dieses Gebet zu Ende war, wurde eine größere Glocke angeschlagen, und es entstand eine tiefe Stille. „Hierauf, „sagt der P. Froez, sah ich einen schönen Mann „hervortreten, der einen langen nachschleppen„den seidnen purpurfarbnen Rock anhatte, der „mit weiß gefüttert war. Er setzte sich auf ei„nen sehr hohen Stuhl, der so gestellt war, „daß ihn jedermann füglich sehn konnte. Vor „sich hatte er einen Tisch, auf welchem ein off„nes Buch lag, nehmlich der Fokekio des Xa„ca. Er laß mit einer ernsthaften gebietheri„schen Stimme einige Zeilen, machte das „Buch zu, und fing seine Predigt an.„ Der Mißionarius fügt hinzu, der Bonze habe sich mit solcher Anmuth und Beredtsamkeit ausgedrückt, daß die ganze Versammlung davon gerührt worden. Eine solche rührende überzeugende Beredtsamkeit besitzen fast die meisten dieser Redner in einem hohen Grade, und, nach dem P. Froez, ist dies eine der vornehmsten Ursachen von der allgemeinen Ehrfurcht und Hochachtung, in welcher sie stehen.

Die Religion des **Budsdo** zehlt auch verschiedne Gesellschaften von **Bonzinnen**, oder Nonnen, welche **Biconis** genannt werden. Ihre Klöster sind mehrentheils in der Nachbar-

schaft

schaft der Bonzenklöster, welche vertraut mit ihnen leben, und sich, dem Vorgeben nach, aller Vortheile dieser Vertraulichkeit bedienen. Aber diese Mädchen nehmen sich sehr sorgfältig in Acht diesen Umgang zu verbergen, und hauptsächlich den demüthigenden Folgen davon zuvorzukommen. Man giebt vor, daß sie, wenn sie schwanger würden, zum Abtreiben ihre Zuflucht nähmen, und hätten sie diese strafbare Gewohnheit, die itzo im ganzen Lande sehr gemein ist, zuerst eingeführt. Manchmal wohnen diese Bonzinnen mit den Bonzen in einem Kloster, und verrichten ihr Amt in einem Tempel, und zwar in zwey Chören, auf der einen Seite die Mönche, und auf der andern die Nonnen. Jede Sekte der Bonzen hat ihre Biconis. Diese Mädchen sind hauptsächlich beschäftiget, die Röcke von Papier zu machen, welche die Mönche verkaufen, und die Rosenkränze zu verfertigen, die sie an ihrem Gürtel tragen. Diese Rosenkränze bestehn aus hundert und achtzig Kugeln, die an einem Faden hängen. Die Budsdoisten glauben, daß alle Arten von Sünden sich unter die Anzahl dieser Kugeln bringen lassen. Die Sintoisten bedienen sich eines andern Rosenkranzes, der viel Aehnlichkeit mit den unsrigen hat, wie man solches aus den Abrisse sehn kann, den Kämpfer davon gegeben.

Dieses ist das merkwürdigste, was ich von dem zwey herrschenden Religionen in Japan, dem Sintoismus und Budsdoismus, zu sammeln

meln werth gefunden. Es ist Schade, daß wir alle diese Umstände, nur aus Erzehlungen von Europäern nehmen können, die in solchen Materien allezeit ein wenig verdächtig sind. Besonders muß man natürlicher weise muthmaßen, daß die Portugiesischen Missionarien, welche mit den Bonzen große Streitigkeiten gehabt, das verhaßte Bild etwas übertrieben haben, so sie von diesen Japanischen Priestern und der Verderbniß ihrer Moral machen. Vielleicht daß sie sogar dem ganzen Orden der Bonzen etwas zurechnen, was nur einigen von ihnen angeht, oder daß sie auf die Rechnung der herrschenden Religion verschiedne grobe Irrthümer, und abscheuliche Gottlosigkeiten schreiben, wovon das Verbrechen nur auf einige besondre verderbte Sekten fällt. Den wahren Werth dieser Erzehlungen zu bestimmen, müßte man die Japanische Religion in ihren wahren Quellen, nehmlich in den Büchern der orientalischen Philosophie, studiert haben. Ausserdem steht man in Gefahr sich zu übereilen, und ein zu unreifes Urtheil zu fällen. Diese Anmerkungen macht der erleuchteste unsrer Kunstrichter, und scheut sich nicht sie an den Jesuiten Possevin zu richten, der in seiner *Bibliotheque choisie* den Bonzen verschiedne abscheuliche Lehrsätze zuschreibt, deren bloße Erzehlung einen Abscheu verursacht. „Wenn man es wagt, sagt Bayle,*) zu entscheiden, daß die Lehre der Bonzen „ganz

*) In seinem Wörterbuch unter dem Artikel Japan.

„ganz so ist, wie sie Possevin beschreibt, so „muß man billig fürchten, sich zu übereilen; „denn man muß ja niemals jemanden auf das „Zeugniß seiner Feinde verdammen, man thut „nicht übel, wenn man sich erkundiget, ob sie „es gestehn, daß man ihre Lehre getreulich ab„geschildert. Dies würde sie aber nicht getreu„lich abschildern heissen, wenn man sich an „den Buchstaben einiger Gesetze halten wollte, „ohne die Auslegungen ihrer Lehrer davon zu „Rathe zu ziehn. Auf die Weise schreibt man „den vernünftigsten Religionen manchmal die „abgeschmacktesten Dinge zu. Die Ausschwei„fung in der Gottesfurcht oder im Aberglauben, „die man mlt Recht einigen Christen vorwirft, „würde in den Reisebeschreibungen eines Ja„paners zu schönen Kapiteln Anlaß geben. „Würde es uicht ungerecht seyn, wenn er alles „dies für Glanbensartikel der christlichen Lehre „ausgeben wollte? Kurz, ich möchte wohl „wissen, was die Bonzen auf die Frage ant„worten würden: Lehrt ihr das, was euch „Possevin Schuld giebt? Ich möchte dann „auch wohl die Geschichte sehn, die sie von „der Einführung der christlichen Religion, und „ihrer Ausrottung in ihren Inseln, geschrieben. „Und wenn sie dieselbe geschrieben hätten, nach„dem sie die Erzehlung der Europäer davon ge„lesen, so würde es sich desto mehr der Mühe „lohnen, beyde gegen einander zu halten.„

Dritter Artikel.

Von der Religion, Siuto genannt.

Siuto bedeutet nach den Worten der Weg, oder die Religion der Philosophen. Dies ist eine besondre Sekte von Leuten, welche sich eine Ehre draus machen, über die Meynungen des Pöbels erhaben zu seyn, und sich zu keiner einzigen Religion in der Welt zu bekennen. Sie sagen, die größte Vollkommenheit und höchste Glückseeligkeit bestehe in einem weisen und tugendhaftem Leben: sie erkennen nichts weiter, als zeitliche Strafen und Belohnungen; beydes, sagen sie, sind nothwendige Folgen eines tugendhaften oder lasterhaften Lebens. Diese Philosophen geben vor, der Mensch sey verbunden, weise zu leben, weil ihn die Natur vernünftig geschaffen, und weil er den Einsichten gemäß leben müsse, die er erhalten; damit, wenn er sich nach diesen Vorschriften regiere, er hierdurch die Vortrefflichkeit seines Ursprungs, und seinen Vorzug für andern Creaturen an den Tag lege. Sie geben die lächerlichen Chimären der Seelenwanderung nicht zu, sondern glauben, daß unsre Seelen, von einem allgemeinen Geiste, der die ganze Natur belebt, entsprungen sind, und nach ihrer Trennung vom Körper in den Schooß eben dieses Geistes zurückgehn, wie die Flüße, nach-

dem

dem sie ihren Lauf vollendet, sich in den Schooß des Meers stürzen und sich darinn verlieren. Sie vermischen diesen allgemeinen Geist mit dem höchsten Wesen, indem sie demselben eben die Eigenschaften und Vollkommenheiten zuschreiben, welche nur Gott allein gehören. Sie führen das Wort Tien, oder Himmel, oft im Munde, und dies ist überhaupt die einzige Gottheit, die sie zulassen. Indeß erkennen doch einige unter ihnen ein geistiges unkörperliches Wesen, das die Natur beherrscht und regiert, aber nicht der Schöpfer davon ist; denn sie behaupten, daß dies Wesen selbst von der Natur hervorgebracht und in der Zeit durch In, und Jo gezeugt sey, welches zwey sehr verschiedne Mächte sind, die eine nehmlich eine thätige, und die zweyte eine leidende; eine, die Grundursache der Erzeugung, und die zweyte, die Grundursache der Zerstörung. Die Sintoisten halten die Welt für ewig, aber sie setzen doch voraus, daß Menschen, Thiere, der Himmel und alle Elemente unter dem Monde von In und Jo geschaffen worden. Uebrigens rufen sie keine Gottheit an, sie haben weder Tempel, noch einigen Gottesdienst. Alle ihre äußerlichen Religionsübungen bestehn in einigen Gebräuchen zum Gedächtniß ihrer verstorbnen Väter und Anverwandten. Sie setzen nehmlich Fleisch und Reiß auf ihre Gräber, zünden für ihren Bildnißen Lichter an, werfen sich für ihnen nieder, und geben zu ihren Ehren ein kostbares Gastmal. Diese Philosophen betrachten

den Selbstmord nicht nur als eine sehr erlaubte Sache, sondern sogar als eine Heldenthat, besonders wenn man dadurch einem schmählichen Tode, oder der Sklaverey, entgeht.

Man sieht hieraus genugsam, daß die Grundsätze des Siutoismus wenig von der Religion der Gelehrten in China unterschieden sind. Die Anhänger dieser ersten Sekte haben eine tiefe Ehrfurcht für das Andenken und die Schriften des **Confucius**, hauptsächlich für eines seiner Bücher Siudo, oder der Philosophische Weg, betitelt, woher der Siutoismus seinen Namen erhalten, zu haben scheint. Diese Sekte ist ziemlich alt in Japan, und sie hatte sonst eine große Menge Anhänger, hauptsächlich unter den Hofleuten und Gelehrten, das ist unter den feinsten und klügsten Leuten. Vor ungefehr hundert und funfzig Jahren wurden die Siutoisten angeklagt, daß sie den Christen insgeheim geneigt wären, man dachte sie durch dieses Vorgeben mit in die grausame Verfolgung zu verwickeln, die wider die Christen erregt wurde. Ihr Glück und Leben zu retten, sahen sie sich genöthigt in jedem ihrer Häuser ein Götzenbild des Landes aufzustellen. Es sey nun, daß sie die niederträchtige Unterwürfigkeit, die den Grundsätzen ihres Glaubens ganz zuwider ist, bey den Japanern verachtet gemacht, oder daß der beständige Anblick und die gezwungne Verehrung dieser Götzenbilder sie nach und nach zur Abgötterey gezogen, so ist

ist doch so viel gewiß, daß diese Philosophen, nachdem man ihnen diesen Zwang aufgelegt, sehr viel von ihrem alten Ansehn verlohren, und in der Anzahl viel schwächer geworden. Gegen die Mitte des letzten Jahrhundertes versuchte der Fürst von Figen, ein geheimer Anhänger dieser Sekte, sie in seinem Staate, wo sie fast gänzlich erloschen war, wieder empor zu bringen. In dieser Absicht stiftete er eine berühmte Universität, auf welcher er die Grundsätze des Siutoismus vortragen ließ. Seine Unterthanen nahmen diese Lehre begierig auf, und fiengen an, die abgeschmackten Fabeln ihrer Priester einzusehn. Der Dienst der Götzen des Landes wurde hintangesetzt, und das Volk von Figen trug nicht mehr so reichlich zum Unterhalte der Priester und Mönche bey, die in Gefahr stunden, in eine schreckliche Armuth zu verfallen. Diese gefährlichen Neuerungen setzten sie in Angst, sie beklagten sich bey beyden Japanischen Kaysern, und brachten sie solcher gestalt wider den Fürsten von Figen auf, daß dieser für gut fand, einer nahen Ungnade zu entgehn, sein Land freywillig seinem Sohne abzutreten. Die Cabalen also der Priester, die in jedem Lande der Toleranz feind sind, bey der sie ihren Vortheil nicht finden, machte das Vorhaben des Prinzen von Figen rückgängig; und der Siutoismus, der im Begriff war, wieder empor zu kommen, wurde von neuen in Dunkelheit und Vergessenheit gestürzt.

Vierter Artikel.

Vom Christenthum.

Ein Japaner, Namens Angeroo, ungefehr fünf und dreyßig Jahr alt, ein reicher Mensch adlichen Herkommens, war die erste Ursache von der Portugiesen ihrer Niederlassung in Japan, und von der Einführung des Christenthums in diesem Lande. Angeroo, der jemanden entleibt hatte, und fürchtete in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen, gieng mit einem Portugiesischen Schiffe nach Indien, ließ sich mit zweyen von seinen Leuten zu Goa taufen, und kam mit drey Jesuiten nach Japan zurück, nehmlich dem P. Xavier, dem P. de Torrez, und dem Frater Johann Fernandez. Der Japaner, als ein kühner Mann, der etwas unternehmen konnte, hatte um die Abschickung dieser Mißionarien selbst angehalten, und in den verschiednen Unterredungen, die er mit den Häuptern des obersten Raths zu Goa gehalten, hatte er ihnen die Errichtung der Handlung und die Einführung des Christenthums in Japan sehr leicht gemacht, welche beyden Stücke die Portugiesische Nation allezeit in allen ihren Unternehmungen sehr weislich verbunden, sowohl in Amerika, als Ostindien. Diese Hoffnungen waren desto gegründeter, da Japan dazumal noch allen Kaufleuten offen stand, die sich darinn niederlassen wollten, und da alle

fremden

fremden Religionen nicht allein geduldet, sondern sogar wohl darinne aufgenommen wurden. Es war in der That, wie Kämpfer sehr sinnreich anmerkt, und der P. Charlevoix selbst gesteht, es war das Genie dieser klugen, neugierigen und unruhigen Nation, alle Religionen, von denen sie hörten, kennen zu lernen, und die verschiednen Systeme über das künftige Leben zu studieren und gegen einander zu halten, und das zu erwählen, welches ihnen am besten gefiel; dieses war dazumal jedermann ohne Unterschied erlaubt.

Indeß versichert doch Kämpfer, daß, ungeachtet der Hoffnungen, die Angeroo den Portugiesen gemacht, der P. Xavier und seine Mitbrüder in Japan anfänglich nicht viel ausgerichtet, welches dieser Geschichtschreiber der schlechten Känntniß zuschreibt, die sie von dem Genie, den Sitten, und besonders der Sprache der Einwohner hatten. Sie sahn sich genöthigt, spricht er, ihre Predigten ins Japanische übersetzen zu lassen, welches durch sehr ungeschickte Dollmetscher geschah: Die Japanische Worte wurden mit Portugiesischen Buchstaben geschrieben, und die Mißionarien lasen das vom Papier ab, was sie selbst kaum verstunden, und diese Art zu predigen, fügt Kämpfer hinzu, wozu noch eine unvollkommne, und sogar lächerliche Aussprache kam, mußte nothwendig schlechte Wirkung thun. Zuletzt sagt unser Verfasser, wurde der P. Xavier über die Ungelehrigkeit der Japaner so mißvergnügt,

gnügt, daß er sich entschloß, weil er seine Zeit nicht unnütz in diesem Lande zubringen wollte, von da weg, und nach Indien zu gehn, wo er einen weit größern Fortgang zu hoffen hatte. Es ist gewiß, daß dieser Heilige nur etwas über zwey Jahr in Japan blieb, wohin er im November 1549. kam, und im November 1551. wieder abreiste mit dem Vorsatz nie dahin zurück zu kommen. Die Erzehlungen der Jesuiten, welche Kämpfers seinen sehr entgegen lauten, sagen, daß der heilige Franziskus Xaverius auch in Japan den Ruhm erhalten, den er sich in Indien erworben; und daß er sich sehr ernstlich auf die Japanische Sprache gelegt, von der ihm Angeroo entweder in Goa oder während der Reise schon einen Begriff gemacht; ja er habe in kurzer Zeit eine solche vollkommne Känntniß dieser Sprache erlangt, daß er sie (dies sind die eignen Ausdrücke des P. Charlevoir) mit einer solchen Leichtigkeit und Zierlichkeit geredet, zu welcher selber die Eingebohrnen des Landes selten gelangen. Der P. Charlevoir fügt hinzu, daß Xavier bald im Stande gewesen, nicht allein dem Volke zu predigen, sondern auch am Hofe zu erscheinen, und sich mit den Gelehrten zu unterhalten; er habe mehr als einmal die Bonzen öffentlich widerlegt; er habe mit einem erstaunlichen Fortgange zu Fucheo, Amangucchi, und Langorima gepredigt; er habe einen Todten in dieser letzten Stadt auferweckt, und verschiedne andre Wunder

der verrichtet, die die Bekehrung einer großen Menge Volks nach sich gezogen.

Was nun auch an diesem mehr oder weniger wunderbaren Fortgange dieser ersten Mission sey, so ist doch gewiß, daß der berühmte Xavier und seine beyden Mitbrüder, mit Hülfe des Angeroo, der ihnen Anleitung gegeben, den ersten Saamen in Japan zum Christenthum ausgestreut. Dieser Saamen brachte mit der Zeit hundertfältige Frucht, und in weniger als dreysig Jahren zehlte die Japanische Kirche eine erstaunliche Menge Neubekehrte, unter denen verschiedne Fürsten, und sogar einige Jacatas, oder kleine Könige des Landes waren. Das gemeine Volk insonderheit, das von Natur alles Neue liebt, und überdieß von der Evangelischen, den Armen so tröstlichen Moral gerührt wurde, ergriff diese Lehre mit einem außerordentlichen Eyfer. Die Jesuiten, sagt Kämpfer, die sie verkündigten, trugen selbst unendlich viel bey, sie in Ansehn zu setzen, nehmlich **durch ihre exemplarische Bescheidenheit, durch ihre kluge und tugendhafte Aufführung, durch den uneigennützigen Beystand, den sie den Armen und Kranken leisteten, und durch die majestätische Pracht der Religionsceremonien, an denen die Japaner ein besondres Vergnügen fanden.**

Die Anzahl der Gläubigen vermehrte sich alle Tage, besonders in der Insel Saikokf, wo das Evangelium zuerst geprediget wurde.

Die

Die Fürsten von **Bungo**, **Arima**, und **Omura**, welche daselbst beträchtliche Güter besaßen, nahmen das Christenthum an, und schickten 1582. eine Gesandschaft, ihren Gehorsam zu bezeugen, an den Pabst Gregorius den dreyzehnten, unter der Anführung des P. **Valegnani**, eines Jesuiten. Diese Gesandschaft bestand aus vier Japanischen Herren, die Verwandte der Fürsten waren, die sie abschickten. Der P. **Valegnani** führte sie im Triumph durch die vornehmsten Städte von Portugall, Spanien, und Italien, in welche sie ihren öffentlichen Einzug hielten, und in den mehresten wurden ihnen fast alle die Ehrenbezeugungen erwiesen, die man den königlichen Gesandten zu bezeugen pflegt.

Dem Exempel der Prinzen von **Bungo**, **Arima**, und **Omuro** folgten nicht allein alle ihre Unterthanen, sondern auch benachbarte Völker, und sogar die Einwohner der entlegensten Provinzen, in welchen sich das Evangelium, mit einer Geschwindigkeit und einem Fortgange ausbreitete, der fast unglaublich schien. Bald drauf wurden die Missionarien in die große Insel **Nipon** gerufen, und sie pflanzten sogar in den beyden Hauptstädten des Reichs **Jedo** und **Meaco** die Standarte des Glaubens. Zur Zeit der erwehnten Gesandschaft, war das Christenthum auf dem höchsten Gipfel seiner Größe und Glückseeligkeit. **Nobunanga**, der sieben und zwanzigste **Seogon** oder **General**, beherrschte damals das

Reich

Reich mit vielem Ansehn, und war den Missionarien öffentlich zugethan, nicht sowohl aus Neigung für ihre Religion, die er zu ergreifen niemals Willens hatte, als vielmehr aus Feindschaft gegen die Bonzen, die durch ihren Anhang seine Absichten mehr als einmal rückgängig gemacht hatten. Die Jesuiten hatten noch einen andern mächtigen Beschützer an dem **Vatadono**, dem ersten Minister des **Nobunanga**, und Unterkönige von **Meaco**. Es schien also alles zu dem Fortgange ihrer Apostolischen Arbeiten zusammenzukommen, und in Ansehung der glücklichen Gesinnungen des Volks und der Regierung, hatte man Ursach sich zu versprechen, daß bald ganz Japan werde bekehrt seyn. Aber ein unvermutheter Schlag schmiß alle diese Hoffnungen über den Haufen, und veränderte in kurzer Zeit die Gestalt der Sachen. **Nobunanga** starb eines gewaltsamen Todes, und der berühmte **Taikosama** kam an seine Stelle, welcher sich erstlich der Vormundschaft des Reichs, und mit der Zeit der Oberherrschaft selbst, bemächtigte, und die Söhne des **Nobunanga** davon ausschloß. Dieser Fürst, der in der Abgötterey erzogen worden, sonst aber sehr viel natürlichen Verstand und Einsicht besaß, wurde durch den schleunigen Fortgang des Christenthums aufmerksam gemacht, welches er als eine gefährliche Neuerung ansah, die mit allen den andern Religionen des Landes nicht bestehn könne, und daher gar leicht Verwirrung und Uneinigkeit in seinem

Staat

Staat zu erregen, vermögend sey. Indeß verstellte er sich anfangs gegen die Christen, und gestand ihnen sogar einige Vortheile zu, woran aber die Politik mehr Ursach war, als sein gutes Herz. Seine wahren Gesinnungen legten sich bald zu Tage, und mit dem 1586. Jahre gab er einen Befehl heraus, durch welchen allen Japanern bey Lebensstrafe verboten wurde, die **Religion der Väter** anzunehmen; denn so nennte man das Christenthum. In eben dem Jahre fing die Verfolgung an, und verschiedne Japaner wurden gekreuzigt, weil sie den Befehlen des Kaysers zuwider gelebt. Die Christen hielten diesen ersten Stoß muthig aus, aber ihr Wiederstand brachte die Regierung nur noch mehr auf, und in dem Jahr 1590 wurden allein mehr als zwanzigtausend Menschen hingerichtet. Diese erste Verfolgung daurte fast ununterbrochen biß an den Tod des **Taikosama**, nehmlich biß zu dem 1598 Jahr.

Kämpfer versichert, daß außer den politischen Ursachen, die den Kayser vermocht die Christen auszurotten, diese letztern durch ihre unvorsichtige ausschweifende Aufführung selbst gar vieles beygetragen, ihren Untergang zu beschleunigen. Der erste Fehler, den ihnen dieser sonst für unpartheyisch bekannte Geschichtschreiber zur Last legt, war ein gewisser Geist der Herrschsucht und Unverträglichkeit, welcher machte, daß sie nicht allein bey allen Gelegenheiten wider den alten Gottesdienst des Landes predigten,

predigten, sondern auch die Anhänger und Priester davon beleidigten, die Götzen zerbrachen, und Tempel zerstörten, welches an den Orten, wo das Christenthum noch nicht allgemein war, ohne Streit und gefährlichen Aufruhr nicht geschehn konnte. Der zweyte Fehler, den ihnen Kämpfer beymißt, trifft nicht sowohl die Japanische Christenheit überhaupt, als vielmehr die Portugiesischen Kaufleute und Geistlichen, die dieser Christenheit vorstunden. Die ersten, sagt dieser Geschichtschreiber, brachten die Regierung, und selbst die neuen Christen, durch den schreyenden Wucher, durch ihre Betrügereyen, und durch ihren unersättlichen Geitz wieder sich auf, als woraus man nur allzudeutlich sahe, daß es diesen Fremden nicht sowohl um das Heyl der Seelen, als vielmehr um das Geld und die Güter der Neubekehrten zu thun sey. Die letztern, wenn man dem protestantischen Schriftsteller glaubt, entfernten sich sehr von der Einfalt und evangelischen Bescheidenheit der ersten Mißionarien. „Diejenigen, sagt er, welche an der Spitze der „Clerisey waren, hielten es ihrer Würde für „unanständig, immer, nach dem Exempel des „Heylandes und seiner Jünger, zu Fuße zu gehn; „sie waren nicht zufrieden, wenn sie sich nicht „in prächtigen Sänften tragen ließen, und die „Pracht des päbstlichen Hofes und der Cardi„näle nachahmten. Sie rechneten sich nicht „nur den Größten des Reichs gleich, son„dern = = = sie bildeten sich sogar ein, daß ih-

„nen ein höherer Rang gebühre. Es geschah „einsmals, fährt Kämpfer fort, daß ein por„tugiesischer Bischoff einen Staatsrath auf dem „Wege antraf, der sich nach Hofe begab; der „stolze Prälat ließ seine Sänfte nicht hal„ten, um auszusteigen, und diesem vornehmen „Herrn nach Landesgewohnheit seine Ehrfurcht „zu bezeugen; Sondern = = = ohne ihm das ge„ringste Zeichen der allgemeinsten Höflichkeit „zu erweisen, befahl er seinen Leuten mit einer „verächtlichen Mine, mit der Sänfte fort, und „vor diesem Herrn vorbey zu gehn. Eine so „unvorsichtige Aufführung, die der Sanftmuth „und Erniedrigung so entgegen war, die die„sem Herrn gebührt, und noch überdieß zu „der Zeit, da die Portugiesen ihr voriges Ansehn „verlohren, mußte nothwendig eine gefährliche „Folge haben, die der ganzen Nation sehr „nachtheilig war. Dieser Staatsrath, der „durch eine so öffentliche Verachtung beleidiget „worden, faßte schon im Voraus einen tödt„lichen Haß gegen die Portugiesen, und in der „Hitze seines gerechten Eifers beklagte er sich „deswegen bey dem Kayser, und machte ihm „von der Verwegenheit, dem Stolze und der „Eitelkeit dieser Nation ein sehr verhaßtes Bild, „welches, wie er voraussah, nothwendig den „größten Unwillen des Kaysers erregen mußte.

Kämpfer wirft gewissen Europäischen Missionarien eine andre Unvorsichtigkeit vor, die er mit Recht zu den Hauptfehlern rechnet, welche das ihrige zu dem Untergange der Christen beyge-

ragen. Einige Franziskaner, die als Gesand-
en von dem spanischen Statthalter zu Manille
nach Japan geschickt worden, predigten nicht
nur öffentlich in den Straßen von Meaco,
ondern bauten auch eine Kirche in dieser Stadt,
nicht allein ohne kayserliche Erlaubniß, sondern
auch wider die letzten Befehle, ungeachtet alles
klugen Raths und inständigen Bittens der
Jesuiten. Eine so deutliche Verachtung der
kayserlichen Befehle in einem Lande, wo der
geringste Ungehorsam mit dem Tode bestraft
wird, sogar an Personen vom höchsten Range,
trug nicht wenig dazu bey, den Haß des Kay-
sers gegen die Christen recht giftig zu machen.
Die Unvorsichtigkeit eines spanischen Steuer-
mannes verdarb vollends alles, und brachte
der Religion einen schlimmern Stoß bey, als
alle diejenigen, die ihre Verfolger bisher auf
sie versucht hatten. Der P. Charlevoix er-
zehlt diesen Vorfall, dessen Kämpfer nicht ge-
denkt, also. Im Jahr 1596. wurde eine Gal-
lione, die von den Philippinischen Inseln nach
Neuspanien seegeln wolte, auf der Höhe des
Hafens von Urando in der Provinz Tosa, von
einem Sturm ergriffen. Der Daimio, oder
Fürst des Landes, nachdem er benachrichtiget
worden, daß man ein fremdes Schiff sähe,
schickte sogleich einen seiner Bedienten an den
Capitain, der ihn in den Hafen einladen muß-
te. Als der spanische Capitain unter allerley
Vorwand sich entschuldigte, ließ der Daimio
sein Schiff durch zweyhundert kleine Fahrzeuge

 an-

angreifen, die es fortschleppten und in den Hafen brachten. Alle Waaren wurden weggenommen und zum Besten des Kaysers confiscirt, der einem seiner Minister, Namens Marita, auftrug, sich nicht nur aller Haabseeligkeiten der Spanier zu bemächtigen, sondern auch das Fahrzeug selbst zu verkaufen. Als Marita diesen Befehl nachkommen wollte, gerieth der Steuermann der Gallion auf einen sehr besondern Einfall, diesen Schlag abzuwenden. Eines Tages, als er in Gegenwart des kayserlichen Ministers bey dem Daimio war, brachte er die Unterredung auf die große Macht des Königes von Spanien, und meynte die Japaner dadurch zu schrecken. Er übertrieb die Menge der Länder, die seinem Herrn gehörten, und indem er sich einer Weltcharte nahte, die von ungefehr da lag, zeigte er ihnen alle Reiche, die diesem Monarchen gehorchen, seine Königreiche in Europa, was er in Asien besitzt, seine Länder in Afrika, und besonders seine unermeßlichen Provinzen in Amerika. Alle Umstehenden schienen über diese Erzehlung erstaunt zu seyn, und Marita konnte sich nicht enthalten den Steuermann zu fragen, wie sein Herr es angefangen, zu einer solchen weitläuftigen Monarchie zu gelangen. „Nichts ist leichter zu „begreifen, antwortete der Steuermann; wenn „unsre Könige ein Land erobern wollen, so schi„cken sie zuerst Geistliche dahin, welche das „Volk bewegen, unsre Religion anzunehmen: „und wenn diese Mönche eine genugsame An„zahl

„zahl von Neubekehrten gemacht haben, so
„sendet man Truppen dahin, die sich mit den
„neuen Christen vereinigen. Durch dieses
„Mittel kömmt man ohne viel Mühe mit den
„übrigen zu seinem Endzweck." Diese so aus-
schweifende und übel angebrachte Rede, haupt-
sächlich zu einer Zeit, da die Christen nur allzu-
verhaßt waren, erfüllte alle Umstehenden mit
Erstaunen und Unwillen. **Marita** ermangelte
nicht, bey seiner Zurückkunft nach **Jedo**, dem
Kayser **Taikosama** davon zu berichten, der
im größten Zorne schwur, allen Portugiesen das
Leben zu nehmen, und das ungetreue Geschlecht
der Christen gänzlich auszurotten.

Ijejas, der Nachfolger des **Taikosama**,
war den Missionarien nicht viel günstiger.
Nachdem dieser Prinz das Reich einige Jahr
als Regent verwaltet hatte, fand er Mittel sich
durch eine schreckliche Untreu des Throns zu
bemächtigen, indem er dem unmündigen **Fide-
jori**, dem Sohne des **Taikosama**, der ihm
auf seinen Todtbette die Erziehung dieses jun-
gen Prinzens und die Verwaltung des Reichs
anvertraut, Kron und Leben raubte. **Fidejori**
wurde von den Christen schmerzlich beweint; er
hatte dem Christenthum sehr geneigt geschienen,
und man glaubte, daß er es sogar insgeheim
angenommen. **Ijejas** vergab ihnen niemals
diese Gesinnungen, am allerwenigsten aber
das Bestreben, so sie gezeigt, diesem jungen
Prinzen den Thron zu erhalten. Sobald er
sich in dem gewaltsamen Besitz des Throns

befestigt sah, gab er zwey blutige Edikte heraus, eines 1614 und das andre 1615. Das erste lautete, daß alle den Christen übrig gebliebenen Kirchen verbrannt, oder von Grund aus niedergerissen werden sollten; daß alle Mißionarien nach Nagasaki gebracht und daselbst eingeschifft werden sollten, mit dem Verbot, bey Lebensstrafe nie in das Reich zurückzukommen; und daß alle Japaner die den christlichen Glauben nicht abschwören würden, verbrannt werden sollten. In dem zweyten erklärte der Kayser, daß jeder, der einem christlichen Lehrer Zuflucht gestatten würde, mit seiner ganzen Familie zum Tode verurtheilt seyn sollte.

Fide-Tadda der dem Ijejas 1616. nachfolgte, wütete mit eben der Strenge wider die Christen, und folgte den Befehlen seines sterbenden Vaters, das Christenthum mit der Wurzel aus seinen Staaten auszurotten. Die Verfolgung wurde unter der Regierung des Toxogunsama noch heftiger, welchem Fide-Tadda 1622. die Krone, oder wenigstens die Verwaltung des Reichs, überließ. Dieser Fürst, der mit den viehischten Leidenschaften eine barbarische Grausamkeit, und einen unversöhnlichen Haß gegen die Christen verknüpfte, erfand Martern für sie, wovon schon die bloße Erzehlung ein Grausen macht. Zarte Jungfrauen, und Weiber von dem vornehmsten Stande wurden ganz nackend an öffentlichen Plätzen aufgestellt, und den abscheulichsten Henkern Preiß gegeben, welche nachdem sie ihre

re viehische Brunst gestillt, dieselben ins Feuer warfen, oder ihnen den Kopf abschlugen. Andre wurden aus Kreutz geschlagen, und langsam viele Tage lang gemartert, indem man ihnen bald mit ausgezackten Stöcken die Arme und Beine entzwey sägte, oder ihnen Röhren mit Schwefel angefüllt vorhielt, welchen man anzündete, und sie den Dampf davon einziehn ließ. Andre wurden in Gruben geschmissen, die mit Schlangen und stinkenden Materien erfüllt waren, oder bey den Füßen über eben diese Gruben gehangen, in welche man sie, den Kopf voraus, hinunter ließ; die Hände waren auf den Rücken gebunden, und die Lenden in zwey ausgeschnittne Breter gepreßt, die dem Gemarterten das Tageslicht raubten. Diese Marter daurte manchmal neun bis zehn Tage hinter einander. Noch andre tauchte man in die brennenden Quellen des Berges Ugen, oder in einen benachbarten Schlund, der mit einer schweflichten Materie erfüllt war, welche den Leib in einem Augenblick mit Geschwüren bedeckte. Man zog sie hierauf heraus, und that ihnen den Vorschlag, das Christenthum abzuschwören; wenn sie sich wegerten abzufallen, stürzte man sie von neuen in diese Abgründe. Oftmals daurte diese Quaal funfzehn Tage, und wenn ihr ganzer Leib lauter Wunde war, ließ man sie ohne Hülfe mitten in den allerheftigsten Schmerzen liegen.

Viele Christen von allem Alter und Stande, eyfrige Mißionarien von verschiednen Orden,

ten, zarte Jungfrauen, und selbst Kinder ertrugen diese Martern mit einer Standhaftigkeit, die man nicht genug erheben kann. Aber diese herrlichen Exempel brachten die glücklichen Früchte nicht hervor, die sie zu versprechen schienen, und man kann von den Japanischen Märtyrern nicht, wie von den ersten Helden des Christenthums, sagen, daß ihr Blut der Samen der Christen gewesen. Die Verfolgung, von der ich rede, brachte eine ganz gegentheilige Wirkung hervor; sie richtete in wenig Jahren eine Erndte, die fast ein ganz Jahrhundert lang gewartet worden, zu Grunde, und das Christenthum erstickte allhier in dem Blute seiner Märtyrer.

Zwey eben so strafbare als unvorsichtige Ausschweifungen, beschleunigten vollends den Untergang der Japanischen Kirche. Die vornehmsten Häupter der Christen, die der Gewaltthätigkeiten einer tyrannischen Regierung überdrüßig, und zu der schrecklichsten Verzweifelung gebracht waren, machten den Plan von einer gefährlichen Verschwörung, die eine Hauptveränderung in dem Staate verursachen sollte. Gegen das 1636 Jahr bemächtigten sich die Holländer, die damals mit Portugall Krieg führten, bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung eines Schiffs, so dieser Krone gehörte. Unter den Papieren dieses Schiffs fand man einen an den König von Portugall gerichteten Brief, von einem Japaner, Namens **Moro**, welcher einer von den vornehmsten

sten Agenten der portugiesischen Kaufleute, und wenn man Kämpfern glaubt, sogar der Oberaufseher ihrer Handlung war. Dieser war ein eifriger Anhänger des Christenthums. Die Holländer, die sich seit einigen Jahren in Japan niedergelassen, und nichts mehr suchten, als die Portugiesen zu vertreiben, glaubten, daß sie sich diese Gelegenheit zu Nutze machen müßten sie zu stürzen, und schickten diesen Brief nach Japan, wo er dem Prinzen von Firando, dem Beschützer der Holländischen Handlung eingehändiget wurde, welcher ihn sogleich an den Statthalter von Nagasaki schickte. Dieser, ob er gleich den Portngiesen gewogen war, konnte doch nicht umhin, von einem so wichtigen Vorfalle dem Hofe Nachricht zu geben. Der Brief des Moro wurde an den Kayser geschickt. Er entdeckte, sagt Kämpfer, die ganze Verschwörung der Japanischen Christen, die sie mit den Portugiesen wider das Leben des Kaysers und den Staat gemacht. Man sah aus eben diesem Briefe, daß es ihnen an Schiffen und Soldaten mangele, die man ihnen aus Portugall versprochen; man fand darinn die Namen der Prinzen, die mit in der Verschwörung verwickelt waren, und hauptsächlich ihre Erwartung der Päbstlichen Benediktion hierüber. Diese Entdeckung, fügt Kämpfer hinzu, wurde durch einen andern Brief von eben diesem Moro bestätigt, der an die Portugiesischen Handlungsoberaufseher nach Macao geschrieben war, und aufge-

fangen wurde. Moro wurde gefangen genommen und befragt. Er vertheidigte sich mit vieler Zuversichtlichkeit und leugnete alles; aber da er durch die Hand und das Siegel der Briefe überführt worden, wurde er lebendig verbrannt zu werden verurtheilt, und das Urtheil wurde vollstreckt. Die Portugiesen, seine Mitverschwornen, wurden auf ewig aus Japan verbannt, und der Eintritt in das Reich den Europäischen Mißionarien auf immer untersagt. Das Verbannungsedikt wurde 1637 heraus gegeben, und folgendes sind die vornehmsten Artikel.

Kein Japanisches Fahrzeug soll künftig in fremden Ländern Handlung treiben, und es soll den kayserlichen Unterthanen nicht mehr erlaubt seyn, aus dem Lande zu gehn. Wer diesen Befehlen zuwider handelt, soll mit dem Tode bestraft, und das Schiff soll mit allen Waaren confiscirt werden.

Wer einen catholischen Priester entdeckt, soll vier biß fünfhundert Schuits *) Silber erhalten, und für jeden Christen nach Verhältniß.

Alle diejenigen, die an der Fortpflanzung der christlichen Lehre Theil nehmen, oder den infamen Namen der Christen führen, sollen in **Omboa**, oder ein andres öffentliches Gefängniß, gesetzt werden.

Die

*) Kämpfer rechnet den Schuits zu einem englischen Pfund.

Die ganze Portugiesische Nation, mit Müttern, Ammen und allen was ihnen zugehört, soll verbannt und nach Macao zurückgeschickt werden.

Wer sich unterstehn wird nach Japan einen Brief aus fremden Landen zu bringen, oder nach seiner Verbannung in das Reich zurück zu kommen, soll mit seiner ganzen Familie hingerichtet werden. Alle diejenigen, die Gnade für sie erbitten, sollen gleichfalls hingerichtet werden.

Dieses waren die traurigen Wirkungen dieser lezten Ausschweifung der Christen. Ich habe den Vorfall so erzehlt, wie ich ihn im Kämpfer gefunden habe, einem unpartheyischen Schriftsteller, von dem man ohne Ungerechtigkeit nicht muthmaßen kann, daß er die Portugiesen habe verläumden, oder den Holländern seinen Herren habe schmeicheln wollen. Indeß widersprechen doch viele catholische Schriftsteller dieser Verschwörung, und halten sie für eine grobe Fabel und neidische Verläumdung der Holländer, die sie erfunden, die Handlung und den guten Namen der Portugiesen in Japan zu verderben.

Ich werde mich nicht in die Prüfung der Ursachen einlaßen, die diese Schriftsteller anführen; die engen Schranken, die ich mir gesetzt, erlauben mir nicht, mich in diese Art von Untersuchung einzulassen. Wir wollen uns zur zweyten Unternehmung wenden, über die alle Geschichtschreiber einstimmig sind, und die fast alles glaublich macht, was man

von

von der ersten Verschwörung erzehlt, da die Umstände davon nicht viel weniger verhaßt sind. Die Christen in der Provinz *Arima*, wo die Verfolgung am heftigsten war, an statt diesen Grausamkeiten den Geist der Geduld und Unterwerfung entgegen zu setzen, den das Evangelium so sehr empfiehlt, nahmen vielmehr einmüthig einen verzweiflungsvollen Entschluß, und lehnten sich öffentlich wider ihren Oberherrn auf. Sie versammelten sich ungefehr vierzig tausend an der Zahl, und nahmen *Simabara*, einen festen Ort in der Provinz *Figen*, ein. Der Kayser sahe sich genöthigt, sie durch eine Armee von achtzigtausend Mann angreifen zu lassen, und nahm sogar seine Zuflucht bey dieser Gelegenheit zu den Holländern, welche ihm ihr Geschütz liehen, die Rebellen zu bezwingen. Sie vertheidigten sich sehr hartnäckig, und thaten solche tapfere Ausfälle, daß in kurzer Zeit die Armee der Belagerer um ein Drittheil geschmolzen war. Aber die Rebellen, die keine Zeit gehabt, den nöthigen Vorrath anzuschaffen, litten bald Mangel an Lebensmitteln, und der Hunger brachte sie aufs alleräuserste. Man mußte sich entweder ergeben, oder ein Treffen wagen. Die Belagerten entschlossen sich zu dem letzten, fielen voller Verwirrung auf die kayserlichen Truppen, schlugen als verzweifelnde, wurden überwunden, und kamen alle bis auf den letzten Mann um, nachdem sie ihr Leben theuer verkauft. Dieser Aufruhr, der im Jahr 1638. geschah, brachte

dem Christenthum den lezten Streich bey. Man muß die Epoche der gänzlichen Ausrottung desselben in diesen Inseln, in die lezten Jahre der Regierung des Toxogunsama setzen, der 1650. starb. Als Jietznako, sein Nachfolger, den Thron bestieg, waren so wenig Christen in Japan, sagt der P. Charlevoix, daß wenn eine günstige Staatsveränderung von neuen den Jesuiten den Eintritt in das Reich verschafft, sie nicht viel weiter gewesen seyn würden, als wie der heil. Xaverius hier angelangt, das Evangelium zu predigen.

Seit dieser Zeit ist Japan den Portugiesen und catholischen Christen versperrt; einige Mißionarien haben zwar verschiedentlich versucht, sich wieder einzudringen, aber fast beständig vergebens; da alle Zugänge zum Reich so wohl bewacht werden, daß es fast unmöglich ist, diese Schranken zu durchbrechen. Der letzte catholische Priester, der in diese Inseln gekommen, war Sidotti, ein Sicilianischer Geistlicher, der 1709 Mittel fand, sich daselbst aussetzen zu lassen. Man hat niemals recht erfahren, was er für Schicksale gehabt.

Eilftes Capitel.

Von der Lebensart, den Sitten und merkwürdigen Gebräuchen in Japan. Beschreibung der Einwohner.

Erster Artikel.

Gebräuche bey Gastmahlen, und Besuchen. Pracht des Cubo. Ceremonie bey seiner Zusammenkunft mit dem Dairi.

Die gewöhnlichste Nahrung der Japaner ist Reiß, der hier weit wohlschmeckender und nahrhafter ist, als in den mehresten andern Gegenden des Orients. Sie lassen ihn am Feuer dick werden, und machen einen Teig daraus, den sie statt des Brodts essen. Ihre andern Speisen sind 1) Fische, besonders das Fleisch von Wallfischen, Austern und andern Muscheln. 2) Alle Arten von wilden Pflanzen und Wurzeln, die sie aus den Wäldern, Sümpfen, und wüsten ungebauten Oertern, ja so gar von dem Grunde des Meers, hohlen. Sie kochen sie mit ein wenig Salz in Wasser, und machen eine Brühe daran, die sie Soeju nennen

und die aus nichts als einer klaren Brühe von Bohnenmehl besteht, zu der sie ein wenig Sacki mischen. In dieser Brühe besteht die gewöhnlichste Zurichtung ihrer Speisen. Weinessig, Butter, Safran und unsre gewöhnlichen Gewürze kommen niemals zu ihren Gerichten; doch thun sie manchmal in ihre Suppen gestoßnen Ingwer, und andres Zubehör. Nußöl erhebt auch manchmal einige von ihren Speisen, man zieht es hierinn dem Olivenöl vor. 3) Kuchen von verschiedner Art, die aus Mehl von Waitzen, schwarzen Bohnen, oder gestoßnen Wurzeln gebacken werden. Sie machen auch aus Waitzenmehl einen feinen Teig, aus welchem sie Schnitte und dünne Fäden schneiden, die den **Macaroni** und **Vermicelli** der Italiäner ziemlich gleich kommen. 4) Endlich wird ihre Tafel auch überflüßig mit Zuckerwerk und Confekt besetzt, aber dieses Confekt ist sehr hart, wenig gezuckert, und dem Gesicht angenehmer, als dem Geschmack. Nach ihrer Religion enthalten sie sich des Fleisches der vierfüßigen Thiere und Vögel, einige wilde Thiere ausgenommen, als Gemsen, und eine kleine Anzahl von Vögeln, deren Gebrauch einigen Sekten erlaubt ist. Thee ist das gewöhnliche Getränk bey ihren Mahlzeiten; Sacki ist ein andres Getränk, das bey den Japanern sehr im Gebrauch ist, es ist ein starkes aus Reiß gebrautes Bier. Sie haben noch ein andres Getränk, welches aus Pflaumensaft gemacht wird. Dieses letzte Getränk

ist sehr angenehm, aber nicht so gemein, als der Sacki.

Bey großen Gastereyen hat jeder Gast seine besondre Tafel. Diese Tafeln sind schmal und niedrig, weil jeder auf seinen Füßen auf der Erde sitzt. Sie werden mit keinen Tüchern oder Tapeten bedeckt, sondern bey jedem Gange wird auch eine neue Tafel gebracht. Sie sind sehr sauber lackirt, und die Japaner nehmen sich sehr in Acht, sie nicht zu verderben. Es ist kein Volk, das bey seinen Mahlzeiten auf eine größere Zierlichkeit sieht. Die Teller und Schüßeln sind meistens mit Blumen oder Bändern geziert, und man trägt keinen Vogel auf, dem man den Schnabel und die Füße nicht vergüldet; alles übrige ist von gleicher Sauberkeit. Die Musik begleitet mehrentheils diese Gastereyen; und es ist nur Schade, daß die Munterkeit davon verbannt ist, und daß ein Ceremoniel dabey herrscht, welches die Gäste sehr traurig beschäfftigt. Dieses Ceremoniel ist wenig von dem Chinesischen unterschieden; indeß versichert man, daß die Japaner ziemlich leicht sich darein zu finden wissen, und daß ihre Höflichkeit viel ungezwungner ist, als der Chineser ihre.

Nach der Tafel vertreiben sie sich die Zeit mit Theetrinken, oder sie singen Lieder, legen einander Rätzel vor, und belustigen sich mit andern dergleichen unschuldigen Dingen, die ihnen statt der Glücksspiele sind, wovon sie glücklicher Weise nichts wissen. Hergegen haben

ben sie auf der andern Seite, wenn man Salmon glaubt, eine sehr barbarische Gewohnheit. Die Großen, sagt dieser Geschichtschreiber, pflegen ihre Gastereyen mit einem schrecklichen Schauspiel zu endigen, welches das Vorurtheil der Nation zur Ergetzlichkeit gemacht hat. Sie versammeln alle ihre Bedienten in den Speisesaal, und verlangen, daß sich einer freywillig und aus Liebe zu seinem Herrn zum Tode erbieten muß. Sogleich streiten sich diese Unsinnigeu um die Wette um diese Ehre; und nach Salmons Erzehlung scheint es, daß ihr Herr manchmal so grausam ist, dieses Opfer anzunehmen. Ich habe aber diesen Umstand weder im Kämpfer, noch im P. Charlevoir, und andern Nachrichten gefunden, die ich nachzusehn Gelegenheit gehabt habe: und ich gestehe, daß mir Salmons Glaubwürdigkeit nicht groß genung scheint, die Gewißheit hiervon zu versichern.

Bey Besuchen beobachten unsre Insulaner fast eben so ein Ceremoniel, als die Chineser. Man macht von beyden Seiten viel Umstände, sowohl beym Empfang, als beym Niedersitzen, und Abschiednehmen. Derjenige, der den Besuch macht, muß einen Rock von schwarzem Atlaß anhaben, den man über die andern Kleider herüber zieht. Die Japaner pflegen einander diese Röcke zum Geschenk zu machen, die sie einander mit vieler Feyerlichkeit zuschicken. Sie werden auf einem Becken getragen, und ist dies eine der ausnehmendsten Gnadenbezei-

 gungen,

gungen, mit der ein Vornehmer Geringern bezehrt. Unter den Geschenken, die der Director der holländischen Compagnie während seiner Gesandschaft zu Jedo empfängt, sind allezeit verschiedne dieser Röcke, welche ihm die Staatsräthe und andre Minister zuschicken.

Man hat als etwas sehr besonders angemerkt, daß die Japaner, wenn sie zu Hause bleiben, ihre schönsten Kleider anziehn, und nur ganz bescheiden gekleidet sind, wenn sie in die Stadt gehn. Adeliche gehn indeß nie anders aus, als mit einem zahlreichen Gefolge von Bedienten; der eine trägt den Sonnenschirm, der andre den Huth, der dritte den Fächer, der vierte die Pantoffeln seines Herrn; und so mit den übrigen Dingen, die er braucht. Diejenigen, so in vornehmen Bedienungen stehn, lassen einen Bedienten eine Pike vor sich hertragen; wodurch sich hauptsächlich obrigkeitliche Personen unterscheiden. Die Prinzen und Großen des Reichs haben noch andre Vorrechte; ihre Begleitung ist allezeit sehr zahlreich, besonders auf Reisen. Ich habe schon an einem andern Orte angemerkt, daß die Siomios manchmal ein Gefolge von tausend bis zwölf hundert Bedienten haben, und daß mancher Daimio von mehr als zwanzigtausend Menschen begleitet wird.

Hieraus wird man urtheilen können, was für einen Zug der Cubo bey sich haben muß, wenn er in die Stadt geht, oder eine Reise unternimmt, entweder die Provinzen des Reichs

zu

zu besehn, oder sich an den Hof des **Dairi** zu begeben, welches ordentlicher Weise alle fünf Jahr geschieht. Der P. **Charlevoix** versichert, daß man ein ganzes Jahr vorher an den Zubereitungen dieser letzten Reise arbeite. Der Weg wird in acht und zwanzig Stationen eingetheilt; der Kayser kömmt jeden Tag auf zwey derselben. Auf jeder Station findet er neue Bedienungen, und neue Garde. Alle diese verschiednen Begleitungen versammeln sich zu **Meaco**, und machen ein so ansehnliches Chor Truppen aus, daß man auf den Strassen und öffentlichen Plätzen Zelter für die Soldaten aufschlagen muß. In dieser Pracht und Größe zeigt sich der Cubo dem **Dairi**, und erweist ihm äußerlich einige Ehrenbezeugungen, die für den furchtbaren Vasallen weit rühmlicher sind, als für den schwachen Monarchen, der sie annimmt. **Konrad Krammer**, der 1626 unter dem Titel eines holländischen Gesandten nach Japan geschickt wurde, sah den Einzug des Kaysers **Torogunsama** bey einer solchen Gelegenheit in **Meaco** mit an, und hat uns eine ziemlich weitläuftige Beschreibung von diesem prächtigen Einzuge gegeben. Ich werde mich begnügen, die vornehmsten Umstände davon, ungefehr nach den Worten des P. **Charlevoix**, hier beyzubringen, der diese Beschreibung in seine Historie mit eingerückt. Der prächtigste Tag dieses Festes war der funfzehnte October 1626. als welcher Tag zu der Zusammenkunft des **Cubo** und **Dairi** bestimmt

 war.

war. Aus Krammers Erzehlung scheint es, daß diese Zusammenkunft in dem Pallast des Cubo geschehn, und daß beyde Monarchen, um die Cermonie desto prächtiger zu machen, ihr Gefolge vereinigt, und zusammen durch Meaco gezogen. Alle Gassen, durch die sie kamen, waren mit weissem Sande und Staub von Talksteinen bestreut, welches einen ebnen versilberten Weg machte. An den Häusern hin hatte man Geländer gemacht, welche mit einer gedoppelten Reihe Soldaten besetzt waren, die weisse Röcke, und auf dem Kopfe eine kleine lakirte Mütze trugen. Jeder hatte zwey Sebel an der Seite, und in der Hand eine sehr kurze Pike, welche Krammer in seiner Erzehlung Nanganet nennet.

Das Fest fieng vor Tage an; anfänglich sah man die Bedienten beyder Monarchen vorbeygehn; des Dairi Leute trugen die Geschenke, welche ihr Herr dem Cubo machte, in großen lakirten Kasten, welche mit den Wappen des Dairi bezeichnet waren; einige Companien Soldaten dienten ihnen zur Begleitung.

Hierauf kamen ungefehr hundert Norimons, von verschiedner Form; einige waren von weissem, andre von braunem Holze; alle aber sehr prächtig, und meistens hatten sie Decken oder Himmel von Kupfer, welche mit Franzen und Quasten besetzt waren. Die Damen und Herrn vom Hofe des Dairi saßen in diesen Norimans und jeder wurde von vier weißgekleideten Leuten getragen. Vor jeder Sänfte

te gieng ein Bedienter, welcher einen Sonnenschirm trug, dessen Grund mit Gold durchwirkt war.

Hierauf kamen vier und zwanzig Edelleute zu Pferde, welche auf dem Kopfe kleine braune Mützen trugen, die wie Muscheln aussahn, und mit schwarzen Federn geziert waren. Die Ermel an ihren Röcken waren sehr lang; sie hatten Halbstiefeln von lakirtem und verguldetem Leder an; ihre Beinkleider von buntfarbichtem Atlas waren mit goldnen und silbernen Dressen besetzt. An der Seite trugen sie rothe vergüldete Sebel, und an dem Gürtel Köcher mit Pfeilen. Die beyden Enden ihrer Scherpen hiengen über den Rücken ihrer Pferde, die zwar klein, aber voller Feuer waren. Die Sättel waren prächtig gestickt; Tygerhäute machten die Satteldecken aus, und das übrige war von einer rothseidnen Schabracke bedeckt, die bis unter den Gurt hieng. Jedes Pferd hatte zwischen den Ohren zwey verguldete Hörner, und die Mähnen waren mit goldnen und silbernen Bändern eingeflochten. An statt der Hufeisen hatten sie an den Füßen eine Art Soken von rother Seide. Zwey Leute hielten mit der einen Hand den Zügel des Pferdes, und in der andern trugen sie einen Sonnenschirm von dunkelrothem Zeuge, mit einer schönen Drottel besetzt. Jedem Reuter folgten acht Bediente, die alle weiß gekleidet waren, und an der Seite zwey Sebel trugen.

Dann folgten drey prächtige Kutschen, jede mit zwey schwarzen Stieren bespannt, die mit dunkelrothen seidnen Decken geziert waren; jeder Stier wurde von vier Leuten geführt. Diese Kutschen waren mit schönen Verguldungen geschmückt, die auf einen braunen Grund angebracht waren. Sie hatten drey Schläge, auf jeder Seite einen, und einen hinten, durch welchen man gewöhnlicher weise hineinstieg. Auf beyden Seiten waren zwey kleine Fenster. Die Felgen der Räder waren von Golde, und die Speichen von emailjirtem Golde; das oberste vom Himmel war rund, das übrige aber viereckigt, an den vier Ecken mit Goldblech beschlagen. Der Kasten war schön schwarz lakirt, und die Wapen des Dairi waren mit Gold darauf gemahlt. In jeder dieser Kutschen saß eine Gemahlinn, oder eine von den geliebtesten Beyschläferinnen des Dairi, und jeder Kutsche folgten eine Menge Lakaien. Hinter jedem Wagen wurde ein Fußschemmel mit Goldblech überzogen, getragen, der beym Ein- und Aussteigen gebraucht wurde. Auf diesem Fußschemel standen die lakirten Pantoffeln der Sultaninn, die in der Kutsche saß. Krammer versichert, daß jedes von diesen prächtigen Fuhrwerken, mehr als dreyhundert sechzig tausend Livres gekostet.

Diesen Kutschen folgten drey und zwanzig Norimons, von albasterweissem Holze, mit Kupferblech beschlagen, worinn Sultaninnen oder Frauenzimmer saßen, die sie bedienten.

ten. Jeder Norimon ward von vier Leuten getragen, und von zwey Bedienten begleitet, die einen großen Sonnenschirm trugen.

Nach diesen Norimons erblickte man acht und sechzig Edelleute, alle zu Pferde, Paarweise, und von einer großen Menge Lakaien begleitet. Endlich erschien eine Anzahl Herren vom ersten Range, welche die Geschenke trugen, die der Dairi dem Cubo bestimmt hatte. Dieses waren zwey große Sebel, wovon der Griff mit Diamanten besetzt war; eine Schlaguhr von schöner Arbeit; zwey große güldne Leuchter; zwey Säulen von Ebenholz; drey Schreibtische von eben der Materie, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt; deren Fächer voller raren Bücher lagen; zwey große güldne Schüsseln u. s. w.

Hierauf kamen zwey Kutschen, welche an Pracht alle die vorigen übertrafen. In einer saß der alte Fide-*Tadda*, der Vater des Cubo *Torogunsama*, dem er das Reich abgetreten, und in der andern der Cubo. Vor diesen Kutschen giengen zweyhundert und sechzig Edelleute aus den vornehmsten Häusern des Reichs paarweise einher. Ihnen folgten die Brüder des Kaysers, und auf hundert und vier und sechzig zinßbare Könige und Fürsten des Reichs, von denen jeder ein Gefolge seinem Range gemäß hinter sich hatte. Die Brüder des Kaysers giengen jeder allein, die andern Fürsten aber paarweise, und zwar die vornehmsten zur linken Hand, welches in Japan die Oberstelle ist.

ist. Vierhundert wohlmontirte Soldaten schlossen den Zug des Cubo.

Dann kam eine lange Reihe von Carossen, Norimons, und allen Arten von Fuhrwerk, welche von einem zahlreichen Adel, und Leuten zu Pferd und zu Fuß begleitet wurden. Das merkwürdigste unter diesem leztem Aufzuge waren dreyßig Norimons, von Elfenbein oder Ebenholz sehr reich geschmückt, und mit kostbaren Sonnenschirmen umgeben. Es folgten ihnen eine große Menge Musikanten, welche die Luft mit dem verwirrten Getöß ihrer Stimmen und Instrumente erfüllten.

Der Norimon des Dairi schloß den Zug; er ward von vierzig Edelleuten getragen, und vorher giengen vierzig Mann Garde. Verschiedne erhabne Figuren, von den geschicktesten Meistern gemacht, zierten den Kasten der Sänfte. In den Winkeln war eine Reihe goldne Agraffen. Die Decke stellte einen azurnen Himmel vor, auf welchen man von Gold Sonn und Sterne sahe; auf dem äußern Himmel stand ein maßivgoldner Hahn, welcher seine Flügel ausbreitete, als wenn er fliegen wollte.

Dieser lange und prächtige Zug dauerte einen ganzen Tag; und konnte vor Nachts nicht nach dem Pallaste des Cubo kommen. Man kann sich leicht vorstellen, was die Neuheit dieses Schauspiels vor eine Menge Menschen nach Meaco zog. Aber das Fest endigte sich auf eine sehr tragische Art. Denn als der

Zug

Zug vorbey war, und jeder in Eil aus den Häusern gieng, die voller Menschen steckten, wurden die Straßen in einem Augenblick von einer solchen Menge Leute überschwemmt, daß verschiedne im Gedränge erstickt und zertreten wurden. Die einfallende Nacht vermehrte den Lerm und die Verwirrung. Einige griffen, um sich Platz zu machen, zum Sebel, und hieben ohne Unterschied auf alles was ihnen vorkam. Räuber machten sich diese Unordnung zu Nutze, fielen die Norimons verschiedner Herrn und Damen an, machten die Träger nieder, beraubten die Sänften, und begiengen unendliche Gewaltthätigkeiten. Einige Personen suchten viele Tage lang ihre Weiber und Töchter vergebens, und man glaubte, daß sie von Edelleuten entführt worden, welche man die Nacht durch fast nackend laufen sehn.

Der Dairi blieb drey Tage in dem Pallaste des *Torogunsama*, in welchem er von dem Monarchen, seinen Brüdern, und dem alten Cubo, seinem Vater, bedient wurde. Diese Prinzen sagt *Krammer*, sorgten in Person für die Zubereitung seiner Speisen. Die ersten Minister des Cubo bedienten an der Tafel die drey vornehmsten Gemahlinnen des Dairi. Bey dieser Gelegenheit machte *Torogunsama* dem geistlichen Kayser kostbare Geschenke; sie bestanden in drey tausend Silberstangen, zwey schön gearbeiteten Sebeln, deren Scheiden von maßiven Golde waren, zweyhundert Röcken,

dreyhundert Stück Atlaß, zwölftausend Pfund Seide, fünf großen silbernen Töpfen mit Muskus, und zehn schönen Pferden mit ihren prächtig gestickten Decken.

Zweyter Artikel.

Kleidung der Manns- und Weibespersonen.

Die Japanische Kleidung ist wenig von der chinesischen unterschieden; sie besteht in einem fliegenden Rocke, der nach dem Stande der Personen länger oder kürzer ist. Unter diesem Oberkleide trägt man eine oder mehrere Westen, und über alles dieses eine breite Binde, welche die Brust umschließt, und woran man einen Sebel und Dolch befestigt. Die Adlichen tragen diese Röcke sehr weit, mit großen Ermeln, und einem nachschleppenden Schweife; ihre Weste geht auch bis auf die Erde, ob sie gleich nicht so lang als der Rock ist. Die übrige Kleidung der Edelleute besteht in Beinkleidern, die noch über das Knie gehn, in kurzen Halbstiefeln, und lakirten Pantoffeln. Alle tragen Fächer, die an ihrem Gürtel hängen. Das gemeine Volk trägt einen Rock, der nur bis an die Knie reicht, und wovon die Ermel nicht über die Ellbogen gehn. Im Winter tragen sie Halbstiefeln nnd Pantoffeln von Leder, Rohr, und Holz; die übrige Zeit aber gehn

gehn sie baarfuß. Sie fassen ihre Kleider mit einem Gürtel zusammen, der ihnen um die Lenden geht. Die Handwerksleute, Träger, und Tagelöhner pflegen unter der Arbeit ihre Kleider abzuziehn und über den Gürtel herüber fallen zu laßen, damit der Schweiß nicht eindringe. Sie machen auf die Art ohne alle Umstände, Schultern, Rücken, und den halben Leib bis an die Lenden bloß. Dieser Anblick ist für Fremde desto widerlicher, da die Japaner, wie ich schon gesagt, den Rücken mehrentheils mit Narben und Brandmählern bedeckt haben, die sie vom Gebrauch des Moxa bekommen.

Diese Insulaner tragen keine Hüthe, ausser auf Reisen, oder im Kriege. Auf Reisen tragen sie einen Huth von Rohr oder Stroh, der sie vor Sonn und Regen schützt. Im Kriege tragen sie flache Mützen von einer harten sauberlakirten Materie. Die Edelleute bescheeren sich vorn das Haupt, hinten aber lassen sie die Haare wachsen. Die gemeinen Leute lassen sie vorn wachsen, und scheeren sie hinten ab, sie lassen aber doch nach Chinesischer Art einen Zopf stehn. Salmon versichert, daß die Japaner keinen Bart tragen, sondern ihn, so wie er wächst, mit kleinen Zangen ausreissen.

Das Frauenzimmer ist fast wie die Mannspersonen gekleidet; sie tragen einen fliegenden Rock mit einem langen Schweife. Unter diesem Rock haben sie eine Menge Westen,

und da man aus der Anzahl derselben auf den Stand der Person schließt, so sollen die Damen vom ersten Range manchmal hundert an haben. Indeß sind sie von so feinem Zeuge, daß man eine sehr große Menge zu einem mittelmäßigen Packet haben muß. Ihr Gürtel ist breit und mit schöngearbeiteten Blumen und Figuren besäet. Die Jungfern machen ihn hinten zu, und die Frauen vorn.

Alles Frauenzimmer ist mit Haaren aufgesetzt, aber verschiedentlich, so wie der Stand der Person ist. Die gemeinen Weiber ziehn ihre Haare oben auf dem Kopfe zusammen und stecken sie mit einer Nadel an. Vornehme Frauen binden sie hinten zusammen, und lassen sie als einen hangenden Zopf fallen. An der linken Seite des Hauptes, etwas über dem Ohr, tragen sie eine Haarnadel, die ziemlich über das Gesicht steht, und an deren Ende eine Perle oder ein Diamant hängt.

Das Japanische Frauenzimmer lebt sehr eingezogen, sie nehmen selten Besuch von Mannsleuten an, und wenn es geschieht, so haben sie das Gesicht, und manchmal den ganzen Leib, mit einem Schleyer bedeckt. Sie gehn selten aus, und allezeit in großer Begleitung. Meistentheils werden sie, nebst dem Frauenzimmer von ihrem Gefolge, in Norimons getragen. Wenn sie zu Fuß gehn, welches sehr selten geschieht, so werden sie von vielen Weibern begleitet. Eine trägt die Pantoffeln von ihrer Gebieterinn, eine andre Schnupftücher,

cher, noch andre tragen Zuckerwerk von allerhand Art, und noch andre Sonnenschirme und Fächer.

Dritter Artikel.

Von Heyrathen.

Die Japaner pflegen von ihren Frauen keinen Brautschatz zu verlangen, sondern sie bezahlen sogar eine gewisse Summe an die Eltern der Braut. Die junge Frau giebt diese Summe selbst an ihre Eltern, zur Dankbarkeit für die viele Mühe, die sie bey ihrer Erziehung gehabt. Jemehr also ein Vater Töchter hat, desto reicher glaubt er zu seyn, besonders wenn sie schön sind; denn die schönen stehn in weit höherm Preise, als die andern. Dieses Volk ist von so wollüstigem Temperamente, daß man die Mädchens im zwölften dreyzehnten Jahre, und manchmal noch eher verheyrathen muß.

Nach den Japanischen Gesetzen darf man so viel Weiber haben, als man will; wenn man indeß **Montanen** glaubt, so hat nur eine den Titel Frau, und das Recht mit ihrem Manne zu speisen. Die andern sind eigentlich nur Beyschläferinnen, oder gar Sklavinnen, die der rechtmäßigen Frau aufwarten müssen; ihre Kinder erhalten nur einen kleinen Antheil an der väterlichen Erbschaft. Dieser eben bemel-

bemeldete Schriftsteller ist fast der einzige, der sich in einige genaue Beschreibung der Japanischen Heyrathsceremonien eingelassen, und ob er gleich wegen seiner Zuverläßigkeit eben nicht sehr berühmt ist, so habe ich doch, aus Mangel andrer Nachrichten, das anführen wollen, was mir am merkwürdigsten bey diesem Artikel geschienen.

Man hohlt das Brautpaar sehr früh ab, und jedes von ihnen wird in ein besonders Fuhrwerk gesetzt, welches Ochsen oder Pferde ziehn. Man führt sie unter dem Schalle verschiedner Instrumente aus der Stadt nach einem Hügel, auf welchem die Ceremonie vor sich gehn soll. Sie langen daselbst durch verschiedne Wege an. Der Kutsche des Bräutigams folgen verschiedne Wagen mit den Kleidern, dem Hausgeräthe, und andern Sachen der Braut beladen. Wenn die Braut am Fuß des Hügels angekommen, so steigt sie aus ihrem Wagen aus, welches auch der Bräutigam thut, und beyde gehn durch nnterschiedne Wege die zur Rechten und Linken mit Geländern abgeschieden sind, auf den Berg. Ihre Verwandte, die Spielleute, und die übrigen Zuschauer folgen ihnen nach, aber auf einem andern Wege. Wenn man auf der Spitze des Hügels angelangt, stellen sich die Verwandten hinter die Braut, und die Musikanten hinter den Bräutigam. Die ersten stehn paarweise unter Sonnenschirmen, welche ihre Bedienten halten; Die Musikanten aber stehn ohne Ordnung

nung auf der andern Seite; einige sitzen, und lassen die Luft von verschiednen Instrumenten ertönen; andere stehn, und schlagen mit Stöcken an kůpferne Kugeln, welche an Ketten hängen, und die man queer über an zwey Pfähle befestigt; manchmal tanzen sie auch nach dem Schalle dieser Instrumente.

Die Heyrathsceremonie geschieht in einem Zelte, welches auf der Spitze des Hügels aufgeschlagen ist. Die Form davon ist achteckigt, und über dem Zelte stehn Pyramiden, welche die Bedeckung davon ausmachen. Von außen ist das Zelt mit in Oel getränktem Papier bedeckt, und inwendig mit reichem Stoffe behangen. Mitten im Zelte steht ein schön aufgeputzter Altar, auf welchem man ein ungestaltes Götzenbild wahrnimmt, welches den Gott der Ehen vorstellt. Er hat einen Hundskopf, um anzuzeigen, sagt **Montan**, daß Treue und Wachsamkeit gleich nothwendig im Ehestande sind; seine Arme stehn offen, und in den Händen hält er einen messingenen Faden, die eheliche Verknüpfung anzudeuten. Vor dem Altar steht ein Priester, an beyden Seiten steht das Brautpaar, die Braut zur Rechten, und der Bräutgam zur Linken; jedes von ihnen hält eine Fackel in der Hand. Indem der Priester einige Gebete hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, und hernach der Bräutigam seine an der Fackel der Braut. Alle Umstehenden machen alsdann ein groß Geschrey, und wünschen dem Brautpaar alles

Glück,

Glück, wozu der Priester, sagt **Montan**, seine Einsegnung fügt.

Indem diese Ceremonien auf dem Hügel vor sich gehn, beschäftigt sich ein Theil von den Hochzeitleuten, die unten geblieben sind, mit andern Gebräuchen, die durch die Gewohnheit geheiligt worden. Einige schmeissen die ehmaligen Puppen und das andre gewesene Spielzeug der Braut ins Feuer, andre nehmen Spinnrad und Spinnrocken in die Hände, womit sie hundert verschiedne Stellungen machen; Werkzeuge, die viel nützlicher sind, und auf diese ersten Zeitverkürzungen folgen sollen. **Zum Beschluß, sagt Montan; schlachten die Priester an dem Fuß des Hügels zwey Siamische Ochsen, und einige Schafe.** Dieser letzte Umstand scheint mir völlig fabelhaft zu seyn, und kann schon allein die ganze Erzehlung verdächtig machen. **Kämpfer**, der uns mit so vieler Genauigkeit alles beschrieben, was die Japanische Religion betrifft, gedenkt nicht allein dieser Arten von Opfern ganz und gar nicht, sondern versichert noch ausdrücklich, daß diese Völker, die die Grundsätze der Seelenwanderung eingesogen, sich ein Gewissen daraus machen, das Blut der Thiere zu vergießen, besonders wenn sie den Menschen nützlich sind.

Nach diesen Ceremonien führt man die Braut zurück, und bringt sie, unter dem Zuruf des Volks, nach der Wohnung des Bräutigams; Junge Laute, die Blumenkränze tragen,

gen, pflanzen Fahnen vor das Haus, und auf den Giebel desselben, und bestreuen alle Zimmer mit Blumen. Dieses Fest daurt meistentheils acht Tage.

Vierter Artikel.

Von der Trauer, und von Begräbnissen.

Die Trauer wird in Japan, so wie in China, weiß getragen. Sie daurt zwey Jahr, und in dieser Zeit muß man sich alles Vergnügens enthalten. Die Tracht dazu ist sehr trauermäßig; ein Rock von grober Leinwand, ganz schlecht, und ohne Unterfutter, wird über die andern Kleider hergezogen: und mit einer großen breiten Binde befestigt, die meistentheils zweymal um den Leib geht. Diese Kleidung ist bey Manns- und Weibespersonen einerley. Beyde tragen auch eine Art von Trauermützen, die in einer leinwandne Binde bestehn, von der hinten eine lange Streife von eben dem Zeuge, als ein Flor, herunter hängt.

Der P. Charlevoix versichert, daß die Begräbnisse, ungeachtet der verschiednen Religionen, durch das ganze Reich ziemlich einerley sind; folgendes geht bey den Leichenbegängnissen der Großen zu Meaco vor, wo die Gegenwart des Dairi, wie dieser Pater sagt, wahrscheinlicher Weise, die ältesten Gebräuche

erhalten hat. Der Zug geht in folgender Ordnung vor sich.

Zuerst erscheint eine lange Reihe Weiber, die theils Verwandte, theils gute Freundinnen von dem Verstorbnen gewesen; sie sind weiß gekleidet, und haben das Gesicht mit einem Schleyer bedeckt. Die meisten lassen sich in Norimons tragen, und werden von einer großen Anzahl Sklavinnen und Aufwärterinnen begleitet.

Nach diesem ersten Zuge folgen die ansehnlichsten Personen unter den andern Freunden des Verstorbnen; sie haben alle ihre schönsten Kleider an.

Hierauf, aber nach einem großen Zwischenraume, folgt eine zahlreiche Schaar Bonzen, vor denen ihr Oberer in einer Sänfte hergetragen wird. Diese Mönche, die manchmal zweyhundert an der Zahl ausmachen, haben eine Art von Oberrock, über welchem sie einen großen schwarzen Mantel tragen, der auf der Erde nachschleppt; ihr Oberer aber ist in ein Zeug mit güldnen Blumen gekleidet. Einer von den Bonzen schlägt ohne Unterlaß auf ein kupfernes Becken, das wie eine Pauke gemacht ist, indem die andern Mönche das Lob des Gottes Amida singen. Zwischen dem Norimon des Obern und dem langen Zuge der Bonzen, geht ein Mann in einer grauen Kleidung, der eine große Fackel von Fichtenholz trägt.

Dann

Dann erblickt man verschiedne Leute, die, an der Spitze einer langen Pike, einen Korb von Pappe mit Blumen gefüllt, tragen. Indem sie die Piken schütteln, lassen sie die Blumen wie einen Regen herunter fallen, um anzuzeigen, sagt Salmon, daß die Seele des Verstorbenen im Himmel ist; und in der That, so oft diese Leute ihre Körbe bewegen, und Blumen herunter fallen lassen, erheben alle Zuschauer ein großes Freudengeschrey, und rufen mit lauter Stimme, daß der Verstorbene an dem Orte der Seeligen sey.

Hinter diesen Leuten, aber in einer gewissen Entfernung, gehn acht junge Bonzen, die unter dem Arm lange umgekehrte Stäbe tragen, wovon das unterste Ende mit einer kleinen Fahne geziert ist, worauf der Nahme der vornehmsten Gottheit von der Sekte steht, zu der sich der Verstorbene bekannt. Gleich auf sie folgen zehn andre Bonzen, deren jeder an dem Ende eines langen Stabes eine Laterne von feiner Leinwand trägt, worauf gleichfalls der Name desselben Götzen steht; an der Spitze dieser Bonzen gehn zwey andre in grauen Kleidern, wovon, jeder an statt der Latern, eine unangezündete Fackel trägt. Alsdenn erscheint eine Schaar von Leuten in grauen Röcken, die aber viel kürzer als der Bonzen ihre sind; sie tragen kleine dreyeckigte Hüthe, die unter dem Kinn zugebunden sind. Diese Hüthe sind von schwarzem Leder, welches so glänzend ist, als der polirteste Stuhl. Der Nahme des Götzen

steht gleichfalls mit großen Buchstaben darauf, wie auch auf einer Fahne von feiner Leinwand, die ein andrer hinter diesen letztern herträgt.

Endlich erscheint der Leichnam, der in einem kostbaren Norimon von vier Männern getragen wird. Der Tode sitzt darinn auf seinen Fersen, mit unbedecktem Angesicht, und mit gefalteten oder kreuzweiß über die Brust gelegten Händen, in der Gestalt eines Betenden. Ueber seine Kleider hat er einen von den papiernen Röcken, worinn alle Fromme sterben wollen. Die vornehmsten Gegenstände ihrer Religion sind darauf vorgestellt, und überdieß schreibt man noch geheimnißvolle Zeichen darauf, die, wie man sagt, zum Freypaß in den Himmel dienen.

Die Kinder des Verstorbnen, wenn welche da sind, umgeben die Trauersänfte in ihren schönsten Kleidern, als wenn es ein Festtag wäre; das jüngste trägt eine brennende Fackel. Der Ort, wo der Körper niedergesetzt wird, ist ein Feld mit Mauren umgeben, welche mit schwarzen Tuche behangen sind; eine Farbe, die nichts trauriges bey den Japanern hat. Mitten in diesem Felde hat man eine Grube gemacht, von deren Boden sich ein Scheiterhaufen erhebt. Zu beyden Seiten des Scheiterhaufens stehn zwey Tische; der eine ist mit allen Arten von Erfrischungen bedeckt, und auf dem andern steht eine Rauchpfanne.

Wenn

Wenn der Zug in das Feld hereingekommen, setzen die Bonzen den Leichnam und den Norimon auf den Scheiterhaufen. Das Oberhaupt der Bonzen naht sich, und indem er die Fackel nimmt, die einer von des Verstorbnen Söhnen getragen, geht er dreymal um den Scheiterhaufen herum, indem er die Fackel in die Runde bewegt. Nachdem er einige Gebete hergesagt, giebt er die Fackel demjenigen zurück, von dem er sie bekommen, und dieser wirft sie mitten auf den Scheiterhaufen. Alsdenn zünden die beyden Bonzen, deren ich oben erwehnt, gleichfalls ihre Fackeln an, und setzen den Scheiterhaufen an verschiednen Orten in Brand, indem man Oel und andre verbrennliche Dinge nebst einigem Räuchwerk darauf thut. Wenn der Körper verzehrt ist, nahen sich die Verwandten des Verstorbenen der Tafel mit der Rauchpfanne; sie streuen Räuchwerk darauf, und neigen sich tief zur Verehrung des Todten, dessen Seele sie nunmehr ins Paradies geflogen zu seyn glauben.

Den Tag darauf begeben sich die Verwandten und Freunde des Todten an denselben Ort; sie sammeln die Asche, und verschließen sie in eine vergüldete Urne, die sie mit einem reichen Tuche bedecken, und sie sogleich an den Ort niedersetzen, an dem sie sieben Tage stehn bleiben muß; in welcher Zeit die Bonzen fleißig um die Urne herum beten. Wenn die sieben Tage vorbey sind, hohlt die Familie die Urne ab, und bewahrt sie sorgfältig auf. Man

 setzt

setzt sie meistentheils auf ein steinern Fußgestelle, worauf man den Namen des Verstorbnen schreibt, und den Namen des Götzen, zu dessen Religion er sich bekannt. Wenn sieben Monathe vorbey sind, macht man dem Todten feyerliche Ehrenbezeugungen, indem man ein Theil von den schon beschriebnen Gebräuchen beobachtet; eben dieses geschieht, wenn sieben Jahr um sind; es giebt sogar einige Andächtige, die, wenn man dem Salmon glaubt, alle sieben Tage diese fromme Pflicht erfüllen. Dieses geschieht, wenigstens bey gewissen Sekten, mit einem unglaublichem Geräusche, und einem verwirrten Schalle von Glocken, Becken, Trommeln und verschiednen andern Instrumenten; hiezu kömmt noch das Geschrey der Weiber und Männer, besonders der Bonzen, die man an diesen Tagen kommen läßt, und die mit lauter Stimme ihre Namanda oder Todtengebete singen. Der Kayser selbst begeht ganz genau das Todtenfest seines Vaters, und ertheilt an diesem Tage vielen Missethätern die Freyheit.

Uebrigens ist die Gewohnheit, die Todten zu verbrennen, nicht allgemein in Japan; man begnügt sich oft damit sie zu begraben, und die Armen pflegen es so mit den Leichen ihrer Verwandten zu halten.

Gewisse Sekten glauben, daß die Seelen einige Zeit in der Luft herumschwärmen, ehe sie an den glücklichen Aufenthalt der Seeligen gelangen; und man bildet sich ein, daß sie während

rend dieser Wanderschaft alle Jahr einmal zu ihrer Familie lzurückkommen. Diese Einbildung hat zu einem Feste Gelegenheit gegeben, welches den dreyzehnten Tag des siebenten Monaths gefeyert wird, und ganz allein zu der Bewirthung dieser Geister bestimmt ist. An diesem Tage, sagt der P. Charlevoix, sind alle Häuser nicht anders aufgeputzt, als wenn man den vornehmsten Besuch erwartete. Den Abend vorher geht jede Familie aus der Stadt oder dem Dorfe heraus, das sie bewohnt, um den Seelen, deren Wiederkunft sie erwarten, entgegen zu gehn. Die Felder sind mit einer Menge Fackeln erleuchtet, um zu verhindern, daß sich die Seelen nicht verirren und sich von dem Orte entfernen, an dem sie sich alle versammeln sollen. Wenn man glaubt, daß sie angekommen sind, macht man ihnen große Complimente, man nöthigt sie, auszuruhen, man setzt ihnen Erfrischungen vor, und diese Art von Unterredung daurt eine Stunde lang. Hierauf nimmt ein Theil der Verwandten Abschied von ihnen, um alles im Hause bereit zu halten. Die übrigen unterhalten sich noch eine Zeitlang mit den Seelen, und die Unterredung endigt sich mit einer Einladung zu ihnen. Alsdenn begeben sie sich nach ihren Häusern; alle Strassen sind an diesen Tagen mit einer Menge Lichtern erleuchtet. In iedem Hause sind verschiedne prächtig besezte Tafeln; die Todten haben sowohl ihren Platz als die Lebendigen, und man zweifelt gar nicht, daß diese Seelen,

 die

die man von sehr feiner Materie zu seyn glaubet das reinste von den Gerichten, welche man ihnen vorsetzt, nicht aussaugen sollten. Nach der Mahlzeit macht jeder den Seelen seiner Freunde und Nachbarn die Aufwartung, und auf die Art läuft man die ganze Nacht durch in der Stadt herum. Das Fest währt noch den andern Morgen, und daurt, nach einigen Erzehlungen, sogar den ganzen Tag bis auf den Abend. Alsdann führt man mit vielen Ceremonien die Seelen aus der Stadt bis an den Ort, wo man sie den Abend vorher empfangen hatte; und aus Besorgniß, daß einige in den Häusern zurück bleiben, und den Lebendigen, durch widerliche Erscheinungen, beschwerlich fallen möchten, wirft man eine Menge Steine auf die Dächer, und durchsucht sorgfältig alle Zimmer, indem man mit Stöcken in alle Winkel schlägt, um diese schwärmenden Seelen desto besser zu verjagen.

Fünfter Artikel.

Von Festen, Schauspielen, und besonders vom Matsuri.

Komödien, Singespiele, Tänze, und andre dergleichen Schauspiele sind Lustbarkeiten, nach denen die Japanische Nation sehr begierig ist. An statt, daß die Religion des Landes sie verdammen sollte, so gebietet und heiliget sie

die-

dieselben vielmehr, so daß diese Lustbarkeiten sehr oft einen Theil der Feste und ansehnlichsten Solennitäten ausmachen.

Unter diesen Festen von allerhand Art, von denen ich anderwerts geredet, ist besonders eines sehr merkwürdig; ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten die Beschreibung davon hier einzurücken. Man nennt es **Matsuri**, oder das Fahnenfest, und es wird alle Jahr zur Ehre des Götzen gefeyert, den jede Stadt sich zum Schutzherrn erwehlt. Die verschiednen Stadtquartiere tragen nach der Reihe die Unkosten dieses Festes, und es sind fast immer verschiedne, die jedes Jahr zusammenschießen. Nach der Gewohnheit muß jedes Stadtquartier dem Volke sein Schauspiel besonders geben. Diese Schauspiele bestehn in dramatischen Vorstellungen, die mit Gesängen und Tänzen untermischt sind. Sie werden auf einem öffentlichen und sorgfältig verzierten Platze gespielt. Jedes Quartier giebt seine Dekorationen, Maschinen, seine Musik, und seine Akteurs her, und auf die Art wird das Theater verschiedentlich verändert. Die Akteurs sind Jünglinge von vortheilhafter Leibesgestalt, und junge Mädchen, die man meistentheils aus lüderlichen Häusern nimmt. Beyde haben Kleider an, die sich zu dem Charakter und der Rolle schicken, die sie vorstellen sollen. **Kämpfer** versichert, daß sie mit vielem Anstande spielen, und daß man selten unter unsern besten Schauspielern so gute Talente findet. Die Verzie-

rungen und Maschinen werden alle Jahr neu gemacht, und es ist verboten, eine alte wieder zu gebrauchen. Das Orchestre ist mit einer großen Menge Instrumente besetzt, besonders mit Flöten, Trommeln, Cimbeln und Glocken. Gesänge und Tänze begleiten meistentheils diese Schauspiele. Ich habe an einem andern Orte von der Japanischen Art zu singen geredet, die den Ohren, die nicht daran gewöhnt sind, sehr widerlich klingt. Was ihre Tänze anlangt, so versichert **Kämpfer**, daß sie nicht schlechter als die unsrigen sind, ausgenommen daß die Japaner viel langsamer tanzen, indem sie mit ihren Schritten den Takt ihrer Melodie bemerken, die von einer unausstehlichen Langsamkeit und Einförmigkeit ist.

Dieser Schriftsteller, der während, seines Aufenthalts in Japan, eines von diesen **Matsuri** mit angesehen, hat uns eine weitläuftige Beschreibung davon gelassen, von der ich einige Auszüge beyfügen will. Dies **Matsuri** wurde zu **Nagasaki** dem Gott **Suwa**, dem alten Patron der Stadt, zu Ehren gefeyert. Das Fest fieng sich sehr frühe mit einer allgemeinen Proceßion aller Einwohner an, welche durch die vornehmsten Straßen gieng, und sich in den Tempel des **Suwa** begab. Es war eine zahlreiche Geistlichkeit dabey, die zu Fuße mit vieler Bescheidenheit und Demuth einhergiengen. Die Geistlichkeit gieng vor dem Volke her. An der Spitze der Proceßion sah man zwey eben so dürre und ausgehungerte

Pferde,

Pferde, als dasjenige ist, wie Kämpfer sagt, welches der Patriarch von Moskau am Palmsonntage zu reiten pflegt; hierauf trug man, wie im Triumph, einige alte Fahnen, ein paar Schuhe von außerordentlicher Größe, eine kurze und breite Lanze, ein großen Federbusch von weissem Papier, und andre Zeichen der Ehre und Gewalt einher, welche in den ersten Zeiten der Monarchie im Gebrauche gewesen, und wovon man noch einige Ueberbleibsel an dem Hofe des Dairi findet.

Die Proceßion verweilte sich einige Zeit in dem Vorhofe von dem Tempel des *Suwa*, und begab sich zuletzt nach einem großen Platz, der zu dem Theater dieser verschiednen Vorstellungen bestimmt war. Man hatte in diesem Platze eine Art von Tempel erbaut, wenn man anders ein elendes hölzernes Gebäude, dessen Dach von Zweigen mit Stroh gedeckt war, so nennen kann. Doch war dieses mit Fleiß geschehn, in dem der Aufseher des Festes hierdurch ein natürliches Bild der alten Japanischen Armuth vorzustellen suchte. An diesen Tempel stießen zwey eben so schlechte Häuser, und vor die Vorderseite hatte man zwey Tannen gepflanzt; die drey andern Seiten des Platzes waren zur Bequemlichkeit der Zuschauer in Logen eingetheilt. Die Scenen und Maschinen kamen folgendergestalt auf einander.

In der ersten Scene kamen acht junge verschiedentlich gekleidete Mädchen an. Sie tru-

trugen große Hüthe, als wenn sie sich vor der Sonnenhitze zu schützen suchten; und in den Händen trugen sie Fächer und Blumen. Sie tanzten wechselsweise, und wurden von Zeit zu Zeit von ein paar alten Weibern abgelöst, die in einer besondern Kleidung erschienen.

Die zweyte Scene stellte einen Garten vor, der in zwey Abschnitte, mit Blumen besetzt, getheilt war; in der Mitte war eine Bauerhütte, woraus zu gleicher Zeit acht junge Mädchen kamen, die weiß und roth gekleidet waren. Sie hatten einen Fächer in den Händen, einen Blumenkorb und andre Dinge. Nachdem sie einige Zeit zusammen figurirt hatten, wurden sie durch ein andres Mädchen abgelöst, daß allein tanzte.

In der dritten Scene sah man acht Wagen an welche Ochsen von Pappe in natürlicher Größe gespannt waren. Diese Wagen wurden von artig gekleideten Jünglingen gezogen; man erblickte verschiedne nach der Natur vorgestellte Dinge darauf; Bäume von verschiedner Art; einen Berg mit Rasen bedeckt, einen dicken Wald, in dessen Mitte ein schlafender Tyger lag; einen großen halb im Wasser verborgenen Wallfisch; und viele andre Figuren. Nach diesen Wagen kam ein Berg, auf dessen Gipfel ein junger Mensch unter einem blühenden Abrikosenbaum lag; dieser Berg wurde von Jünglingen gezogen.

Die vierte Scene stellte verschiedne Blumenfelder um einen großen Baum herum vor.

Eine Bande von Akteurs tanzte dazwischen, und wurde bald durch eine andre Bande Tänzer abgelöst, denen ein Bauer folgte, der allein tanzte.

Die fünfte Veränderung zeigte zuerst einen Berg, welchen Männer auf ihren Schultern trugen; dann kam ein mit Bäumen umringter Springbrunnen, hernach ein großes Faß, und zuletzt ein Hauß. Zwey verlarfte Riesen mit abscheulich großen Köpfen, die gewisse Indianische Gottheiten vorstellten, fiengen einen Tanz an; ein dritter Riese kam darzwischen, der noch größer war, aus dem Berge herauskam, und einen breiten Sebel führte. Ihm folgten sieben Chineser, die aus eben dem Berge heraussprungen, und mit diesen Colossen figurirten. Als dieser Tanz geendiget war, so zerschmiß der größte dieser Riesen das Faß, woraus ein Jüngling kam, der mit vieler Anmuth eine artige Rede hielt. Zuletzt tanzte er allein mit dem Riesen, indem drey Affen, von natürlicher Größe mitten aus dem Springbrunnen kamen: in dem Gebüsche, welches denselben umringte, tanzten, und die Gänge des Riesen und des Jünglinges nachmachten.

Die sechste Scene stellte zuerst einen Chinesischen Triumphbogen vor, und alsdann ein Lusthaus und einen Garten. Zwölf junge Leute figurirten auf dieser Maschine. Ein Lustigmacher mischte sich unter sie, und machte allerhand Possen, welche das Volk vergnügten. Zwey Männer,

Männer, als Fremde gekleidet, kamen aus dem Garten, und endigten die Scene mit einem Tanze.

Die siebente Veränderung ließ einen Berg sehen, der mit Bambus, Tannen, und allerhand blühenden Bäumen besetzt war. Diese Maschine bewegte sich über den Platz; ihr folgte ein zahlreicher Haufen prächtig gekleideter Leute; hierauf erschienen nach einander zwey Banden Tänzer, die verschiedentlich gekleidet waren, die von der ersten Bande schlugen auf eine Glocke, die andern aber hatten Blumentöpfe auf dem Haupte.

Die achte Scene stellte auf das natürlichste den prächtigen Zug eines **Daimio** auf der Reise vor.

In der neunten sah man eine Grotte von Rasen, welche bis mitten in den Platz kam. Zehn junge schwarzgekleidete Leute erschienen um diese Grotte. Sie tanzten anfänglich und hatten Blumen in den Händen; alsdann ergriffen sie Schwerdter, Pfeile und Spieße. Lustigmacher lösten sie zuweilen ab; endlich mischten sich Bediente, die Koffer auf ihren Schultern trugen, unter sie, und beschlossen die Scene.

Die zehnte Maschine ließ, nahe bey einem Hügel, ein großes mit Rasen bedecktes Theater sehen; ein junger Mensch, der von Kopf zu Fuß geharnischt, und gelb und schwarz gekleidet war, erschien auf der Scene, sagte eine Rolle her, und sprach wohl eine halbe Stun-

de.

de. Unter der Zeit, daß er sprach, tanzten acht Akteurs, nach und nach, jeder eine Entree und figurirten hernach paarweise zusammen.

Die eilfte Scene stellte eine Art von Gerüste vor, worauf ein junger sehr wohlgekleideter Springer erschien, der verschiedne wunderswürdige Kunststücke machte. Er legte sich auf den Rücken oder den Bauch, und stelte sich mit einem Sprung wieder auf seine Füße. Er sprang in einer Entfernung von drey Ruthen queer durch eine ziemlich kleine Oeffnung, die in einer Thür angebracht war. Kämpfer bemerkte, daß er auf Stelzen gieng.

Die zwölfte Scene endlich enthielt sechs Maschinen, alle von einer erstaunlichen Größe, aber von so feiner Materie, daß ein einzelner Mensch jede Vorstellung auf seinem Rücken trug. Außer dieser Last hatte jeder von den Trägern eine große Trommel vor dem Leibe hängen, worauf verschiedne Leute mit Glocken schlugen. Alle tanzten, indem sie über den Platz giengen; die Träger aber ruhten von Zeit zu Zeit aus, um Athem zu schöpfen. Diese verschiednen Maschinen stellten vor, einen Brunnen mit allen nöthigen Feuerinstrumenten; eine große Glocke mit ihrem Gerüste; einen Berg mit Schnee bedeckt, der wie ein Drachenkopf aussah, und auf dessen Gipfel ein Adler saß; eine Canone, mit ihrer Lavette; ein Wallfisch in einem Wasserbehälter; Muscheln und Früchte von allerhand Art; eine große Menge nach Landesart eingenähte Reisekisten. Viele von

diesen

diesen Sachen würden uns gemein und alltäglich vorkommen, aber es ist wahrscheinlich, daß sie die Neugierigkeit der Japaner wegen der Uebereinstimmung unterhalten, die sie mit der Geschichte und den geistlichen Traditionen des Landes haben.

Sechster Artikel.

Von merkwürdigen Gesetzen und Gebräuchen.

Es sind wenig Gesetze in Japan, und die Justitz so wohl in bürgerlichen als peinlichen Sachen, ist von der Menge der Verordnungen befreyt, mit denen unsre Gesetzgeber ihre Gesetzbücher beschwert. Die meisten Processe werden hier durch Schiedsrichter in der Güte beygelegt. Wenn man zu dem Richter seine Zuflucht nimmt, so entscheidet er die Sache ohne Aufschub, und von seinem Ausspruch appellirt man nicht, als nur in gewissen besonders erlaubten Fällen, wo man sich an das Tribunal des Statthalters oder Staatsraths wenden kann. Die Gesetze sind strenge, und die geringste Uebertretung derselben wird allezeit mit Leibesstrafen geahndet, und oftmals gar mit Lebensstrafen. Der unvorsetzliche, ja sogar gezwungene Todtschlag, der Schleichhandel, die Uebertretung gewisser bloßen Polizeyverordnungen, wird mit dem Rade und dem

Feuer bestraft. In Verbrechen welche gewissermaßen die Ruhe des Staats, oder die Majestät des Monarchen angehn, werden alle Verwandten des Schuldigen mit in seinen Untergang verwickelt. Die Japanischen Geschichte sind voller Exempel dieser ausschweifenden Strenge; Kämpfer erzehlt ein sehr merkwürdiges Beyspiel hievon. Im Jahr 1676. wurde ein Daiquan, oder ein Verwalter der kayserlichen Domainen, zu Nagasaki, Namens Gie-Tsugu-Feso überführt, daß er Sebel und andere Waffen zusammengebracht, um sie insgeheim nach Corea zu schicken. Dies war genug den Daiquan und seine ganze Familie ins Verderben zu stürzen, die eine von den ansehnlichsten im Lande war. Der Verbrecher wurde mit allen seinen Mitschuldigen zum Kreuze verdammt; sein einziger Sohn von sieben Jahren wurde vor seinen Augen enthauptet; alle seine Verwandte wurden ihrer Güter beraubt, und auf ewig aus dem Bezirk von Nagasaki verbannt. Sein Haus wurde geschleift; der Handelsplatz, den die Chineser itzo auser der Stadt besitzen, machte einen Theil der ehemaligen Güter dieses Daiquan aus.

Wenn die Beweise bey einem Processe nicht hinlänglich sind einen Verbrecher zu verdammen, so bedient man sich verschiedner Arten von Martern, wovon die folgende eine von den grausamsten ist. Man läßt den Verbrecher eine große Menge Wassers trinken, welches man ihm durch einen Trichter in den Mund

gießt. Wenn sein Leib entsetzlich aufgeschwollen ist, legt man ihn auf die Erde, und die Henkersknechte treten ihn den Leib mit Füßen, fährt er fort das Verbrechen, dessen man ihn beschuldiget, zu leugnen, so zwingt man ihn den Leib mit leinwandnen Binden vom Kopf bis zu den Füßen zusammen, und in diesem Zustande legt man ihn in die Sonnenhitze, oder Kälte, mit dem Rücken auf Kieselsteinen. Wenn diese Marter noch nicht vermögend ist, ihm das Bekänntniß seiner Verbrechen abzudringen, so wird er deswegen nicht frey gesprechen; sondern man behält ihn im Gefängniß, oder verweist ihn auf eine wüste Insel.

Wenn ein Missethäter im Gefängniß stirbt, entweder natürlichen Todes, oder daß er sich selbst umbringt, welches in Japan sehr gewöhnlich ist, so ist deswegen sein Leichnam nicht von der zuerkannten Strafe frey. Man macht ihm den Proceß, als wenn der Schuldige noch lebte, urd hebt den Körper bis an den Tag des Todesurtheils in Salz auf, und läßt ihn eben die Strafe ausstehn, als wenn er am Leben wäre.

Die Väter haben das Recht über Tod und Leben ihrer Kinder; sie können sie verkaufen, sie in lüderliche Häuser geben, und in ihrer Kindheit ersticken.

Einige Väter geben ihre Söhne und Töchter, auf eine gewisse Anzahl von Jahren, vor eine auf einmal bezahlte Summe, in die Dienstbarkeit. **Montan** versichert, daß die Personen

vom

vom andern Geschlecht die ganze Zeit dieser Sklaverey über, bey Lebensstrafe, in einer strengen Enthaltsamkeit zubringen müssen. Dieses Gesetz ist desto merkwürdiger, da sie ohne Unterschied bey Manns- und Weibespersonen in Dienste gehn. Diejenigen, die so glücklich sind, in dem kayserlichen Pallaste, oder in dem Hause eines andern Fürsten, in Dienste zu kommen, machen ganz gewiß ihr Glück, und jedermann hält es für eine Ehre, sie zur Frau zu bekommen; da sie noch überdieß ihre Herrschaft auszustatten pflegt.

Die Japaner waschen ihre Kinder, wie Salmon sagt, sobald als sie gebohren worden, in kaltem Wasser, und wickeln sie nicht ein. Sie rupfen ihnen die Haare, so wie sie wachsen, auf der Stirn aus, und erhalten ihnen diesen Theil des Kopfs kahl. Sie erziehn sie mit Sorgfalt und Gelindigkeit; sie schlagen sie nicht, und haben Mitleiden mit der Schwäche dieses Alters. Sie schicken sie spät in die Schule, und nehmen es selbst über sich, sie in den ersten Jahren zu unterweisen, als welche sie zu ernsthaften Studiren nicht geschickt zu seyn glauben. Uebrigens gewöhnen sie dieselben frühzeitig zu einem harten Leben, und starken Leibesübungen. Um ihren Muth zu erheben, stellen sie ihnen beständig große Exempel vor Augen, und unterhalten sie mit den Tugenden und großen Thaten der Helden und Götter der Nation. Wenn sie aus der Schule kommen, giebt man ihnen Waffen, und lehrt sie dieselben gebrau-

chen. Der Tag, da man ihnen einen Sebel und Dolch an die Seite steckt, ist ein merkwürdiger Zeitpunkt, und ein Fest für die ganze Familie. Die Japaner lieben die Waffen von Natur, und ziehn einen schönen Sebel dem besten Kleide vor; sie wissen sie geschickt zu gebrauchen, und legen sie nicht eher ab, als wenn sie schlafen, da sie dieselben unter das Kopfküssen legen.

Der Ehestand verbindet eine Frau an einen einzigen Mann, dem sie eine unverletzliche Treue halten muß; wird sie im Ehebruch ergriffen, so wird sie zum Tode verdammt; oftmals kostet ihr schon eine kleine Unvorsichtigkeit das Leben. Die Männer haben so viel Beyschläferinnen bey sich, als sie wollen, und wenn sie mit denen in ihren Serailje nicht zufrieden sind, so können sie anderswo hingehn, wenn sie nur mit niemand zu thun haben, als mit freyen Weibespersonen. Die Ehescheidung ist erlaubt, aber beyde Theile müssen darein willigen. Selten thun die Weiber den ersten Schritt zu dieser Trennung. Sie sind insgemein tugendhaft und treu, welches theils von der guten Erziehung herkömmt, die ihnen ihre Eltern gegeben, theils auch von dem Zwange, und der Gefangenschaft, in der sie ihre Männer erhalten. Dieses Zwanges ungeachtet lieben sie dieselben zärtlich; verschiedne Weiber haben ihre Treue so hoch getrieben, daß sie nach dem Tode ihrer Männer Hungers gestorben. Die Japanische Geschichte ist voll von diesen großen

Exem-

deln. Der P. Charlevoix versichert, daß die Treue der Bedienten nicht geringer sey, als der Weiber ihre. Wenn man diesem Geschichtschreiber glaubt, so stirbt nicht leicht ein Mann von Stande, ohne daß nicht eine gewisse Anzahl seiner Bedienten sich den Bauch aufreissen sollte; es giebt sogar einige, die bey dem Antritt ihrer Dienste, oder sonst bey Gelegenheit einer besondern Gnade, sich durch ein Gelübde anheischig machen, ihrem Herrn in das Grab zu folgen. Kämpfer erzehlt uns nichts von dieser besondern Gewohnheit. Die Herren haben das Recht nicht, ihre Bedienten tödten zu lassen, wenn sie sie aber in der ersten Hitze umbringen, so werden sie frey gesprochen, wenn sie beweisen, daß ihr Zorn rechtmäßig gewesen.

Die Japaner verheyrathen sich ohne Bedenken mit ihren nächsten Verwandten, ausgenommen mit denen im ersten Grade. Diejenigen, die keine Nachkommen haben, nehmen meistentheils ein Kind von ihren Verwandten und Freunden an. Wenn der älteste Sohn mündig geworden, pflegen ihm die Väter ihre Güter abzutreten, und behalten sich nur einen kleinen Antheil zu ihrem und ihrer übrigen Kinder Unterhalte vor, die auf die Art eine sehr mäßige Verlassenschaft bekommen. Die Töchter haben gar keinen Antheil an dieser Verlassenschaft; man stattet sie ohne Heyrathsgut aus. Sie nehmen nichts mit aus des Vaters Hause heraus, und sie sind noch glücklich, wenn ihre

Eltern nicht noch eine Summme Geldes zur Belohnung für die Mühe ihrer Erziehung verlangen. Denn was nach unsern Sitten eine wesentliche Pflicht der Eltern ist, das wird in Japan nur als eine freywillige Gefälligkeit angesehn, da die Gewohnheit des Landes erlaubt, die Kinder, die man nicht groß ziehn kann, oder will, zu ersticken, und zu ersäufen.

Die Japaner verändern in ihrem Leben oftmals den Namen. Sie haben einen in der Kindheit, einen andern wenn sie aus den Jünglingsjahren treten, und den dritten nehmen sie im Alter an. Wenn sie ihren Stand verändern, oder eine Bedienung im Staat erhalten, so nehmen sie gleichfalls einen andern Namen an. Diese Veränderungen machen oftmals Verwirrungen in ihrer Geschichte, und müssen im gemeinen Leben einige Beschwerlichkeit verursachen.

Der Unterschied der Aemter und Stände ist in Japan viel merklicher, als in irgend einem andern orientalischen Lande. Der Adel nimmt die erste Stelle ein; man kann denselben in drey Klassen eintheilen. 1) Die Daimio, und Siomio sind die vornehmsten Edelleute, und die ansehnlichsten Personen im ganzen Lande; sie führen einen großen Staat, und besitzen die ansehnlichsten Länder im Reich, theils als Fürstenthümer, und theils als Herrschaften. 2) Zweytens die Staatsminister, die Statthalter der Provinzen und Städte, die

die Verwalter der kayserlichen Domainen, und überhaupt alle Magistratspersonen im Reich. Ich habe schon an einem andern Orte von der Wichtigkeit ihres Amtes und von der fast unumschränkten Gewalt geredet, die sie in ihren Gerichten besitzen. 3) Die bloßen Edelleute; einige begeben sich bey den Fürsten und Statthaltern in Dienste, andre haben Unterbedienungen in dem kayserlichen Hause, die meisten aber dienen bey der Armee.

Die Geistlichen machen eine besondre Klasse aus, und glauben über alle die andern erhaben zu seyn; da sie aber arm sind, und keinen Antheil an der Regierung haben, so kriechen sie in der Dunkelheit und Niederträchtigkeit, und die meisten müssen sich mit den gemeinsten Handwerken ernähren. Der Dairi, ihr Oberhaupt, ist gewisser Weise eben so arm, als sie selbst; seine Hofhaltung, sagt Kämpfer, ist blos wegen der prächtigen Armuth merkwürdig, die daselbst herrschet.

Die übrigen Bürger lassen sich in drey Klassen eintheilen. In der ersten sind die Kaufleute; es giebt sehr reiche darunter, aber ihre Profeßion ist verachtet, und nach diesem Vorurtheil werden die Holländer und andre fremde Kaufleute wenig von den Japanern geachtet. Die Portugiesen selbst konnten von dieser allgemeinen Gewohnheit keine Ausnahme zuwege bringen, ungeachtet des Vorzugs, den ihnen ihre Reichthümer und ein gewisser edler Anstand gaben, der dieser Nation eigen ist.

Die Japaner behielten beständig eine geheime Verachtung für sie. Je größer diese Fremden thun wollten, desto mehr wurden die Vornehmen durch ihr Betragen beleidigt, die gar nicht zu begreifen vermochten, wie bloße Kaufleute so stolz seyn könnten. Die Handwerker machen die zweyte Klasse aus, und die Landleute die dritte. Diese letzten sind sehr elend, und können als Sklaven der Edelleute angesehn werden. In eben diese Klasse kann man die Soldaten rechnen, die fast nichts anders als Knechte sind, die ihren Herrn in den Krieg folgen, und sich zu seiner Fahne begeben müssen, so oft er es verlangt. Diese Herren haben das Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen.

Siebenter Artikel.

Abbildung der Japaner.

Die Japaner sind überhaupt genommen sehr häßlich; sie haben eine Olivenfarbe, kleine im Kopf liegende Augen, dicke Augenbraunen, stumpfe Nasen, einen dicken Kopf, kurze Beine, und eine etwas mehr als mittelmäßige Leibesgestalt. Aber alles dieses ist mehr oder weniger, nach den Provinzen, und sogar nach den Ständen der Personen, unterschieden. Man bemerkt, zum Exempel, daß die Einwohner einiger Gegenden in Saikokf, besonders die von Fisen, ob sie gleich nur mittelmäßig groß sind,

dennoch eine gute Leibesgestalt und angenehme Gesichtsbildung haben. Das gemeine Volk in Nipon ist sehr häßlich, aber die meisten vornehmen Leute, und diejenigen die aus alten Familien abstammen, haben ein edles Ansehn, eine vortheilhafte Leibesgestalt, und einige Annehmlichkeit im Gesichte. Was das Frauenzimmer anlangt, so gesteht jedermann, daß sie in dem Ruf der Schönheit sind. **Kämpfer** trägt kein Bedenken zu behaupten, daß die in der Provinz **Figen** die schönsten Personen in ganz Asien sind.

Was die Sitten und den Gemüthskarakter dieses Volks anbetrifft, so sagen uns alle Reisebeschreibungen, daß es ein vortrefliches Naturell, ein edles, großmüthiges und wohlthätiges Herz besitze; daß es von sanftem Gemüth und angenehmen und gesellschaftlichen Sitten sey; daß es nüchtern, mäßig, und ökonomisch vor sich lebe, aber prächtig und verschwenderisch sey, sobald es öffentlich erscheinen und sich zeigen soll. Der Japaner ist stolz, unerschrocken, ein Feind aller Niederträchtigkeit, und sehr kützlich über den Punkt der Ehre. Er erträgt das Unglück muthig, und verachtet den Tod, den er sich der geringsten Ursache wegen anthut. Der Pater **Charlevoix** sagt, es ist der **Asiatische Engländer.** Aufrichtigkeit, Freymüthigkeit, und Uneigennützigkeit sind allgemeine Tugenden bey diesem Volke. Es ist witzig, neugierig, und liebt die Künste und Wissenschaften, ob es gleich dieselben nur

sehr obenhin kennt. Es liebt das Vaterland und seine Könige, ehrt die Obrigkeit, und ist seiner Religion sehr zugethan. Uebrigens sind diese Insulaner unruhig, aufrührisch, und von einer Unbeständigkeit, die nichts zu fesseln vermag. Dies Volk ist übertrieben abergläubisch, es setzt ein blindes Zutrauen in seine Priester, und seine schwache Andacht verrückt ihm den Kopf. Es ist bis zur Ausschweifung rachgierig, diese Leidenschaft setzt es aus seinem Gemüthskarakter heraus, und macht es traurig, mißtrauisch, betrügrisch, und grausam. Die Unkeuschheit ist entsetzlich in diesen Inseln, und die Gesetze hindern die Ausschweifung im geringsten nicht. Das Land ist voller verdächtigen Häuser; eine ausgelassene Lüderlichkeit herrscht in allen Ständen, und man würde in Asien vergebens ein wollüstiger Volk suchen. Der gar zu leichte Genuß der Weiber bringt die Japaner zu einer andern Ausschweifung, die in unsern Gegenden mit Recht verabscheut wird, wo die Gesetze der Enthaltsamkeit strenger sind. Die Verderbniß der Sitten dieses Volks ist so groß, daß sie, wie *Salmon* *) sagt, diese Aus-

*) Possevin versichert, daß die Japanischen Gesetze den Bonzen diese Abscheulichkeit erlaubten. In Bonziis omnem cum foeminis concubitum, vt rem foedam, turpem et detestabilem, damnant: at vsum puerorum permittunt; imo in eisdem Bonziis coitum cum pueris approbant, vt rem honestam et sanctam. POSSEVIN. Bibliothec. Sel. Tom. I. Lib. X. cap. VI.

Ausschweifung nicht einmal als ein Laster anzusehen scheinen. *)

Zwölftes Capitel.

Von dem ehmaligen und itzigen Zustande der Handlung der Ausländer in Japan.

Erster Artikel.

Handlung der Portugiesen.

Die Ehre der Entdeckung von Japan gehört den Portugiesen zu. Im Jahr 1542 wurden drey Kaufleute von dieser Nation, nehmlich *Anton Da Mota, Franziskus Zeimoto*, und *Anton Paixota*, durch Sturm an die Küsten der Insel *Saikokf* geschmissen, indem sie sich am Bord einer Jonke befanden, die von Siam nach China gieng. Nachdem sie mancherley Gefahren ausgestanden, flüchteten sie endlich in einen Hafen des Königreichs Bungo, und hatten hiedurch Gelegenheit, dieses große Reich kennen zu lernen, in welches vor ihnen viel-

*) Etat du monde T. II. p. 91. trad. Ital.

vielleicht noch kein einziger Europäer gekommen war.

Da die Nachricht von dieser Entdeckung nach Goa, der Portugiesischen Hauptstadt in Indien, gelangte, so entschlossen sich die Kaufleute dieser Stadt, ihre Handlung auch von der Seite auszubreiten, und schickten darauf alle Jahr ein Schiff mit Indianischen Waaren nach der bemeldten Provinz **Bungo**. Indem dieses vorgieng, gab ein Japaner, Namens Angeroo, von dem ich schon oben geredet, und der sich nach Goa geflüchtet und daselbst die Taufe empfieng, den Portugiesen mehrere Käntniß von Japan, und zeigte ihnen, was für einen entsetzlichen Gewinnst sie in seinem Lande machen könnten, wenn sie Europäische Waaren dahin brächten. Diesen Eröffnungen zu Folge entschlossen sich die Portugiesen, ein Waarenlager in Japan anzulegen. Zu eben der Zeit ließen sie drey Mißionarien nach Japan gehn, entweder aus Eyfer für die Fortpflanzung des Christenthums, oder vielleicht auch in der eigennützigen Absicht, ihren Kaufleuten den Weg zu bahnen. An der Spitze dieser Bekehrer war der Pater **Xavier**, der sich durch seine apostolischen Talente schon so sehr berühmt gemacht.

Das Japanische Reich wurde damals schon, wie itzo, von den Cubo, oder weltlichen Monarchen beherrscht, ihre Gewalt aber war noch nicht so unumschränkt, als sie nach der Zeit geworden ist. Die **Jacata**, oder kleinen Könige

ge des Landes, waren noch nicht den strengen beschwerlichen Gesetzen, in Absicht auf die Fremden, unterworfen; alle Japanische Häfen standen den handelnden Nationen offen; und jeder Fürst hatte die Freyheit, die Kaufleute gut aufzunehmen, und bemühte sich sogar sie in seine Staaten zu ziehn. Unter diesen glücklichen Umständen kamen die Portugiesen in Japan an, mit dem Vorhaben ein Waarenlager daselbst zu errichten Sie legten sich zuerst in der Insel Saikokf vor Anker, nach dem Wege, den ihre ersten Schiffe genommen, und erhielten tausend Schmeicheleyen von verschiednen Fürsten dieser Insel, die sich um die Wette bemühten, ihnen Handelsplätze zu verschaffen. Die Portugiesen bauten zuerst verschiedne Wohnungen gegen das westliche Ende von Saikokf, um die Gegend von Nagasaki herum; hierauf ließen sie sich zu Nagasaki selbst nieder, welches dazumal nur ein großer Flecken war, der dem Fürsten von Omura gehörte. Dieser Fürst räumte ihnen diesen Flecken zu ihrem Eigenthume ein; woraus sie die vornehmste Niederlage ihrer Handlung machten, und der unter ihren Händen sehr bald zu einer großen Stadt erwuchs. Damals arbeiteten die Portugiesen ernsthaft an der Ausführung ihrer gemachten großen Projekte, sowohl wegen der Fortpflanzung des Christenthums, als wegen des Wachsthums ihrer Handlung. Sie schienen sich wirklich allezeit auf gleiche Art um diese beyden Absichten zu bekümmern, und es glückte ihnen anfänglich

fänglich in beyden mehr, als sie jemals hätten hoffen können. Ich will nicht wiederhohlen, was ich schon, wegen des außerordentlichen und fast unglaublichen Fortgangs des Christenthums in diesen Landen, erwehnt habe. Die Handlung hatte, nach Verhältniß, eben das Glück daselbst, und die Portugiesischen Kaufleute gewannen in kurzer Zeit unermeßliche Summen. Außer den Indianischen Waaren, die sie aus Goa zogen, hatten sie noch ein andres näheres Waarenlager zu **Makao**, einer Chinesischen Stadt, die sie in Besitz genommen, und die ihnen zur Niederlage für die Europäischen Waaren diente. Diese Waaren bestanden meistens in Kleinigkeiten, welche sich die Portugiesen mit Golde aufwiegen ließen. Die Japauer kauften begierig alle diese fremden Seltenheiten, und da sie den Preiß davon nicht kannten, so bezahlten sie dieselben so theuer, als man verlangte, und allezeit weit höher, als ihr Werth betrug. Das Gold des Landes wurde gegen diese *Kleinigkeiten* vertauscht, und die Portugiesen führten jedes Jahr mehr als dreyhundert Tonnen dieses kostbaren Metalls weg. Alle diese Reichthümer wurden nach **Makao** gesandt, und von da nach Portugall gebracht. Die Europäischen Kaufleute heyratheten die reichsten Frauenzimmer in Japan, und verbanden sich allezeit mit mächtigen und angesehenen Familien.

Es würde unnütz seyn, sich wegen dieser Sache in genauere Umstände einzulassen, es ist genug, wenn man bemerkt, daß die Portugiesen

giesen in den letzten Jahren, da sie nach Japan giengen, also bey dem größten Verfall ihrer Sachen, doch noch sehr ansehnliche Summen von Nagasaki nach Makao brachten, nehmlich 1636. 2350 Kasten Silber, oder 2=350= 000. Taels, oder eilf Millionen zweyhundert und funfzig tausend französische Pfunde. 1637 zogen sie fast 2=142=365. Taels: und 1638, als dem letzten Jahre ihrer Handlung, nahmen sie nur auf zwey Kauffartheyschiffen 1=259 023 Taels an Werth mit; woraus man von den unermeßlichen Schätzen urtheilen kann, die sie seit einem Jahrhundert aus Japan gezogen, besonders in den ersten vierzig Jahren, da sie nicht nur die Freyheit hatten, ihre Waaren in alle Provinzen des Reichs zu bringen, sondern sie auch nach ihrem eignen Gefallen anzuschlagen.

Dies war der Anfang und Fortgang der Portugiesischen Handlung in Japan. Ihre Abnahme fieng sich mit dem Verfall des Christenthums an, und den Ursprung davon muß man in die ersten Jahre der Regierung des Taikosama setzen. Da dieser Herr 1586 ein blutiges Edickt wider die Christen herausgab, so wurden die ersten Anfälle der Verfolgung in der Provinz Omura gespürt; der Stoß betraf auch die Handlung der Portugiesen, die sich zu Nagasaki niedergelassen, und denen der Fürst von Omura diese Stadt zum Eigenthum übergeben. Taikosama machte diesem Prinzen ein Verbrechen daraus, daß er die christli-

christliche Religion angenommen, und hauptsächlich Ausländern einen Platz von solcher Wichtigkeit überlassen. Um ihn wegen dieser Unbedachtsamkeit zu bestrafen, nahm ihm der Kayser das Gebiet von Nagasaki weg, und ernannte Statthalter, die in seinem Namen die Justitz in dieser Stadt verwalten mußten, und zwang die Portugiesen, die Autorität dieser neuen Statthalter zu erkennen; welches sowohl der Sache der Religion, als dem Zustande der Handlung, gar sehr schadete. Da die Verfolgung immer heftiger wurde, untersagte man den Portugiesen, in Zukunft keine Mißionarien mehr auf ihren Schiffen von Goa oder Makao, kommen zu lassen, und da man wahrnahm, daß sie diesen Befehlen nicht nachlebten, entschloß man sich, ihre Schiffe zu durchsuchen; eine sehr verdrüßliche Sache, die unter der Regierung des Ijejas ihren Anfang nahm, und in der Folge zu verschiednen Druckungen Anlaß gab. Die Ankunft der Holländer in Japan, und die Erlaubniß, die sie 1611. erhielten, ein Waarenlager zu Firando zu halten, machte von neuen einen Strich durch die Handlung der Portugiesen, von der der Gewinnst alle Tage mehr und mehr abnahm. Die Holländer, die mit dem König von Spanien, der dazumal Portugall besaß, Krieg hatten, und ein Recht zu haben glaubten, alles wider die Portugiesen unternehmen zu dürfen, verfolgten ihre Schiffe, und schonten sie selbst auf der Rhede von Nagasaki nicht. Sie waren nicht

zufrie-

ufrieden, sie öffentlich zu bekriegen, sondern ie suchten ihnen auch noch durch geheime Wege zu schaden, und wandten alle Arten von Kunstgriffen an, sie dem Hofe zu Japan verhaßt und verdächtig zu machen. Außer den chwarzen Beschuldigungen, die sie den Portugiesischen Kaufleuten aufzubürden suchten, streuen sie noch die schlimmsten Gerüchte wieder die Jesuiten aus, die sie als lauter untreue Abgeordnete und Unterhändler von Spanien abmalen, welche mit dem Mantel der Religion die ärgsten Verschwörungen bedeckten. Kämpfer vermeynt, daß die Holländer bey dieser Gelegenheit den Porugiesen nur gleiches mit gleichem vergolten, da sie die Holländischen Unterthanen mit den schwärzesten Farben abgemalt, sie für Rebellen, und Seeräuber ausgegeben, und sie als das verächtlichste Volk auf der ganzen Erde vorgestellt.

Diese Anklagen von beyden Seiten machten die Japaner auf gleiche Art mißtrauisch, sowohl gegen die Holländer als Portugiesen, hauptsächlich aber gegen die letztern, welche man um destomehr fürchtete, weil man sie für weit mächtiger hielt, und sie noch überdies noch mehr Anhang und Bekanntschaften im Lande hatten. Dieser Verdacht gieng so weit, daß die Regierung 1635. in dem Hafen von Nagasaki nahe bey der Stadt, eine Art von Vestung aufwerfen ließ, die mit Wasser umgeben war, und darauf in der Geschwindigkeit einige hölzerne Häuser zu erbauen befahl. Die-

se Insel wurde Desima genannt, und man wieß sie den Portugiesen zur Wohnung an, die man in dieses Gefängniß einsperrte. Zwey Jahr drauf wurden sie durch das öffentliche Edikt, wovon ich schon geredet, auf ewig aus Japan verbannt, entweder wegen der Verschwörung des Moro, an welcher sie Antheil gehabt haben sollten, oder wegen des Aufruhrs der Christen von Arima, den sie gleichfalls, angestiftet zu haben, beschuldiget wurden. Indeß fanden doch die Portugiesen der öffentlichen Bekanntmachung dieses Edikts ungeachtet ein Mittel, sich noch zwey Jahr im Lande zu erhalten. Die Hauptursache hievon war, daß man sich nicht gerne gewisser Waaren berauben wollte, die dieses Reich nöthig hatte, und die man bisher durch keinen andern Weg, als diese Ausländer, hatte erhalten können. Als aber die zu Firando aufgerichtete Holländische Compagnie sich anheischig gemacht, eben diese Waaren ins Land zu bringen, so schonte der Hof die Portugiesen im geringsten nicht mehr. Man erklärte sie aufs neue für Feinde des Reichs, man nöthigte sie, sich mit allen ihren Haabseeligkeiten nach Makao einzuschiffen, und vor Ablauf des 1639. Jahrs war das Land völlig von diesen Fremden gereinigt, denen man bey Lebensstrafe verbot, jemals wieder einen Fuß in Japan zu setzen. Dieses Verbots ungeachtet schickten die Direkteurs der Handlung von Makao das Jahr darauf eine feyerliche Gesandschaft an den Cubo ab, die sich bemühn sollte,

diesen

diesen Monarchen zu besänftigen, und die Wiederrufung des Verbannungsedikts zu erhalten. Diese Gesandschaft bestand aus drey und siebenzig Personen. Aber kaum war ihr Schiff auf der Rhede von Nagasaki erblickt worden, als es sogleich auf allen Seiten von verschiedenen mit Soldaten besetzten Fahrzeuge angegriffen wurde. Die Gesandten und ihr ganzes Gefolge wurden mit Ketten belegt, und ihr Schiff wurde confiscirt. Sie mochten ihren Gesandtentitel soviel als möglich anführen, und sich auf das Völkerrecht berufen; der Kayser sah sie als Missethäter an, die ihren Bann gebrochen, und verdammte sie, enthauptet zu werden. Diese Unglücklichen wurden an den Gerichtsplatz geführt, jeder hatte, nach der Gewohnheit des Landes, seinen Scharfrichter neben sich, und auf ein gegebens Zeichen waren alle diese Köpfe in einem Augenblicke herunter. Der Kayser schenkte nur zwölf Bedienten das Leben, die man auf ein elendes Schiff setzte mit dem Befehl nach Makao zurückzukehren und dem Statthalter zu sagen, daß, wenn der König von Portugall, ja der Gott der Christen selbst, sich unterstünde, einen Fuß in das Reich zu setzen, es ihnen eben so ergehn solle.

Zweyter Artikel.

Handlung der Holländer.

Ein ungefehrer Zufall führte die Holländer zuerst nach Japan, so wie ein andrer Zufall die Portugiesen dahin gebracht hatte. Ein Schiff gieng 1598 von Holland ab, und wurde auf der Reise nach Indien durch Sturm an die orientalische Küste von **Nipon**, nicht weit von Jedo, geschmissen. Das Schiff wurde, nach den barbarischen Gesetzen, die erst eben unter der verdachtvollen Regierung des *Taikosama* aufgekommen, zum Nutzen des Kaysers aufgebracht, und die Besatzung zu Sklaven gemacht. Einige Zeit drauf gab man ihnen die Freyheit wieder, und man erlaubte ihnen sogar ihre Ladung zu verkaufen. Der Preiß davon aber wurde bestimmt, und diese Taxirung war ihnen so wenig vortheilhaft, daß sie drey an hundert am innern Werthe ihrer Waaren verlohren. Sie trösteten sich indeß wegen dieses Verlustes durch die Hoffnung, ihren Schaden wieder nachzuhohlen. Sie nahmen sich in der That vor, ins Land zurückzukommen, und waren so glücklich, daß sie die Freyheit erlangten, darinn handeln zu dürfen. Auf diese Versicherungen seegelte der Capitain des Holländischen Schiffs nach Indien, einige aber von seinen Leuten blieben in Japan, unter andern der Steuermann **Wilhelm Adams**, ein

Engel-

Engelländer von Geburth, und ein Mann von Witz und großer Einsicht, der sich an dem Hofe des Ijejas bekannt machte, und, wie man sagt, der Liebling dieses mächtigen Monarchen wurde.

Die Holländer, die sich in Indien niedergelassen, wo ihr Ansehn noch sehr schwach war, vernahmen mit großen Feuden die glücklichen Gesinnungen, in der ihre Landsleute die Japaner gefunden. Diese Republikaner, die schon seit langer Zeit die großen Reichthümer mit neidischen Augen angesehn, welche die Japanische Handlung den Portugiesen einbrachte, entschlossen sich gleichfalls ihr Glück von dieser Seite zu versuchen. Im Jahr 1609. rüsteten sie zwey kleine Fahrzeuge aus, welche Befehl hatten, nach den Japanischen Inseln zu seegeln, und den ersten Julius in dem Hafen zu Firando Anker warfen. Der Befehlshaber schickte zwey seiner Abgeordneten an den Hof, mit kostbaren Geschenken für den Cubo Ijejas. Die Holländer hätten zu keiner günstigern Zeit für ihre Absichten in Japan anlangen können. Die Regierung und der größte Theil der Nation war damals mit den Portugiesen sehr unzufrieden, die sich durch ihren Geitz, ihre Untreue in der Handlung, durch ihre stolzen gebiethrischen Manieren und hauptsächlich durch die Verwirrungen verhaßt gemacht hatten, welche ihre Religion in dem Staate erregt. Der Kayser Ijejas haßte sie noch für seine Person wegen schon anderswo angeführter Ursachen,

und suchte, wie Kämpfer sagt, sich von ihnen loß zu machen und sie aus dem Reiche zu schaffen. Dieser Herr, um die Portugiesen zu ärgern, nahm die Abgeordneten der zwey Schiffe sehr gnädig auf, und erlaubte den Holländern sich zu Firando niederzulassen, wo sie ein Waarenlager auf einer kleinen Insel des Hafens bauten, die durch eine Brücke mit der Stadt zusammenhieng.

Die Portugiesen machten im Anfange alle möglichen Versuche, die Festsetzung der Holländer zu hintertreiben, und bedienten sich bey dieser Gelegenheit alles Credits, den sie noch bey einigen Ministern hatten. Aber alle ihre Anschläge waren vergebens, und der Kayser Ijejas ertheilte dem ohngeachtet den Holländern ein öffentliches Patent, welches von allen Staatsräthen unterzeichnet, und mit dem großen Reichssiegel besiegelt war, kraft dessen ihnen erlaubt wurde, im ganzen Reiche zu handeln. Dieses Patent wurde 1611. ausgefertigt und war mit gewissen Buchstaben geschrieben, welche man in Japan nicht anders als bey großen Gunstbezeugungen gebraucht, und welche die ertheilten Privilegien noch etwas auszudehnen erlauben. Nach dem Tode des Ijejas hielten die Holländer, aus einer übelangebrachten Vorsichtigkeit, um die Erneurung ihrer Freyheiten an. Dieser Fehler war desto unvorsichtiger, da die Japanischen Kayser mit einer unverbrüchlichen Treue alles zu halten pflegen, was ihre Vorgänger versprochen. Man ertheilte den Holländern

dern neue Patente, die meistens mit eben den Worten abgefaßt waren, als die ersten, aber mit weit weniger vortheilhaften Buchstaben waren geschrieben worden.

Die Handlung der Holländer, die seit mehr als 140. Jahren in Japan errichtet ist, hat verschiedne Veränderungen erlitten, und kann unter vier Perioden betrachtet werden. Die Zeit ihres größten Glücks muß man von 1611, biß 1641 rechnen. Dies ist die erste Periode und so zu sagen das güldne Alter dieser Handlung. Die Holländer, die zu Firando wohnten, hatten die Freyheit ihre Waaren durch das ganze Reich zu bringen und zu verkaufen, ohne die geringste Ausnahme, und ohne daß man gesucht hätte, ihren Gewinn zu vermindern. Sie verhandelten ihre Seide und ihre andern Waaren um sehr vortheilhafte Preise, und nahmen jedes Jahr funfzig bis sechzig Tonnen Goldes, oder zehn bis zwölf Millionen mit aus dem Lande.

Die zweyte Periode fängt mit dem 1641 Jahr an. Damals erhielten die Holländer Befehl ihre alte Niederlage zu Firando zu verlassen, und sich nach Nagasaki zu begeben. Drey Jahr vorher war ihnen eine verdrüßliche Sache begegnet, woraus man sogleich muthmaßte, daß sie die Regierung nicht lange zu Firando lassen würde. Die Holländische Companie, welcher das Waarenlager, so man ihr in dieser Stadt zu erbauen erlaubt, zu enge war, fand für gut, dasselbe mit verschiednen Flü-

geln zu vermehren, besonders mit einem Gebäude von behauenen Steinen, welches viel höher, als die gewöhnlichen Häuser des Landes, war, und auf dessen Vorderseite die Holländer unvorsichtiger weise die Christliche Jahrzahl gesetzt hatten. Dies war genug, das Mißtrauen und den Unwillen der Regierung zu erwecken. Man schickte sogleich ein Chor Soldaten nach Firando, das Gebäude niederzureissen. Kämpfer versichert, daß der Offizier, der sie angeführt, Befehl gehabt, alle Holländer über die Klinge springen zu lassen, wenn sie den geringsten Widerstand thäten. Diese aber gehorchten nicht nur ohne Widerwillen, sondern mit einer anscheinenden Zufriedenheit. Diese Zeichen des Gehorsams konnten doch die Besorgnisse des Hofs nicht vermindern, und zwey Jahr nach der völligen Verbannung der Portugiesen, mußten die Holländer nach Nagasaki in eben die Wohnung, die den ersten zum Gefängniß gedient.

Dieser Ort, den die Japaner **Desima**, oder die **hervorstehende Insel**, nennen, ist in der That eine durch die Kunst gemachte Insel, die in dem Hafen von **Nagasaki** aufgeworfen worden, und durch eine Brücke mit der Stadt zusammenhängt. Sie hat die Gestalt eines Fächers; der Grund ist von Steinen, ungefehr zwey Klaftern tief; der Boden der Insel erhebt sich drey bis vier Schuh hoch über das Meer. Sie ist mit einer hölzernen Wand umgeben, welche mit einem kleinem Dache bedeckt

deckt ist, worauf man eine doppelte Reihe von spitzen Pfählen gesetzt hat, die fast wie unsre spanischen Reuter aussehn. Die Breite dieser Insel beträgt, nach **Kämpfers** Rechnung, 82. gemeine Schritte, und die größte Länge 236; einige Schriffsteller machen sie ein wenig grösser. Eine ziemlich breite Straße schneidet ihre ganze Länge durch, von beyden Seiten stehn Häuser. Der Boden der Insel gehört einigen Familien zu **Nagasaki** zu, welche jährlich eine ansehnliche Miethe daraus ziehn, die **Kämpfer** zu 5580. Taels rechnet, und die, wie er sagt, mehr beträgt, als der ganze innere Werth der Häuser.

Kaum hatte man die Holländer in diese traurige Wohnung eingeschlossen, so nahm man ihnen alle ihre bisher gehabten Freyheiten und Privilegien. Sie wurden mit Wachen und Spionen umgeben, und durften weiter keine Gemeinschaft mit den Japanern haben. Wenn man ihnen einige Leute aus dem Lande zu ihrer Aufwartung gab, so mußten sie sich durch schreckliche Eydesformeln, die sie mit ihrem eignen Blute unterzeichnet, anheischig machen, sich nicht in die geringste Vertraulichkeit mit den Holländern einzulassen, und ihnen hauptsächlich nicht die geringste Känntniß von Sachen des Landes zu ertheilen. Zu gleicher Zeit bemächtigte man sich aller ihrer Schiffe, welche man, so bald sie in den Hafen kamen, entwaffnete, und Pulver, Flinten, Degen, Canonen, und sogar das Steuerruder, davon an das Land

trug. Niemand von der Schiffsbesatzung durfte, ohne einen Paß von den Statthaltern zu **Nagasaki**, einen Fuß ans Land setzen.

Dieser unvermutheten und fatalen Veränderung ungeachtet schickten doch die Holländer, die nach der Verbannung der Portugiesen allein Meister von der Handlung waren, die gewöhnliche Anzahl Schiffe nach Japan, nehmlich sechs bis sieben jedes Jahr, und sie hatten beynahe den nehmlichen Gewinn von ihrer Ladung. Ja **Kämpfer** bemerkt sogar, daß das Jahr 1641, da sie in Desima eingesperrt wurden, eines von den vortheilhaftesten für sie gewesen, indem sie achtzig Tonnen Goldes oder sechzehn Millionen mit aus dem Lande genommen. Einige Zeit darauf hielten sie bey der Regierung um die Erlaubniß an, einen Theil ihres Silbers, so sie aus ihren Waaren lösten, gegen Kupfer vertauschen zu dürfen. Diesen Tausch hatten sie ehmals mit großem Vortheil gemacht, aber der Hof hatte 1637 unter harten Strafen verboten, das Kupfer aus dem Reiche zu führen. Der Kayser bewilligte ihnen nicht nur ihr Gesuch, sondern er befahl sogar, daß sie alles ihr Silber in Kupfer verwandeln sollten, welchem Befehl sie sehr gern gehorchten; denn an dem Japanischen Silber gewannen sie nur vier an hundert, da sie hergegen am Kupfer 90. bis 95. an hundert hatten, besonders zu Suratte, wo sie alle Jahr ungefehr sechs tausend Küsten voll hinschickten.

Das

Das Jahr 1672, welches den Holländischen Sachen in Europa so fatal war, war ihrer Handlung in Asien nicht weniger schädlich, indem dieselbe dadurch zur dritten Periode gelangte. Dieser Unfall rührte von einer ziemlich geringen Ursache her. Im Jahr 1666 hatten die Statthalter von Nagasaki, welche das Verzeichniß der holländischen Geschenke an den Kayser zu machen haben, unvorsichtiger Weise eine silberne Lampe darunter gesetzt, welche der erste Minister Inaba-Mino durch die Holländer aus Europa hatte kommen lassen. Dieser Minister, welcher mit diesem Geschenke dem Kayser selbst aufwarten wollen, wurde sehr unwillig, als er es unter den Geschenken sahe, welche die Holländer dieses Jahr dem Kayser machten, und faßte deswegen einen tödtlichen Haß wider diese Ausländer, denen er diese Beleidigung zuschrieb, ob sie gleich nicht den geringsten Theil daran hatten. Er verbarg, nach der grausamen und listigen Gemüthsart dieser Nation, einige Jahre seine Empfindlichkeit; da er aber 1672 die Statthalterschaft von Nagasaki vor einen seiner nächsten Verwandten erhielt, machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze, sich an den Holländern zu rächen. Der neue Statthalter forderte, auf Anstiften des Inaba-Mino, Proben und Muster von allen Waaren, die dieses Jahr verkauft werden sollten, um sie, wie er vorgab, durch verständige Leute taxiren zu lassen. Nachdem er aber alle Kaufleute der Stadt in seinem Pallast versammelt, taxirte er diese Waaren, so wie er es mit ihnen abgeredet, weit unter den Preiß, den

den die Holländer zu fordern pflegten, und ließ ihnen sagen, sie hätten sich bey dem ersten Verkaufe nach dieser Taxe zu richten, oder sie könnten ihre Waaren nach Batavia oder Europa zurückschicken. Dieses gewaltsame Verfahren gab der Holländischen Handlung einen empfindlichen Stoß, und **nahm das Gold von den bittern Pillen**, wie **Kämpfer** sagt, **die die Holländer** seit ihrer Verbannung von Firando **verschlucken müssen**. Sie wollten doch lieber, wie **Inaba-Mino** vorausgesehn hatte, ihre Ladung mit geringem Vortheil verkaufen, als sie mit Verluste zurückschicken. Diese Druckungen vermehrten sich in der Folge, und die Statthalter von **Nagasaki** taxirten die holländischen Waaren alle Jahre geringer. Da sie also sahn, daß ihre Umstände von Tage zu Tage schlimmer wurden, und sie den gänzlichen Umsturz ihrer Handlung zu fürchten hatten, entschlossen sie sich das lezte zu wagen, um diesem Unglück vorzubeugen. Sie machten eine Bittschrift an den Kayser **Daijojin**, in welcher sie sich höchlich über die Eingriffe in die Privilegien beklagten, welche seine Vorfahren ihrer Nation zugestanden. Die Holländer mußten diese Bittschrift durch ihre Todtfeinde, die Statthalter von **Nagasaki**, überreichen lassen, da keine Bittschrift von Ausländern anders an den Kayser gelangen konnte, als durch diese Minister. Das Ansehn der Statthalter, und die geheimen Anschläge des **Inaba-Mino** verhinderten drey Jahr lang, daß der Kayser den Holländern

dern keine Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Endlich erklärte er sich auf eine günstige Art, und befahl, daß ihre Handlung, in Ansehung der ehemaligen Privilegien, auf den alten Fuß gestellt werden sollte.

Die Statthalter von Nagasaki versuchten alles, um einen Wiederruf dieses neuen Befehls zu erhalten, der ihrer Autorität merklichen Eintrag that, und sie des unermeßlichen Gewinnstes beraubte, den sie durch die Taxirung der Waaren gezogen. Inaba-Mino schlief auf seiner Seite auch nicht, und ob er gleich durch den Tod des Kaysers Daijojin alle seine Aemter verlohren, so unterließ er doch nicht, um die Einschränkung dieser Privilegien eyfrig anzuhalten, zwar nicht in eigner Person, aber durch die Vermittelung des Kangosama, seines Schwiegersohns, eines der vornehmsten Minister das Tsinajos, der eben den Thron bestiegen. Zu gleicher Zeit überredete er den Gensegemon seinen Enkel, der Statthalter in Nagasaki war, sich mit seinem Collegen zu vereinigen, und dem Kayser vorzustellen, wie schädlich es dem Staate sey, daß man die Holländer ohne alle Einschränkung der Privilegien genießen lasse, welche sein Vorgänger ihnen erneuert. Hierüber übergaben die Statthalter von Nagasaki dem Kayser einen Aufsatz, der desto listiger war, weil er in ganz gemäßigten Ausdrücken abgefaßt worden, und von der Billigkeit und Liebe des Vaterlandes eingegeben zu seyn schien. Die Hauptumstände davon waren diese. Da der vorige Kayser den

Hollän-

Holländern erlaubt, ihre Waaren selbst zu taxiren und zu verkaufen, so müsse man auf keine Weise ihren Privilegien Eintrag thun; es sey vielmehr gerecht und billig, dieselben in ihrer ganzen Stärke zu lassen, und müsse man nicht weiter daran denken, die Waaren der Holländer weder zu taxiren, noch sie an dem Verkaufe derselben auf einige Weise zu hindern; auf der andern Seite aber sey es wider alle Staatsklugheit, zu gestatten, daß diese Ausländer, unter dem Vorwande gewisser gemißbrauchten Privilegien, alle Reichthümer aus dem Lande schleppen, und jährlich einen unermeßlichen Gewinn davon tragen dürften; der allgemeine Nutzen erfordere, ihrer Handlung und den daraus zuziehenden Vortheilen gewisse Grenzen zu setzen, ihren Verkauf auf die Summe von dreyhundert tausend Taels *) zu setzen, und zu befehlen, daß das übrige von ihren Waaren in ihren Magazinen bis zum Verkauf des künftigen Jahrs aufgehoben werde. Dieser Vorschlag, der geschickt eingerichtet, und durch das Ansehn verschiedner Minister unterstützt war, wurde einstimmig in dem Rathe des Kaysers gebilligt, und dieser Monarch wußte es den Statthaltern von Nagasaki so sehr Dank, daß er ihnen einige Zeit darauf den Ehrentitel **Cami**, oder Ritter, beylegte.

Die

*) Eine Million fünfhundert tausend französische Pfunde.

Die Einrichtung wurde geheim gehalten bis zur Ankunft der Holländischen Schiffe, die gegen den Anfang des Herbstes 1685, im Hafen zu Nagasaki einliefen. Diese Republikaner, die auf die Wiederherstellung ihrer Privilegien stolz waren, und von der neuen Einschränkung nicht die geringste Wissenschaft hatten, erstaunten nicht wenig, da die Statthalter von Nagasaki ihnen einige Tage vor dem Combany oder Verkauf andeuteten, daß ihre Handlung sowohl dieses, als folgende Jahre auf eine Summe von dreyhundert tausend Taels eingeschränkt sey, über welche Summe sie nicht das geringste von Waaren verkaufen dürften. Diese Einrichtung war den Holländern weit schädlicher, als die Tarirung ihrer Waaren; sie hatten allezeit größern Vortheil davon, eine große Menge Waaren mit mäßigem Gewinn abzusetzen, als eine grosse Ladung mit wenig Profit zu verkaufen. Dies war die vierte und schlechteste Periode ihrer Handlung, die sie seit ungefehr achtzig Jahren auf eben den Fuß fortsetzen.

Die vornehmsten Waaren, die sie nach Japan bringen, sind; rohe Seide aus China, Tunkin, Bengalen, und Persien; andre Seide von allerhand Art aus eben den Ländern; Zeuge von Wolle, Seide und Baumwolle, die aus Bengalen, den Küsten von Caromandel, und verschiednen andern Indianischen Oertern gebracht werden. Europäische Tücher, gemeine Serges, und andre Zeuge; Farbeholz, Büffel-

Büffel- und Hirschhäute, gemeines Leder, Pfeffer, Zucker, Muskatnüsse, und andre Gewürze; Campher aus Borneo, und Sumatra; Quecksilber, Zinnober, Saffran, Alaun, Bley, Salpeter, theils aus Bengalen theils aus Siam; Corallen, Ambra, *Catechu*, oder *terra Japonica*, flüßigen Storax, Antimonium, Spiegel und Brillen aus Europa ꝛc. Unter allen Waaren, die man nach Japan bringt, geht die rohe Seide am meisten, aber es ist wenig daran zu verdienen. Zeuge von allen Arten bringen einen viel sichrern Vortheil. Die besten Waaren sind Brasilienholz, Leder, Zucker, Catechu, flüßiger Storax, Campher aus Borneo, und Europäische Spiegel. Als die Holländische Handlung in ihrem größten Flor war, schickten sie jedes Jahr wenigstens sieben Schiffe nach Japan, heutiges Tages aber nur drey bis vier, deren Ladung abzusetzen sie noch Müh haben. Was sie nicht verkaufen können, wird in ihren Magazinen zum Verkauf auf das folgende Jahr aufgehoben.

Die Waaren der Companie bezahlen der Stadt *Nagasaki* einen Zoll von funfzehn pro Cent, welcher *Koosen*, oder *Koosen-gin*, das ist die Schadloshaltung, oder Belohnung in Silber genannt wird. Diese Auflage wird auch wirklich unter die Bürger der Stadt vertheilt, um sie wegen der Unruhen und Unbequemlichkeiten schadloß zu halten, die ihnen diese ausländische Handlung verursacht. Es ist für die Einwohner von *Nagasaki* eine sehr

billige

billige Belohnung, denen diese Handlung in vielen Stücken sehr beschwerlich fällt, besonders wegen der scharfen Frohndienste, und Arbeiten in Person, die man ihnen bey dieser Gelegenheit auflegt. Ueberdieß ist das Erdreich um Nagasaki herum so unfruchtbar, daß die Einwohner ohne diese Beyhülfe nicht würden leben können. Man glaubt, daß die Austheilung des Koosen jedem Bürger drey bis funfzehn Taels einbringe; denn die Austheilung ist nicht gleich, sondern jeder wird nach der schweren oder geringern Arbeit bezahlt, die er in Person dabey verrichtet.

Die Holländischen Schiffe kommen meistens im September zu Nagasaki an, wenn der Sudwestwind am längsten anhält, als welcher zu dieser Fahrt allein bequem ist. Sobald die Schildwachen, die auf den Hafen Acht geben, eines von diesen Schiffen erblicken, so geben sie den Statthaltern von Nagasaki Nachricht davon. Diese befehlen sogleich dem Direktor der Holländischen Companie drey Leute von seinem Comtor dem Schiffe zwey gute Meilen vom Hafen entgegen zu schicken, sowohl dem Schiffscapitain die nöthigen Anweisungen zu geben, wie er und seine Leute, während ihres Aufenthalts zu Desima sich aufzuführen haben, als auch ein Verzeichniß der Waaren und Schiffsbesatzung, nebst allen am Bord befindlichen Briefen abzufordern. Diese Briefe werden zu den Statthaltern gebracht, die sie durch Dollmetscher untersuchen lassen,

worauf man sie dem Direktor der Companie wieder zustellt. Sobald das Schiff in den Hafen gekommen, wird es entwaffnet; zwey Wachtschiffe legen sich an seine Seiten, und verlassen es nicht eher, als biß es zurückseegeln will. Den Tag darauf schicken die Statthalter Commissarien an Bord, welche von einem Commando Soldaten begleitet werden und eine genaue Musterung von allen im Schiff befindlichen Personen anstellen, nach dem Verzeichniß, welches den Statthaltern übergeben worden, und worauf der Name jedes Reisenden, sein Alter, sein Stand, der Ort seines Vaterlandes und seine Bedienung bezeichnet worden. Wegen der auf der Reise verstorbnen stellt man viel Untersuchungen an, und erkundigt man sich genau, nach dem Tage ihres Todes und der Art ihrer Krankheit. Kämpfer versichert, daß diese Untersuchung sich zu seiner Zeit bis auf die Thiere erstreckt, die unterweges gestorben, und daß der Verlust eines Affen oder Papageys oft die schärfsten Nachforschungen verursacht. Endlich liest man den Fremden die Polizeyverordnungen vor, nach denen sie sich während ihres Aufenthalts in Desima zu richten haben. Diese Verordnungen werden im Schiffe, und an verschiednen Quartiren der Insel angeschlagen.

Wenn die Commissarien diese Untersuchung zu Ende gebracht, so bestimmen sie, wenn, und auf was Art die Waaren ausgeladen werden sollen. Dieses muß durch Lastträger

aus

aus dem Lande geschehn. Man bringt sie nach Desima zu zwey Thoren herein, die an der Nordseite der Insel liegen, und die **Wasserthore** genannt werden, weil sie auf das Meer stoßen. So wie die Waaren ankommen, werden sie von Commissarien untersucht, die sie nach dem Verzeichniß vergleichen, so man ihnen davon gegeben, und die einige Ballen von jeder Art eröffnen lassen, um sich von der Richtigkeit dieses Verzeichnisses zu überzeugen. Zulezt verschließt man sie in die Magazine der Companie, wozu die Commissarien den Schlüssel haben; diese Bedienten pflegen ihr Siegel auf die Thür zu drücken. Die Coffers der Privatpersonen werden gleichfalls geöffnet, und durchsucht. Wenn der Eigenthümer nicht gleich mit dem Schlüssel in der Hand da ist, so schlägt man sie mit Aexten in Stücken. Man befühlt alle Reisende, um zu sehn, ob sie nicht etwan einige Waaren unter ihren Kleidern verborgen, als Ambra und Korallen, oder ob sie nicht Rosenkränze, Gebetbücher, oder Münzen mit Kreuzen und heiligen Bildern bezeichnet, bey sich führen. Wenn man von den lezten Stücken etwas bey ihnen fände, so würde man den Holländern ein Hauptverbrechen daraus machen, und allein der Tod der Schuldigen würde diese That büßen können.

Nach eingefallener Nacht begeben sich die Untersuchungscommissarien nach **Nagasaki** zurück; vor ihrem Weggehn aber lassen sie die Wasserthore zuschließen, und drücken sogar ihr

Siegel auf die Wohnung der Holländer, die sie in ihre Häuser einschließen, nachdem sie dieselben Mann für Mann gezehlt. Alle Morgen thun sie eben diese Nachforschungen, um zu sehn, ob niemand davon entwischt sey. Als Kämpfer in Japan war, fiel ein Bootsknecht bey der Nacht ins Meer und ersoff, ohne daß es jemand gewahr wurde. Den andern Morgen, als sich bey der Untersuchung der Bootsknecht nicht fand, ward sogleich Lerm unter den Wachen am Hafen, welche fürchteten, daß es ein catholischer Priester gewesen, welchen man heimlich ins Land gebracht, und dessen Entwischung der Kayser ihnen entgelten lassen möchte. Ihre Bestürzung war so groß, daß sie wie unsinnige Leute hin und wieder liefen, ein entsetzliches Geschrey verführten, sich die Haare ausrauften, und ganz gewaltsame Verzuckungen machten. Viele von ihnen waren schon im Begriff sich den Bauch aufzureissen, um einer schimpflichen Strafe zuvorzukommen, die sie unvermeidlich zu seyn glaubten. Einige Fischer aber fiengen den Leichnam dieses Menschen in ihren Netzen auf, und dieser Zufall hatte weiter keine Folgen.

Wenn die ganze Schiffsladung in die Magazine gebracht ist, so bleibt sie daselbst so lange in Verwahrung, bis es den Statthaltern gefällig ist, die Zeit des Combangs, oder Verkaufs zu bestimmen. Wenn die Zeit festgestellt ist, so schlägt man einige Tage vorher ein Verzeichniß von allen Waaren, die verkauft

kauft werden sollen, an die Thore zu Desima. Indeß lassen die Statthalter an die Ottona, oder Straßenbeamten, sagen, und diese thun es allen Kaufleuten ihres Quartires zu wissen, was für Abgaben der Kayser auf jede Art von Waaren gesetzt, damit jeder Käufer sich darnach richten könne. Dies ist ein verdeckter Weg, den die Statthalter von Nagasaki ausgefunden, die Waaren der Ausländer zu taxiren, und den Profit der Holländer zu mäßigen. Der Verkauf geschieht in Gegenwart zweyer Abgeordneten von den Statthaltern, und zweyer andern Bedienten, die eine besondre Aufsicht über die Insel Desima haben. Wenn diese Commissarien versammelt sind, so läßt der Direktor der Holländischen Companie die Proben der verschiednen Waaren aushängen, welche verkauft werden sollen. Dieses geschieht in einem besondern, ziemlich artigen Gebäude, welches die Companie errichten lassen. Dieses Gebäude ist in verschiedne Abtheilungen zu verschiednem Gebrauche getheilt. Wenn die Laden von der Seite nach der Straße zu weggenommen werden, so liegt der ganze Saal des Combangs offen vor Augen, so daß die Vorbeygehenden alle darinn ausgestellten Waaren in Augenschein nehmen können. Man setzt nur eine Art von Waaren auf einmal aus. Diejenigen die sich zum Kauf anbieten, geben ein, auch wohl mehrere mit falschen Namen unterzeichnete Billjette, worauf sie verschiedne Gebote thun, um zu sehn, wie der Handel geht,

und um sich so viel als möglich an den niedrigsten Preiß halten zu können. Wenn sie ihre Billjette hingegeben, so eröffnen sie die Holländischen Direkters alsobald, und sondern die hohen Preiße von den mittelmäßigen ab. Hierauf geben sie dieselben an einen Dollmetscher, der sie nach einander ablieſt, und allezeit mit den höheſten Geboten anfängt. Der Dollmetscher fragt dreymal, wer der Käufer ist, oder der, so das Gebot gethan, und wenn niemand antwortet, so legt er den Zettel bey seite, und nimmt einen andern. Auf die Art fährt er fort, indem er die niedrigern Preiße herlieſt, bis sich jemand dazu meldet. Hierauf läßt man ihn seinen wahren Namen unter das Billjet schreiben, und den andern Tag liefert man ihm seine Waare. Wenn die eine Art von Waaren verkauft ist, so macht man es mit den übrigen nach eben der Art.

Die Holländische Companie, welche einen großen Handel nach Ostindien treibt, unterhält in Japan einen eignen Direktor. Dieses ist eine sehr wichtige und einträgliche Stelle. Aber der Direktor kann es nur ein Jahr lang bleiben, und nach dieser Zeit muß er auf eben dem Schiffe, welches seinen Nachfolger überbringt, nach Batavia zurückkehren. Eine seiner hauptsächlichsten Verrichtungen ist, alle Jahr mit einem zahlreichem Gefolge nach Jedo zu gehn, um dem Kayser aufzuwarten und ihm die gewöhnlichen Geschenke zu überreichen. Diese Geschenke, die alle Jahr ordentlich abgetragen

getragen werden müssen, und deren Werth und Beschaffenheit von den Commissarien des Kaysers bestimmt wird, sind wenig von einem wahren Tribut unterschieden. Die Gesandschaft selbst wird in Japan, wie Kämpfer sagt, als ein öffentliches Zeichen der Unterthänigkeit und des Gehorsams angesehn, den die holländische Republik dem Kayser erweist. Deswegen nennt auch das Volk die zu Nagasaki wohnenden Holländer nicht anders, als Fitositzt, oder Geisseln. Wenn der Direktor und die andern Abgeordneten zu Jedo angelangt sind, und der Audienztag bestimmt ist, so begeben sie sich in folgender Ordnung nach dem Kayserlichen Pallast. Der Direktor wird in einem prächtigen Norimon getragen, die andern vier biß fünf an der Zahl, sitzen auf Pferden, die ihre Bedienten am Zügel führen; sie reiten einer nach dem andern vor dem Norimon her. Der Direktor und seine Gefährten haben schwarze seidne Röcke an, die zu diesen Ceremonien bestimmt sind. Der erste Dollmetscher folgt der Sänfte des Direktors zu Pferde. Hierauf kömmt ein zahlreiches Gefolge von Bedienten zu Fuß, die in einiger Entfernung von dem ersten Zuge bleiben.

In dieser Ordnung kommen die Holländer an das Thor des kayserlichen Pallastes. Dieser Pallast besteht, wie ich schon anderwärts erwehnt, aus drey Schlössern, wovon jedes seine besondre Ringmauer hat. Ehe man in das Innere des ersten Schlosses kömmt, geht

 man

man über eine große Brücke, die mit einem schön verzierten Geländer versehn ist. Wenn man über die Brücke gekommen, geht man durch zwey befestigte Thore, zwischen denen man eine kleine Wache findet, hierauf gelangt man zu einem größern Platz, worauf eine zahlreichere Garde steht. Von da geht man in das zweyte Schloß, welches fast eben wie das erste erbaut ist, nur daß die Befestigungen, die es einschließen, die Thore, die Brücke, und der Pallast, darinn von besserer Bauart sind. Der Holländische Direktor läßt hieselbst seinen Norimou, und alle seine Leute müssen gleichfalls absteigen, und sich zu Fuße nach dem **Fonmats**, oder dritten Schlosse, begeben, in welchem der Kayser wohnt. Man gelangt durch eine große steinerne Brücke dahin, und nachdem man durch verschiedne wohlbefestigte Bastionen gekommen, tritt man in eine enge krumme Straße, die von beyden Seiten mit außerordenlich hohen Mauren umgeben ist. Zu Ende dieser Straße trifft man eine Garde von hundert Mann an, welche in einem weitläuftigen Saale in guter Ordnung stehn. An diesem Orte verweilen sich die Gesandten, bis der Befehl kömmt, sie in das Innerste des Pallastes zu führen, dessen Hauptthor sehr nahe an dieser Wache ist. Unter der Zeit setzt man ihnen Thee und Toback vor. Wenn der Befehl endlich angelangt, so führt man die Abgeordneten nach dem Zimmer des Kaysers, welcher ihnen in einem Saale von besondrer Einrichtung

richtung

richtung Audienz ertheilet. Es ist ein weitläuftiges sehr hohes Gebäude mit vergoldeten Pfeilern und kostbaren Lambris geschmückt, welches aber sehr dunkel ist, besonders an Audienztagen, wegen der großen Menge Schirme welche darein gestellt werden. Der Fußboden ist mit hundert schön gestickten Teppichen belegt, die alle von einer Größe sind. Dieser Saal ist von der einen Seite nach einem kleinen Hofe zu offen, von welcher Seite auch das Licht hineinfällt; auf der gegen über stehenden Seite stößt er an zwey Cabinette, die ihr Licht nur von dem Saale erhalten. Das erste ist ziemlich groß, und hierinn pflegen die Staatsminister ihre Audienzen zu geben. Das andre ist viel kleiner, liegt viel weiter hinten, und der Boden davon ist etwas erhabner. In diesem letzten Kabinet hält sich der Kayser bey feyerlichen Audienzen auf. Er sitzt auf prächtigen Teppichen, mit kreuzweisen Füßen, und so, daß man ihn nicht leicht sehn kann. Die Staatsräthe, Fürsten und andre Großen des Reichs machen eine doppelte Reihe in dem großen Saale, wovon die Vorzimmer gleichfalls mit einer großen Menge Edelleute und andern Hofbedienten erfüllt sind. Wenn der Kayser in dem Audienzkabinett angekommen, so rufen die Bedienten welche den Holländischen Direktor introduciren, mit lauter Stimme: *Hollanda-Capitain*; auf dieses Zeichen muß sich der Direktor dem Kabinett nähern, die andern Abgeordneten aber müssen zurückbleiben. Der Gesandte

muß alsdann die vorgeschriebnen Verbeugungen und Reverenze machen. Er muß sich auf die Knie legen, sich mit der Stirne zur Erde neigen, auf Händen und Füßen herzukriechen, und so rücklings auf eben die Art sich zurück machen, ohne dem Kayser den Rücken zuzukehren, oder ein einziges Wort zu sprechen. Diese Ceremonie ist im geringsten nicht von derjenigen unterschieden, welche alle Vasallen des Reichs beobachten müssen, wenn sie sich jährlich zu den Füßen ihres Monarchen niederwerfen, seine Oberherrschaft zu erkennen, und ihm ihren Gehorsam zu bezeigen.

Kämpfer, von dem ich alle diese Umstände entlehnt, erzehlt noch andre merkwürdige Dinge, die bey einer andern Audienz, wobey er gewesen, vorgefallen, und wo er und seine Gefährten, wie er mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit gesteht, sehr lächerliche Personen vorgestellt. Der Kayser empfieng die Holländer in einem Saale von verschiednen Abtheilungen; einige davon waren mit funfzehn, andre mit achtzehn Teppichen belegt, diese Teppiche waren doppelt oder einfach nach dem der Rang der Personen war, die darauf saßen. Verschiedne von diesen Abtheilungen waren offen, andre aber waren mit Gitterfenstern verschlossen. Das Mittel des Saals war bloß, nehmlich ohne Teppiche und Schirme; hier stellte man die Holländer hin, die Befehl erhielten, sich zu setzen. Zu ihrer Rechten saß der Kayser und die Kayserinn hinter Gittern verborgen; die

Prinzen

Prinzen vom Geblüte, und die Damen der Kayserinn waren hinter andern Gittern, den Holländern gegen über. Auf diese Art, sagt Kämpfer, hatte man das Theater eingerichtet, worauf wir unsre Rolle spielen sollten. Nach den ersten Komplimenten verwandelte sich der folgende Aufzug in eine lustige Nachkomödie. Man that den Holländern tausend närrische Fragen; der Kayser verlangte zuerst den Namen und das Alter von jedem ins besondere, den sie auf ein Papier schreiben mußten, welches der erste Minister dem Kayser durch das Gitter reichte. Man fragte hierauf den Direktor, wie weit Holland von Batavia, und Nagasaki von Batavia sey. Ob der Generaldirektor der Ostindischen Companie, oder der Fürst von Holland, die meiste Gewalt habe. Der Dokter Kämpfer wurde auch besonders befragt, man legte ihm folgende Fragen vor: welche äußerliche und innerliche Krankheiten am schwersten zu heilen wären? Was er für eine Cur bey Geschwüren brauche? Ob die Europäischen Aerzte nicht ein Mittel zur Unsterblichkeit gefunden, welches Mittel die Chinesischen Aerzte seit vielen Jahrhunderten vergeblich gesucht. Als die Holländer diese Fragen beantwortet, ließ sie der Kayser eine sehr lustige Uebung vornehmen. „Wir mußten, sagt Kämpfer, „unsre Hüthe und Mäntel abnehmen, welches „unsre Ceremonienkleider waren; wir mußten „aufstehn, daß uns der Kayser recht betrachten „konnte, wir mußten gehn, still stehn, einan-

„der Komplimente machen, springen, uns wie
„Betrunkne anstellen, gebrochen Japanisch re-
„den, Holländisch lesen, mahlen, singen, und
„unsre Mäntel ab- und umnehmen. Da wir
„aufs beste die Befehle des Kaysers ausrichte-
„ten, sang ich zu meinem Tanze ein deutsches
„Liebesliedgen. Auf die Art, und mit noch
„mehr andern Possen mußten wir die Geduld
„haben, den Kayser und seinen ganzen Hof
„zu belustigen. „

Der Leser wird sich unfehlbar verwundern, daß Leute, die den Titel Abgesandte *) führten, sich zu solchen niedrigen Gefälligkeiten herunter lassen können; aber durch dieses gehorsame und unterwürfige Betragen haben die Holländer beständig gesucht, das Zutrauen und die Freundschaft der Japaner zu gewinnen, ob sie gleich diese Aufführung nur im Grunde verächtlich gemacht, und sie für den beleidigenden und tyrannischen Begegungen nicht hat schützen können, die sie in diesem Lande aushalten müssen. Sie werden von den Japanern unstreitig mit der größten Härte, und einem unausstehlichen Stolze begegnet. Man giebt auf sie acht, wie auf Verräther und Spione; man sperrt sie in ein

*) Indeß versichert doch Kämpfer, daß man mit allen diesen Zumuthungen den Direktor, als den eigentlichen Gesandten, seines ernsthaften anständigen Betragens wegen, verschont. Und war dieß überhaupt keine öffentliche, sondern nur eine Privataudienz.

ein Gefängniß ein, und hüthet sie eben so sorgfältig, als wilde Bestien. Die Holländer ertragen diese Gefangenschaft mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit, der Geitz läßt sie alle diese harten Begegnungen verdauen. Laßt uns den Doktor Kämpfer noch einmal hören, der bey ihrer Indianischen Companie in Diensten war, und gewiß nicht gesucht hat, ihre Nation zu verkleinern. „Der Geitz der Hol„länder, sagt dieser ehrliche Deutsche, und der „Glanz des Japanischen Goldes hat soviel Ge„walt über sie gehabt, daß sie lieber, ehe sie ei„ne solche einträgliche Handlung fahren lassen „wollten, freywillig eine fast beständige Gefan„genschaft aushalten; denn so kann man un„sern Aufenthalt in Desima mit Wahrheit „nennen. Sie stehen deshalb eine unendliche „Menge harter Begegnungen, von einer frem„den und heydnischen Nation aus; begeben „sich der Feyrung des Gottesdienstes und der „Sonntage und Festtage; sie enthalten sich des „öffentlichen Betens und Singens; sie enthal„ten sich in Gegenwart der Landeseinwohner „des Zeichens des Kreutzes und des Namens „Jesu, und überhaupt aller Merkmale des „Christenthums, und stehn endlich alle beleidi„genden Begegnungen dieser stolzen Ungläu„bigen niederträchtig und gelassen aus, wel„ches für ein edles Gemüth die verdrüßlichste „Sache von der Welt ist.„

Einige catholische Schriftsteller haben zu diesen nur allzugegründeten Vorwürfen, noch viel

viel verhaßtere Beschuldigungen gefügt, die aber nicht bewiesen werden können. Einige haben vorgegeben, daß die Holländer, um in Japan geduldet zu werden, sich nicht gescheut, die Bilder des Heylandes und der Maria mit Füßen zu treten; Andre, sogar Protestanten, *) haben ausgesprengt, daß die Holländer als sie in der harten Verfolgung in Japan befragt worden, ob sie Christen wären, geantwortet: **Nein, sondern wir sind Holländer.** **Kämpfer** gedenkt dieses ersten Vorwurfs nicht und selbst der P. **Charlevoir** schweigt davon, welches genug ist, die Anklage ungegründet zu machen. Wegen der andern Beschuldigung versichert der deutsche Geschichtschreiber, daß sie ganz verläumderisch sey. Was Gelegenheit zu diesem falschen Gerichte gegeben, war, sagt er, die Antwort eines gewissen Holländers, Namens **Michael Sandwort**, der sich zu **Nagasaki** mit einigen seiner Landesleute außer den Holländischen Wohnungen niedergelassen. Als dieser Mensch durch einen der Inquisitoren befragt wurde, ob er ein Christ sey, so antwortete er, um sein und seines Gefährten Leben zu retten: **Was? Christen, Christen? Wir sind Holländer.**

*) Siehe die Reisebeschr. von **Roger Gißberg**, die im zweyten Theil der merkwürdigen Reisen des **Thevenot** eingeschaltet worden.

Dritter

Dritter Artikel.

Von der Handlung der Chineser.

Die Chineser unterhalten seit fast undenklichen Zeiten eine Art von Gemeinschaft und Correspondenz mit den Japanern; aber es ist nur ungefehr hundert Jahr, daß sie eine etwas weitläuftige Handlung mit diesen Insulanern treiben. Vor dieser Zeit schickten sie nur eine kleine Anzahl Jonken nach Japan, die mit einigen Waaren beladen wurden. Dieses mußte noch überdieß die meiste Zeit insgeheim geschehn; denn die alten Chinesischen Kayser hatten es sich zur Regel gemacht, ihren Unterthanen alle auswärtige Handlung zu untersagen. Der letzte Tartarische Eroberer, der sich 1644. China unterwürfig gemacht, eröffnete den fremden Schiffen die Häfen des Reichs, und erlaubte den Chinesischen Fahrzeugen, auswärts zu handeln. Seit dieser Zeit haben die Chineser ihre Handlung in verschiedne Gegenden des Orients ausgebreitet, hauptsächlich in Japan, wo sie die ältesten Bekanntschaften hatten.

In den ersten Zeiten besuchten die Chineser hauptsächlich den Hafen von Osacca. Als aber die Portugiesen ein berühmtes Comtor zu Nagasaki angelegt, und diese Stadt der Mittelpunkt einer blühenden Handlung wurde, lan-

deten die Chinesischen Kaufleute gleichfalls vorzüglich daselbst an. In der Folge wurden sie durch einen kayserlichen Befehl gezwungen, ihre Handlung daselbst fest zu stellen, indem den Ausländern alle kayserlichen Städte, außer Nagasaki, versperrt wurden. Uebrigens hatten sie noch einige Zeit die Freyheit, alle Arten von Waaren dahin zu bringen, und mit so viel Jonken zu kommen, als es ihnen gefiel. Sie erhielten sogar die freye Religionsübung, und man erlaubte ihnen drey Tempel zu Nagasaki zu erbauen. Bald drauf aber wurden die Chineser dem Hofe zu Jedo verdächtig, und ihre Handlung mußte es bald empfinden. Die Regierung erfuhr, daß die Jesuiten, die man mit andern Mißionarien aus dem Reiche verbannt, und die man beständig als Reichsfeinde ansah, an dem Hofe des Chinesischen Kaysers Cang-Hi Zuflucht gefunden, der sie öffentlich beschütze, und ihnen erlaubt habe, das Christenthum in seinen Staaten zu predigen. Eine andre Begebenheit erweckte die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen der Regierung. Man fand auf den Chinesischen Jonken einige Bücher von der christlichen Religion. Diese Bücher, die wahrscheinlich von Jesuiten aufgesetzt worden, hatte man mit Chinesischen Buchstaben gedruckt, und sie unter andre Bücher gemischt, die in eben der Sprache geschrieben waren; auf die Art glaubte man, sie in das Reich zu bringen. Alles dieses kam einer von Natur unruhigen und mißtrauischen Nation verdächtig vor. Man

fürchtete

fürchtete sich, daß die Jesuiten, die nach China geflüchtet, sich der Kaufleute dieses Reichs bedienen möchten, um die Wiederherstellung des Christenthums zu versuchen, das so entsetzliche Unruhen in Japan verursacht. Diese Besorgnisse schienen desto gegründeter zu seyn, da alle Jahr ungefehr zweyhundert Chinesische Jonken in den Hafen zu Nagasaki einliefen, wovon jede wenigstens mit funfzig Mann besetzt war, so daß diese Stadt fast beständig mit einer großen Menge Chineser erfüllt war. Diese Betrachtungen bewogen den Kayser, die Aufführung der Chineser genauer zu beobachten, und ihre Handlung in engere Schranken einzuschliessen. 1685, als die Handlung der Holländer auf dreymal hundert tausend Taels eingeschränkt wurde, setzte die Regierung auch die Chinesische Handlung auf diese Summe herunter, über welche Summe sie nicht das geringste verkaufen durften. Zu gleicher Zeit wurde befohlen, daß die Chineser nicht mehr als siebenzig Jonken des Jahrs nach Japan kommen lassen sollten, und daß jede Jonke aufs höchste nicht mehr als dreyßig Mann führen sollte. Drey Jahr drauf verbot man ihnen alle Gemeinschaft mit den Einwohnern des Landes, und statt der Freyheit, die sie bisher gehabt hatten, in allen Quartieren von Nagasaki zu wohnen und zu handeln, wies man ihnen, wie den Holländern, eine besondre Wohnung an, welche an dem mittäglichen Ende der Stadt auf einer kleinen Höhe außer den Mauren nahe

am Ufer belegen war. Man baute deshalb ausdrücklich verschiedene Reihen von Hütten an diesen Ort, worinn die Chinesischen Kaufleute wohnen sollten. Jede Reihe wurde mit einem allgemeinem Dache bedeckt, und das Ganze umgab man mit Gräben, Pallisaden und befestigten Thoren, in welche man eine gute Besatzung legte. Man ließ die Chineser sogar die Miethe dieses Gefängnisses mit hundert sechzig Taels oder achthunder Pistolen jährlich bezahlen.

Die Chineser haben keine Agenten noch Direktors ihrer Handlung, die sich in Japan aufhalten; sie wohnen auch nur zur Zeit des Verkaufs in den ihnen angewiesenen Häusern. Wenn diese Zeit vorbey ist, so begiebt sich jeder wieder auf seine Jonke, mit der er gekommen, und das Comtor bleibt ledig stehn. Sie haben jährlich drey bestimmte Zeiten zum Verkauf, die eine im Frühjahre zu den Waaren von zwanzig Jonken; die zweyte im Sommer zu der Ladung von dreyßig Jonken, und die dritte im Herbst zu der Ladung der zwanzig letzten Schiffe. Alle Jonken, die über diese Zahl sind, oder nach der Zeit des Verkaufs kommen, müssen wieder zurückkehren, ohne einmal die Erlaubniß zu haben, ihre Waaren ausladen und in ihre Magazine legen zu dürfen.

Die vornehmste Ladung der Chinesischen Jonken besteht in roher und gesponnener Seide aus China und Tunkin; in allen Arten von wollenen, seidnen, und baumwollenen Zeugen;

gen; in Zucker, Gallmey, zum Versetzen des Kupfers, Terpentin, Gummi, Myrren, wohlriechendem Holze, Campher, Ginseng, und andren Gewürzwaaren und medicinischem Kräutern. Die Chineser treiben auch einen großen Handel mit allen Arten von Büchern, besonders von moralischen, und andern philosophischen Materien. Ehe aber diese Bücher zum Verkauf ausgestellt werden, müssen sie mit der schärfsten Strenge von öffentlichen Censoren untersucht worden seyn, die hauptsächlich darauf sehn müssen, daß bey diesen ausländischen Büchern, nicht etwa ein christliches Buch mit unter schleiche.

Die Gebräuche bey dem Verkauf der Chinesischen Waaren, kommen fast mit den Holländischen überein. An statt aber daß diese nur funfzehn von hundert abgeben, müssen die Chinesischen Waaren sechzig von hundert bezahlen. Diese Auflage bezahlt der Käufer, und der Gewinn davon macht einen Theil des Koosen, oder des Geldes aus, das alle Jahr unter die Bürger von Nagasaki vertheilt wird. Die Chineser können aus dem Reiche keine Münze mitnehmen, sondern sie müssen alles Geld, so sie aus ihren Waaren lösen, in Kupfer oder andre Waaren des Landes verwandeln.

Da die Chinesischen Kaufleute nach der Einschränkung ihrer Handlung die meiste Zeit einen Theil ihrer Waaren, so sie nicht loß werden können, zurücknehmen müssen, so folgen ihren Jonken oftmals Japanische Fahrzeu-

ge nach, deren Eigenthümer den Schleichhandel treiben, und heimlich für geringe Preise den Rest ihrer Waaren erhandeln. Wenn sie aber von den Wachtschiffen oder Küstenbewahrern ertappt werden, liefert man sie der Obrigkeit aus, und sie werden ans Kreutz geschlagen; dieses ist die Strafe, die auf dem geringsten Schleichhandel steht. Die Regierung hält über diesen Punkt so scharf, daß man in einer Zeit von sechs bis sieben Jahren auf dreyhundert Personen gezehlt hat, die zum Tode verurtheilt worden, weil sie mit den Chinesern, deren Jonken sie nachgefolgt, den Zoll betrogen.

Vierter Artikel.

Versuche, welche die Engelländer und Franzosen gemacht, sich in Japan niederzulassen und wie weit ihnen solche geglückt.

Im Jahr 1613,*) zwey Jahr nach der Einrichtung der Holländer zu Firando, landete ein Englisches Schiff, welches von den Molukkischen Inseln kam, in Japan an, und legte sich in den Hafen von Firando für Anker. Der Capitain davon, Namens Wilhelm Saris, ward von den Fürsten des Landes geneigt

*) Charlevoix Liv. XII.

eigt aufgenommen, und fand sogar an dem
Hofe des Ijejas Schutz, und zwar durch die
Vermittelung eines gewissen **Wilhelm Adams**,
nes seiner Landesleute, dessen ich schon oben
edacht. Dieser Mann, welcher auf dem ersten
Holländischen Schiffe, das nach Japan kam,
Steuermann gewesen, hatte sich, ausser der Ver-
ndung mit den Holländern, im Lande nieder-
elassen, und Mittel gefunden, an den Hof
es Ijejas zu kommen, dessen Gnade er besaß.
Der Ritter **Saris**, der von dem Ansehn des
dams unterstützt wurde, bat um die Erlaub-
ß, ein Waarenlager in **Firando** anlegen
dürfen, und er erhielt sie auch, mit einer völ-
gen Freyheit für die Grosbrittannischen Unter-
anen, in allen Japanischen Häfen zu handeln.
Nachdem er sich einige Zeit zu **Surunga**, wo
r Hof damals war, aufgehalten, kehrte er
ch **Firando** zurück, und gieng darauf nach
ngelland unter Seegel, mit Briefen von den
ubo, die voller Complimente an seine Gros-
ittannische Majestät waren, und mit einer
bschrift in Chinesischen Buchstaben von den
rivilegien, die er für seine Nation erlangt.
r ließ den Ritter Cock in Japan, dem er die
Besorgung der Handlung und der Correspon-
nz auftrug.

Man weiß nicht, was diese erste Einrich-
ng für einen Fortgang gehabt, noch was die
ngelländer bewogen, dieselbe nach einigen Jah-
n aufzugeben. Es ist aber wahrscheinlich,
ß die bürgerlichen Kriege, wodurch Groß-

 brit-

brittannien gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts zerrüttet worden, die Engelländer verhindert, ihren ersten Projekten zu folgen, und gemacht, daß sie die Japanische Handlung versäumt, ungeachtet sie sich so große Vortheile davon versprochen hatten. So viel ist gewiß, daß sie 1624 kein Waarenlager mehr in diesen Inseln hatten, und erst 1673 wieder dahin zurückzugehn gedachten. Damals gieng eines ihrer Schiffe, die **Wiederkunft** genannt, nach Japan unter Seegel, und erschien den zwanzigsten Junius vor dem Hafen zu **Nagasaki**. Alsobald schickte man einige Fahrzeuge aus der Stadt ab, das Schiff in Augenschein zu nehmen, und kurz darauf begab sich ein Statthalter nebst einem Sekretar und fünf Dollmetschern dahin, wovon der eine Portugiesisch, und die andern Holländisch redeten. Man fragte den Capitain, aus was für einem Lande er sey, und wo sein Schiff herkomme. Der Capitain gab zur Antwort; er und seine Leute wären gebohrne Engelländer, und kämen von Bantam. Er setzte hinzu, der König von Großbrittannien habe ihn an den Japanischen Kayser abgeordnet, und ihm aufgetragen, die Erneurung der Handlung zu suchen, welche die Engelländer vor funfzig Jahren in diesem Lande getrieben, unter der Gnade des Kaysers Ijejas, und vermöge der Privilegien, welche dieser mächtige Monarch ihrer Nation ertheilt. Zu gleicher Zeit übergab er dem Statthalter eine Abschrift dieser Privilegien, nebst zwey

Briefen

Briefen an den Kayser; einem von dem König von Engelland, und dem andern von der Ostindischen Companie. Der Statthalter las die erste Schrift mit vieler Aufmerksamkeit, und verlangte drauf das Original mit dem Siegel des Kaysers; der Capitain antwortete, daß es die Engelländer einige Jahre vor ihrer Abreise von Firando dem Kayserlichen Staatsrath übergeben.

Der Statthalter befragte den Capitain ferner, zu was für einer Religion sich die Engelländer bekenneten; ob Großbrittannien mit Spanien und Portugall Frieden habe; ob es wahr sey, daß der König Carl die Tochter des Königs von Portugall geheyrathet, und wieviel Kinder er mit ihr habe. Diese letzte Frage war ihnen offenbar von den Holländern listiger Weise angegeben worden; welche, da sie diese neuen Gäste gern von Japan ausschließen wollten, nicht unterlassen hatten, dem Statthalter von der Verbindung Nachricht zu geben, die der König von Engelland mit Portugall getroffen. Der Capitain versetzte: die Engelländer wären Christen, aber nicht wie die Spanier und Portugiesen, sondern nach der Art der Holländer; Großbrittannien lebe mit allen Nationen in Frieden; der König Carl habe eine Prinzeßinn von Portugall geheyrathet, er habe aber keine Kinder von ihr; die Europäische Gewohnheit gebe den Königen das Recht sich mit Personen von ihrem Stande zu vermählen, indeß nähmen sie sich oft Gemahlinnen von Für-

sten, mit denen sie ausserdem wenig Verbindungen hätten. Der Capitain sagte zuletzt, daß er verschiedne Geschenke an den Kayser bey sich habe, welches der Statthalter mit Vergnügen zu hören schien; worauf er Abschied nahm.

Diese erste Unterredung wirkte so viel, daß die Engelländer Erlaubniß erhielten im Hafen Anker zu werfen, aber mit der Bedingung keine Kanonen zu lösen, und sogar alles Geschütz und allen Kriegsvorrath, der auf ihrem Schiffe sey, auszuliefern; worein der Capitain ohne Bedenken willigte. Zu gleicher Zeit erhielt ein Theil von den Fahrzeugen, die den Statthalter begleitet, Befehl, sich einen kleinen Kanonenschuß weit, um das Schiff herum zu stellen; hierauf ließ man sich die Namen aller am Bord befindlichen Engelländer geben, und jeder wurde ins besondre befragt. Man machte auch ein Verzeichniß von allen Waaren auf dem Schiffe; man nahm Pulver, Bley, Artillerie, und sogar alle Waffen der Reisenden, davon hinweg, ohne einige Flinten mit zwey Läufen auszunehmen, welche mit zum Geschenke für den Cubo bestimmt waren.

Die Engelländer hielten sich länger als einen Monath in dem Hafen von Nagasaki auf, und warteten auf die Befehle des Kaysers, dem man von ihrer Ankunft Nachricht gegeben, und der allein ihr Schicksal bestimmen konnte. Während dieser Zeit kam der Statthalter von Nagasaki, nebst einigen andern

dern Abgeschickten vom Hofe, noch verschiedne-mal auf das Schiff, und fielen dem Capitain und der Besatzung mit ihren eigensinnigen hartnäckigen Fragen entsetzlich beschwerlich. Den acht und zwanzigsten Julius kam endlich die Antwort des Kaysers an, und die Statthalter von Nagasaki ließen den Engelländern kund thun, daß ihre kayserliche Majestät die Handlung den Unterthanen eines Königs nicht erlauben könnten, welcher die Tochter des Königs von Portugall, als des größten Feindes der Japanischen Nation, geheyrathet; und müßten sie sich also gefaßt machen, den ersten Tag abzureisen. Nachdem der Capitain den Statthaltern vorgestellt, daß er unmöglich eher in See gehn könne, bis die damaligen widrigen Winde aufgehört, so wurde ihm noch einige Frist gegeben. Diese Art von Nachsicht machte ihn so frey, zu bitten, ihm wenigstens seine Schiffsladung verkaufen zu lassen, um sich wegen der Kosten, so er auf die Ausrüstung gewandt, und wegen der außerordentlichen Unkosten, die ihm eine zweyjährige Reise gekostet, erhohlen zu können. Aber keiner von den Statthaltern wollte die Sache auf sich nehmen, noch sie dem Hofe vorschlagen. Die ganze Gnade, die der Capitain von ihnen erhielt, bestand darinn, daß die Engelländer die Lebensmittel die sie bey ihrem Aufenthalt im Hafen nöthig gehabt, und worinn sie die widrigen Winde noch fünf und vierzig Taga zurück hielten, mit Waaren bezahlen durften. Als der Wind

endlich günstiger geworden, erhielt der Capitain Befehl, die Anker zu lichten. Man gab dem Schiffe alle Waffen wieder, und allen Kriegsvorrath den man davon genommen, ohne das Pulver, welches ihm nicht eher wiedergegeben wurde, als bis er aus dem Hafen war. Der Capitain fragte bey der Abreise, ob nach dem Tode der Prinzeßinn von Portugall, der Gemahlinn des König Carls, die Schiffe seiner Nation nicht Hoffnung hätten, besser aufgenommen zu werden, worauf die Statthalter antworteten, sie wollten es den Engelländern nicht rathen, denn, sagten sie, **die Befehle des Kaysers sind wie der Schweiß, der nicht wieder in den Körper zurückgehn kann, wenn er einmal heraus ist.** Auf diese Art scheiterte das Projekt der Engelländer.

Einige Jahre vor diesem Versuche hatte **Colbert** gleichfalls die Absicht, die angehende Handlung der französischen Ostindischen Companie, von der er der Stifter war, bis nach Japan zu erweitern. Dieser große Minister trug die Ausführung dieses Vorhabens einem gewissen **Caron** auf, der ehmals Direktor der Holländischen Companie in Japan gewesen, aber sich mit Holland entzweyt, und in französische Dienste gegangen war. Es war ein Mann von großem Geist, der eine vollkommne Känntniß von der Sprache, den Sitten, und dem Genie der Japaner besaß, übrigens aber stolz, unruhig, und von einem gebietherischen hartnäckigen Wesen war. **Kämpfer** versichert,

daß

daß er in der Zeit, da er die Holländischen Angelegenheiten in Japan zu besorgen gehabt, der Sache der Companie sehr geschadet; und daß sein heftiger stolzer Gemüthscharakter beynahe ihre ganze Handlung zu Grunde gerichtet. Colbert wußte unstreitig diesen letzten Umstand nicht, da er die Augen auf diesen Caron richtete. Dem sey wie ihm wolle, er ließ ihn 1666. nach Indien unter Seegel gehn, mit dem Befehl in Japan anzulanden, und bey der Regierung die Erlaubniß auszuwürken, sich daselbst nieder zu lassen und handeln zu dürfen. Er gab ihm einen Brief von dem König *) an den Japanischen Kayser mit, nebst ausführlichen Verhaltungsbefehlen, wovon ein Hauptartikel war, daß Caron sich alle Mühe geben sollte, dem Cubo recht vorzustellen, daß, ob gleich der König von Frankreich sich zu der Religion der Portugiesen bekenne, so habe er doch in seinen Staaten eine Menge Unterthanen, die der Holländer ihre Religion hätten, und wolle man die vorzüglich nach Japan schicken, wenn es seine Japanische Majestät verlangten. Colbert, der sehr große Einsichten hatte, sah klüglicher Weise voraus, daß die catholische Religion ein fast unübersteigliches Hinderniß bey dem Vorhaben sey, das er auszuführen gedachte, und diesem abzuhelfen, hatte er den besagten Artikel beygefügt. Uebrigens hatte Frankreich von Carons Reise keinen von den Vortheilen,

*) Nordische Reisen. Voiages du Chevalier *Chardin*.

theilen, welche die Regierung sich davon versprochen. Nachdem er vergebens in den Indianischen Meeren herumgeirrt, sah er sich genöthigt, nach Europa zurück zu gehn, und gieng bey dieser letzten Ueberfahrt elender Weise unter.

* * * * * * * * * * * *

Dreyzehntes Capitel.

Ob es dem Japanischen Reiche vortheilhaft sey, auf eine solche Art, wie heutiges Tages, den Fremden verschlossen zu seyn, so daß kein Volk in der Welt die Erlaubniß hat darinn anzulanden, und seine eignen Unterthanen nicht ausser Landes gehn dürfen.

Die Anmerkungen, welche die Materie dieses Capitels ausmachen, haben mir der Neugier der Leser werth geschienen, und ich habe geglaubt, daß sie die Japanische Geschichte auf eine angenehme Art beschließen könnten. Kämpfer ist der Verfasser davon, und sie sind aus einer Abhandlung gezogen, die in dem Anhange zu seiner Japanischen Geschichte befindlich ist. Ich kann versichern, daß man einen Auszug davon mit Vergnügen lesen wird.

I.

Es kömmt uns ziemlich fremd vor, daß die Japaner, die in einem kleinem Winkel des Erdbodens wohnen, freywillig aller Art von Gemeinschaft mit andern Völkern entsaget haben. Dieß heißt, auf gewisse Weise, das Band der Gesellschaft und des gemeinschaftlichen Umgangs zerreissen, das eigentlich alle Menschen vereinigen sollte. Ist es nicht der Ordnung gemäß, daß Geschöpfe von einerley Wesen, und die dazu bestimmt sind, diese Erde zu bewohnen, sich gewöhnen, zusammen zu leben, und mit einander Gemeinschaft zu haben? Hierzu kömmt noch, daß alle Länder nicht einerley hervorbringen; was dem einen fehlt, findet man in dem andern, und es folgt daraus, daß die Menschen einander nöthig haben, und einander helfen müssen. Was soll man, nach diesen Grundsätzen, von der Aufführung der Japaner denken? Indem sie ihr Reich allen Völkern der Erde verschließen; alle Reisenden, die dahin kommen, mit Gewalt zurückstoßen; zu ewiger Gefangenschaft, selbst diejenigen verdammen, die durch Sturm an ihre Küsten geworfen werden; indem sie den Landeseinwohnern das beschwerliche Gesetz auflegen, nie aus dem Lande zu gehn; und die Flüchtlinge mit dem schrecklichen Tode des Kreutzes bedrohn; heißt das nicht die geheiligten Gesetze der Natur übertreten, und die unendlich weise Ordnung umstürzen, welche das höchste Wesen in der Welt festgestellt? Diese Vernunftschlüsse, welche ich ver-

verschiedne unsrer Philosophen machen hören, haben, wie ich gestehn muß, einigen Schein der Gründlichkeit; aber ich habe doch sehr viel dawieder einzuwenden, und ich schmeichle mir, sie durch viel stärkere Gründe zu bestreiten.

Wenn wir den Blick auf die Oberfläche unsrer Erdkugel wenden, so werden wir finden, daß die verschiednen Theile davon, durch Ströme, Seen, und Ketten von Bergen von einander unterschieden sind; und wir schließen daraus, daß sie eingerichtet sey, nicht von einer einzigen, sondern von mehrern Gesellschaften bewohnt zu werden. Wir werden auch einen beträchtlichen Unterschied der Himmelsstriche wahrnehmen, welches eine Ursach mehr ist, jedes Volk in dem Lande zu erhalten, in dem es sich wohl befindet. Hat Gott die Zerstreuung der Völker nicht selbst zur Zeit der babylonischen Sprachenverwirrung gut geheissen, da die Menschen nur noch eine einzige Gesellschaft ausmachten? Hat er nicht gewollt, daß ihre gar zu genauen Verbindungen getrennt, und die verschiednen Länder künftig auch von verschiednen Völkern bewohnt werden sollten?

Noch mehr. Die Verderbniß unsrer Natur ist so groß, daß, sobald die Menschen sich zu einem Körper versammeln, und Gesellschaften ausmachen, sie den auswärtigen Kriegen und innerlichen Zerrüttungen zur Beute werden. Je zahlreicher die Gesellschaften sind, desto mehr Revolutionen werden darinn entstehn.

Wie

Wie glücklich würde der Zustand der Sterblichen seyn, wenn die Natur ihre Gaben auf gleiche Art über die verschiedenen Theile der Erde ausgestreut, und ihnen alle Nothwendigkeiten des Lebens gegeben hätte, so daß die Einwohner jeder Gegend, die vollkommen mit ihrem Stande zufrieden wären, keinen Anspruch auf einander zu machen hätten. Geitz und Ehrsucht, würden den Menschen unbekannt bleiben; und jede Gesellschaft würde eines tiefen Friedens genießen. Alle Völker würden nach Art der Japaner leben, welche in den Grenzen ihres Reichs eingeschlossen bleiben, eines ruhigen Glücks genießen, und in keine Versuchung gerathen, mit andern Menschen zu handeln, da sie in ihrem eignen Lande alles nöthige finden. Und in der That was zwingt die Nationen, Verbindungen unter einander zu haben? Ihre Schwäche, ihre Faulheit, ihr Mangel, die Begierde sich Künste oder gute Gesetze zu verschaffen, oder eine vortheilhafte Handlung anzulegen; dieses sind die vornehmsten Bewegungsgründe zu den menschlichen Gesellschaften und Verbindungen. Denn wenn sich ein Volk fände, das mächtig und herzhaft genug wäre, sich vor seinen Feinden in Sicherheit zu setzen, wenn es arbeitsam und reich genug wäre, seiner Nachbarn entbehren zu können; wenn dieß Volk in den Künsten sich hervorthäte, wenn es gute Gesetze hätte, wenn es ein Land bewohnte, an welches schwer an zu kommen wäre; so zweifle ich sehr, daß es in

Ver-

Versuchung gerathen würde, sich mit andern Völkern zu verbinden, und ich stelle mir nicht einmal vor, daß diese Verbindung ihm vortheilhaft seyn werde. Dieß ist aber der Fall, in welchem sich die Japaner befinden, und kein andres bekanntes Volk hat in dieser Betrachtung eine vortheilhaftere Lage. Dieses will ich mit wenigen zu erweisen suchen.

II.

Japan besteht aus einem Haufen kleiner Inseln, die von Meerengen und Meerbusen durchschnitten werden. Die Natur hat es mit einem stürmischen Meer umgeben, welches dasselbe von allen Seiten unzugänglich macht. Alle Schiffe, die von den mittäglichen Gegenden der Erde kommen, müssen den größten Theil des Jahrs gegen widrige Winde streiten, es ist nur eine sehr kurze Zeit, die dieser Schiffarth günstig ist. Die Küsten des Landes sind steil, und das Meer umher ist voller Klippen, Sandbänke und seichten Stellen. Es ist nur *ein Hafen*, in dem etwas ansehnliche Schiffe mit Sicherheit einlaufen können, nehmlich der Hafen von Nagasaki, dessen Einfarth doch auch beschwerlich ist.

Das Land ist überaus bevölkert, man sollte kaum glauben, daß es in seinem Umfange eine solche Menge Menschen halten, und ihnen Unterhalt verschaffen könnte. Die Landstraßen sind mit Flecken und Dörfern eingefaßt, die an einander stoßen; kaum ist man aus einem Dorfe heraus, als man schon in das andre

herein-

herein kömmt, und man reiset oft viele Meilen ohne eine unangebaute Stelle zu finden, nicht anders als ob man in einer langen Straße reiste. Japan enthält verschiedne Städte, worunter die zwey vornehmsten den größten Städten in der Welt den Rang streitig machen. **Meaco**, die ehmalige Hauptstadt des Reichs, hat drey Meilen in der Länge, und zwey in der Breite. **Jedo**, die itzige Residenz, ist von einem solchen Umfange, daß ich sie für die größte Stadt in der ganzen bekannten Welt halte. Ich kann aus der Erfahrung davon reden; wir reisten einen ganzen Tag mit einem beständigen kleinen Schritte der Pferde von *Sinagusva*, wo die Vorstadt anfängt, bis an das Ende der gegen über liegenden Hauptstraße, welche die Stadt nach einer etwas krummen Linie in der Länge durchschneidet.

Die Japaner sind kriegerisch, sie treiben den Muth bis zur Verwegenheit, sie verachten die Gefahr und sogar den Tod, den sie sich der geringsten Ursache wegen anthun. Leuten von solchen Gemüthskarakter wird es vor dem Feinde an Hertz nicht fehlen, und so leicht werden sie sich nicht überwinden lassen. Ueberdieß ist das Land durch seine Lage so befestigt, daß es fast nichts von einem ausländischen Feinde zu fürchten hat. Die Tartarn, welche China und so viel andre Länder in Asien und Europa unter das Joch gebracht, haben zweymal vergeblich gesucht, Japan zu erobern. Eine Fluth dieser

Barbaren überschwemmte das Land gegen das Ende des achten christlichen Jahrhunderts; sie erhielten sich funfzehn Jahr darinn, durch die öftern Verstärkungen, die sie aus der Tartarey zogen. Aber zu Ende dieser Zeit lieferte ihnen der Japanische General Tamaramar, welchen der Himmel zur Befreyung seines Vaterlandes erwehlt, eine blutige Schlacht, und trug einen solchen vollkommenen Sieg über sie davon, daß, nach den Japanischen Geschichtbüchern, auch nicht ein Mann davon kam, der seinen Landesleuten diese schreckliche Niederlage hätte verkündigen können. Die Nacht vor diesem merkwürdigen Tage war den Tartarn eben so fatal, weil ein entsetzlicher Sturm ihre ganze Flotte verheerte. Im Jahr Chr. 1281. wagten diese Barbaren einen neuen Einfall, und erschienen mit einer furchtbaren Flotte an den Küsten, die, wie man sagt, aus vier tausend Seegeln bestand. Der Sturm richtete sie nochmals zu Grunde, und die zahlreiche Armee darauf gieng gänzlich unter. Da die Japaner solchen fürchterlichen Anfällen widerstanden, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie jemals einer fremden Macht unterliegen sollten. Der lange Frieden und die Ruhe, der sie genießen, werden hier nicht einmal, wie an andern Orten, die Faulheit und den Mangel von Munterkeit verursachen, woraus mit der Zeit eine weibische Weichlichkeit wird. Ihr kriegerisches Temperament, und ein gewisser Edelmuth in ihren Gesinnungen,

gen, der sich von Alter zu Alter bey ihnen fortpflanzt, scheint sie auf ewig vor diesem Unglück zu bewahren. Die Erziehung der Kinder ist so beschaffen, daß man ihren zarten Seelen nichts als Begriffe von Kühnheit und Unerschrockenheit einzuprägen sucht. Von der Wiege an gewöhnt man sie zu dem Geräusch der kriegerischen Instrumente, und singt ihnen nichts anders als kriegerische Lieder vor. Die ersten Bücher so man ihnen in die Hände giebt, enthalten die Geschichte ihrer Helden, besonders derjenigen, die sich selbst umgebracht haben, als welche Handlung die Japaner als die äusserste Größe der Seele betrachten. Durch diese Mittel schlagen Muth und Unerschrockenheit, nebst der Verachtung des Lebens, sehr leicht in diesen jungen Gemüthern Wurzel. Hiezu kömmt noch, daß die Japaner vortreffliche Waffen haben, und sich ihrer sehr geschickt zu bedienen wissen; ihre Sebel insonderheit sind unvergleichlich gehärtet, und sie sind so neidisch darmit, daß es bey der Strafe des Kreutzes verboten ist, sie an Fremde zu verkaufen, oder sie ausser Landes zu führen. Endlich sind diese Völker arbeitsam, und zu Beschwerlichkeiten abgehärtet; sie begnügen sich mit wenigen; einige gemeine Pflanzen, Wurzeln und schlechte Meerkräuter, oder aufs höchste einige Muscheln, sind ihnen genug. Das Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk; sie gehn mit bloßen Kopfe und bloßen Füßen; sie schlafen auf der Erde, oder auf Rohrmatten, und haben

kein andres Kopfküssen als einen hölzernen Kasten.

III.

Aller dieser bemeldeten Vorzüge ungeachtet, muß man doch gestehn, daß die Japaner sehr unrecht thun würden, wenn sie aller Gemeinschaft mit andern Völkern entsagen wollten, wofern sie nicht in ihrem eignen Lande alles fänden, was ihnen das Leben bequem und angenehm machen kann. Aber man wird sehn, daß sie in diesem Stücke sehr reichlich versehn sind. Seitdem hauptsächlich das Reich völlig geschlossen ist, hat sie eine glückliche Erfahrung gelehrt, daß man mit Fleiß und Arbeit allezeit Mittel finde, zu leben und seiner Nachbarn zu entbehren. Wenn man einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand dieses glücklichen Landes wirft, so wird man zugeben, daß ich nichts als die lautere Wahrheit sage.

Erstlich leben die Japaner, welches kein geringer Vortheil ist, in einem sehr gemäßigten Clima, welches weder der brennenden Hitze der mittäglichen Länder, noch der grausamen Kälte der nordlichen Gegenden ausgesetzt ist. Es ist eine ausgemachte Sache, daß es keine angenehmern und fruchtbarern Länder giebt, als diejenigen, die unter dem dreßigsten und vierzigsten Grad nordlicher Breite liegen. Man kann zwar mit Grunde einwerfen, daß Japan ein ungleiches steinichtes Land voller steilen Felsen sey, welches an vielen Orten sehr unfrucht-

bar seyn würde wenn man es nicht mit ganz ausserordentlicher Sorgfalt und besondrem Fleisse anzubauen wüßte. Aber auch selbst hierinn hat sich die Natur dem Lande besonders günstig erwiesen; dieser anscheinende Fehler des Erdreichs, und diese Nothwendigkeit des Anbaues, erhält die Einwohner im Athem, und ertheilt ihnen diesen löblichen Eyfer zur Arbeit und zum Fleiße. Uebrigens ist die Fruchtbarkeit des Clima so groß, daß man kaum einen Hügel sieht, der nicht gut angebaut sey, und dem fleißigen Landmann nicht eine würdige Belohnung seiner Arbeit gebe. Die unfruchtbaren Gegenden, selbst diejenigen die man auf keine Art anzubauen vermag, sind deswegen nicht ganz unnütz. Eine so zahlreiche Nation, wie die Japanische, die der Faulheit so feind ist, und sich in die enge Grenzen ihres eignen Landes eingeschlossen sieht, hat sich verschiedner Dinge in der Natur bedienen lernen müssen, sowohl was die Erde als das Meer hervorbringt; und das nicht allein zum nothwendigen, sondern auch zum angenehmen Leben. Verschiedne Sachen, die von den meisten Nationen verworfen werden, machen einen Theil ihres Nachtisches, und ihrer besten Gerichte aus. Die Holzungen, Sümpfe, und unfruchtbaren Oerter, geben ihnen Pflanzen und Wurzeln, welche den Ueberfluß und die Zierde ihrer Tafeln ausmachen. Das Meer giebt ihnen eine große Menge kriechender Thiere und Muscheln von aller Arten. Die giftigen Eigen-

schaften gewisser Fische halten sie nicht ab, sich derselben zu bedienen; die Natur hat dieser Nation nicht umsonst einen zur Arbeit geschickten Körper und einen Geist gegeben, der zu den ausserordentlichsten Erfindungen fähig ist.

Ueberdieß finden die Japaner in ihrem Lande eine Menge nützlicher und angenehmer Dinge, welche man nicht leicht in jedem andern Lande zusammen finden wird. Man trifft hier alle Arten von Metallen und Mineralien an, Schwefel, Thon zu Töpfer- und Porzellanarbeit, grauen Ambra, Crystall, kostbare Steine, Bauholz, eine Menge Reiß, Erbsen, Gartengewächse Pflanzen und medicinische Kräuter verschiedner Arten. Was mechanische Künste anlangt, so haben die Japaner alle nöthigen Hülfsmittel dazu, sowohl in Ansehung der Materialien, als auch in Ansehung des Fleisses. Sie haben so wenig nöthig, Arbeiter aus andern Ländern kommen zu lassen, daß sie vielmehr alle asiatischen Nationen an Geschicklichkeit übertreffen.

Man kann sich kaum einen Begriff von der Weitläuftigkeit der Handlung machen, die in den verschiednen Provinzen von einem Ende des Reichs zum andern getrieben wird. Man kann sich kaum vorstellen, wie munter und arbeitsam die Kaufleute sind; welch eine Menge Schiffe man in allen Häfen findet, und wieviel reiche Handelsstädte es in dem Reiche giebt. Die Küsten des Meers sind so volkreich,

daß man glauben sollte, die ganze Nation habe sich dahin versammelt, und daß Innere des Landes sey ganz leer.

Lasset uns nunmehr die Augen auf die Japanischen Wissenschaften richten. Man wird vielleicht finden, daß dieses Volk keine großen Entdeckungen in der Philosophie gemacht; ja ich will sogar zugeben, daß sie nur eine sehr mittelmäßige Hochachtung für diese Wissenschaft haben. Indeß sind sie keine so großen Feinde davon, daß sie diejenigen nicht im Lande dulden sollten, die sich darmit abgeben, sie sehn sie vielmehr als einen Zeitvertreib müßiger Leute an, und verweisen sie in die Klöster, wo man alle nöthige Muße hat, sich darmit zu beschäftigen. Von allen Theilen dieser Wissenschaft schätzen sie nichts als die Moral, die sie ernsthaft studiren. Ich gebe auch zu, daß sie sehr unwissend in der Mathematik sind, hauptsächlich in dem tiefsten und bloß spekulativischen Theile derselben, aber was für andre Volker sind, ausser den Europäern, in diese Geheimnisse gedrungen. Eben dieses kann man von der Erkenntniß des wahren Gottes und einer gesunden Theologie sagen. Vor ungefehr hundert Jahren stralte das Licht des Evangelii mit vollem Glanze, in diesen Ende des Orients. Aber ach! bald wurde es in dem Blute einer unendlichen Menge von Märtyrern ausgelöscht; und das beweinenswürdigste dabey war, daß diejenigen, so es am meisten ausbreiten helfen,

 zum

zum Theil Schuld an der Ausrottung desselben waren. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß die Väter der Gesellschaft Jesu größern Fortgang in der Ausbreitung des Christlichen Glaubens und eine weit sichrere Belohnung ihrer Arbeit und ihres Eyfers gehabt haben würden, welche der Religion sonst so nützlich waren, wenn sie sich nicht gar zu sehr auf den ersten Anschein verlassen, und sich selbst nicht gar zu viel zugetraut hätten. Kaum sehn sie in der Ungeduld, mit der sie ihre Unternehmungen ausführen, den geringsten Schimmer von Hoffnung, als sie sogleich, um das große Werk der Bekehrung zu Stande zu bringen, Triebfedern wirken lassen, die ein wenig zu sehr von der menschlichen Klugheit eingerichtet sind. Daher kömmt es, daß sie nach einem ziemlich glücklichen Anfang sehr oft in dieser Art von Unternehmung scheitern. Die Heyden sind der Gewissensfreyheit so sehr geneigt, daß sie keine einzige Religion verdammen, und niemals den Priestern einer fremden Lehre die Erlaubniß versagen, sie unter ihnen auszubreiten, als bis sie entdecken, daß sie der allgemeinen Ruhe schädlich sey.

Ob nun gleich die Japaner das Evangelium ausgeschlossen haben, so muß man doch nicht glauben, daß sie deshalb Atheisten, weder dem Geist noch dem Wandel nach, sind. Es giebt verschiedne Religionen im Lande; sie haben eine tiefe Achtung und unendliche Ehrfurcht

für

für ihre Götter, denen sie verschiedne Verehrungen bezeugen. Ueberdieß getraue ich mir zu behaupten, daß sie in Ausübung der Tugend, in der Reinigkeit der Sitten, und in der äuserlichen! Andacht die Christen unendlich übertreffen; sie sorgen für das Heil ihrer Seelen, sind bis zur Ausschweifung gewissenhaft ihre Sünden zu büßen, und sind voller Glauben und Hoffnung wegen eines andern Lebens.

Man wird vielleicht einwenden, daß dieses Volk keine genaue Känntniß der Gesetze habe. Ich wollte von Herzen, daß wir andere Europäer in diesem Stücke eben so unwissend wären, als sie sind; so groß ist der Mißbrauch den wir von einer sonst nützlichen Wissenschaft machen. Die Japaner haben, wie die meisten andern Orientalischen Nationen, einen sehr kurzen Weg, Gerechtigkeit zu erlangen. Sie haben nicht nöthig so viel Schriften zu machen, und einen Proceß viele Jahre lang zu verfolgen. Die Sache wird ohne Aufschub vor dem Tribunal, das sie entscheiden soll, vorgenommen; die Partheyen werden gehört, die Zeugen vernommen, die Umstände erwogen, und die Richter sprechen sogleich das Urtheil. Ob man nun gleich nicht leugnen kann, daß diese kurze Art zu sprechen ihre Unbequemlichkeiten hat, so ist sie doch den Partheyen nicht so schädlich, als die ewige Länge unsrer Processe. Ueberdieß muß man sich nicht einbilden, daß die Japaner ohne alle Gesetze sind, sie haben im Gegentheil sehr

vortreffliche, und dieß muß so seyn, da ihr Reich so blühend ist. Unter ihren Verordnungen ist diejenige eine von den merkwürdigsten, welche das Reich den Fremden versperrt; Wir wollen den Ursprung dieses Gesetzes untersuchen und sehn, wie die Regierung dasselbe einführen können.

IV.

Man muß den **Taikosama** als den Urheber dieser bemeldten strengen Gesetze betrachten. Dieß war ein Herr von großem Muthe, und einer besondern Klugheit, der aus einem niedrigen knechtischen Stande durch seine eignen Verdienste sich bis zum Throne eines der größten Monarchen in der Welt geschwungen. Dieser Fürst, welcher die Gemüther der Japaner vollkommen kannte, sah zum voraus, daß es unmöglich seyn würde, sich auf dem Thron zu erhalten, wenn er seinen Unterthanen nicht ein hartes Joch auflegte. Es wurden strenge Gesetze erfordert, eine so aufrührische Nation im Zaum zu erhalten, und die Ruhe so vieler von einander entlegenen Provinzen zu befestigen. **Taikosama** machte ein neues Gesetzbuch, das eben so schrecklich, als des Athenienſischen Gesetzgebers Drakons seines war, wovon man zu sagen pflegte, daß es nicht mit Dinte, sondern mit Blut geschrieben sey. So strenge indeß diese Gesetze schienen, so waren sie doch unstreitig nach dem Charakter der Japaner und der Regierungsform eingerichtet, welche man einführen

führen wollte. Ihre größte Strenge besteht hauptsächlich darinn, daß die geringste Uebertretung mit dem Tode, oder wenigstens mit Leibesstrafen, geahndet wird. Geldstrafen haben hier gar keine Statt. Es schien sehr ungerecht, das die Gesetze nur für die Armen gemacht seyn sollten, und daß die Reichen, die sich durch ihr Geld allezeit von der Strafe loß zu kaufen vermögend waren, das Recht haben sollten, alle Laster zu begehn. Ich habe auf meinen Reisen in diesem Lande sehr oft die Lakonische Kürze der Verordnungen bewundert, die man auf den Landstraßen anschlägt. Die Befehle des Kaysers sind mit so wenig Worten ausgedrückt, als möglich ist. Man giebt keine Ursach an, warum das oder jenes Gesetz gemacht worden, und der Kayser giebt keine Rechenschaft von seiner Aufführung darinn. Man glaubt dieser kurze Styl schicke sich für die Majestät eines großen Monarchen; es ist genug, wenn er selbst die Ursachen seiner Verordnungen weiß; es würde ein Staatsverbrechen seyn, seine tiefe Einsicht und sein richtiges Urtheil in Zweifel zu ziehn.

Die Nachfolger des Taikosama folgten den Grundsätzen dieses scharfen Gesetzgebers und trieben sogar die Sachen noch weiter als er. Da sie sahn, daß er das Reich auf einen solchen Fuß gesetzt, daß man von aussen nichts zu fürchten habe, so glaubten sie, man müsse sich auch für allen fremden Ursachen verwahren,

die

die die glückliche Ruhe des Reichs stören könnten. Sie wollten wegen des Künftigen sicher seyn, den neuen Plan der angenommenen Politik fest setzen, und ihn sogar zu seiner höchsten Vollkommenheit bringen. Dieses erforderte alle mögliche Klugheit und Bemühung der Kayser. Die ausländischen Sitten und Gewohnheiten waren der erste Gegenstand dieser Verbesserung. Die Karten, Würfel, Duelle, die Verschwendung in Essen und Kleidern, und aller Europäische Ueberfluß, wurde als eine Hinderniß in der Ausübung der Tugend angesehn. Sogar die christliche Religion konnte dem Tadel dieser scharfen Gesetzgeber nicht ausweichen; man erklärte sie dem neuen einzuführenden Regierungsplan für nachtheilig, beleidigend für die Götter, und hauptsächlich der Majestät der Mikaddo oder Geistlichen Kayser entgegen. Man urtheilte auch, daß die Reisen der Japaner zu fremden Völkern, oder auch der fremden Völker ihre zu den Japanern, der allgemeinen Ruhe schädlich wären, weil dadurch neue Gewohnheiten eingeführt würden, die sich mit den Sitten und dem Genie der Nation nicht vertrügen. Mit einem Wort, alles Unglück, welches das Reich erlitten, oder in der Folge erleiden könnte, wurde den ausländischen Sitten und Maximen zugeschrieben. Man glaubte, es sey nicht möglich, dem Staatskörper seine vorige Gesundheit wieder zu geben, wenn man nicht alle angefressenen Theile unbarmherzig davon absondere, und so lange man die Ursach davon

übrig

übrig lasse, schmeichle man sich vergebens, das Uebel gehoben zu haben. Also schien alles zusammen zu kommen die Fremden verdächtig zu machen, und ihnen den Eingang des Reichs zu versperren. Der Kayser entschloß sich endlich dazu, und gab einen unwiederruflichen Befehl heraus: **Das Japan auf ewig gesperrt seyn sollte.** Zu gleicher Zeit wurde den Landeseinwohnern angekündigt, künftig zu Hause zu bleiben, und aller ausländischen Handlung zu entsagen.

V.

Als das Reich einmal geschlossen war, konnte nichts dem Willen und den Absichten der weltlichen Monarchen hinderlich seyn. Sie hatten nichts mehr zu fürchten, weder von dem Ehrgeitze der Großen, die sie sich unterwürfig gemacht, noch von dem Aufruhr des Pöbels und dem Rathe und der Hülfe der Ausländer. Die Kayser hatten nicht mehr gebundne Hände, sie konnten thun, was sie wollten, und Dinge unternehmen, die man in keinem Lande zu Stande bringen würde, das der Handlung und allen Fremden offen steht. Dieß bestand hauptsächlich darinn, daß sie eine genaue scharfe Ordnung in den Städten und Dörfern einführten; eine Verbesserung der alten Gewohnheiten vornahmen, und neue dafür einsetzten; daß sie in ihren Unterthanen einen gewissen Geist der Munterkeit und des Fleißes erweckten; ein wachsames Auge auf die Aufführung des Volkes hatten,

hatten, und es in den Schranken des Gehorsams durch eine große Menge dazu bestellter Richter und Aufseher hielten; daß sie jeden zur strengen Ausübung der Tugend zwangen, und mit einem Worte aus dem ganzen Reiche eine Schule der Weisheit und guten Sitten machten. *) Auf diese Art haben die weltlichen Monarchen die Unschuld und das Glück der ersten Zeiten wieder hergestellt. Sie haben sich für keinen innerlichen Aufstande zu fürchten, und verlassen sich so sehr auf die Vortrefflichkeit ihres Landes, und auf den Muth und die Macht ihrer unüberwindlichen Unterthanen, daß sie im Stande sind, den ohnmächtigen Haß und Neid der andern Nationen zu verachten, und das Glück des Japanischen Reichs ist so groß, daß es keinen feindlichen Einfall von aussen zu fürchten hat. Liqvejo, Jedso, Corea, und alle benachbarten Inseln erkennen die Gewalt des Japanischen Kaysers, und er hat nicht allein nichts von den Chinesern zu fürchten, sondern hat sich ihnen selbst furchtbar gemacht. Diese lezte Nation

*) Diese Beschreibung klingt überaus prächtig, aber Kämpfer scheint vergessen zu haben, daß er uns in dieser Schule der Weisheit und guten Sitten die allerscheußlichsten Laster in vollem Schwange sehn lassen. Es scheint nicht, daß ein Land diesen Namen verdienen könne, wo Selbstmord, Betrügerey, Hochmuth, und die unmenschlichsten Wollüste so sehr herrschen dürfen.

tion ist viel zu weibisch, als daß sie zu großen Unternehmungen fähig wäre, der itzige regierende Kayser, ein Tartar von Geburth, ist schon mit so vielen Reichen überhäuft, daß er sich eben nicht sehr bemühn wird, seine Eroberungen über das Meer auszubreiten. Tsinajos, der itzo *) auf dem Japanischen Thron sitzt, ist ein sehr kluger Fürst, von einer vortrefflichen Aufführung. Er hat die Tugenden und großen Eigenschaften seiner Vorfahren geerbt, und unterscheidet sich noch von ihnen durch eine besondre Sanftmuth und Leutseeligkeit, ob er gleich die Gesetze in aller Schärfe beobachten läßt. Er ist in der Lehre des Confucius erzogen, und regiret seine Staaten, wie es die Natur des Landes und das Wohl seiner Unterthanen erfordert. Der Zustand seiner Unterthanen ist unstreitig glücklich. Sie leben friedlich und einig untereinander; sie werden unterrichtet, den Göttern zu dienen, den Gesetzen zu gehorchen, und ihren Obern unterthan zu seyn; sie sind gegen ihre Nachbarn freundschaftlich, höflich und tugendhaft; sie übertreffen alle Asiatischen Völker in Künsten, und mühsamen Arbeiten; sie besitzen ein vortreffliches Land, das durch die Handlung, so sie unter einander führen, bereichert wird; sie sind herzhaft, besitzen überflüßig alle Nothwendigkeiten des Lebens, und genießen der

Früchte

*) 1691.

Früchte des Friedens und der Ruhe. Eine so lange Reihe von Glückseeligkeiten muß sie nothwendig überzeugen, wenn sie über das ehmals geführte elende Leben nachdenken, oder wenn sie die Geschichte der entferntesten Jahrhunderte ansehn, daß ihr Land niemals in einem glücklichern Zustande gewesen, als seitdem es von allen Seiten verschlossen ist, und alle Gemeinschaft und alle Handlung mit ausländischen Völkern denenselben gänzlich untersagt worden.

E N D E
des zweyten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec

Bd.: 2

Berlin (1756)

H.un. 479,III-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033390-7
VD18 80086691-001